

**Johannes Herber**

# **Meine Biographie**

Angefangen am 31.07.1996  
Beginn der Erfassung mit PC am 23.09.1997

## Inhaltsverzeichnis

VORWORT.....	4
EINLEITUNG. DIE URAHNEN.....	5
GROßVATER UND GROßMUTTER VÄTERLICHERSEITS.....	7
ROHRGRABEN .....	9
MEINE ELTERN.....	12
MEINE KINDHEIT.....	14
MARXSTADT.....	29
WIE DAS GESCHAH (AUSSIEDLUNG).....	31
WIE ES WAR (ARBEITSLAGER).....	39
MEINE HEIMKEHR AUS DER TRUDARMEE.....	57
IM KOLCHOS.....	61
HEIRAT.....	63
„FASCHIST UND SABOTEUR“.....	66
WIEDER DAHEIM (UNSER SOHN. DER TOD DES VATERS) . . . . .	73
ABENDSCHULE. NEUE KONFLIKTE.....	77
ENDLICH FREI. WIR WECHSELN DEN WOHNORT.....	79
NEUES UNGLÜCK.....	80
IN KIRGISIEN.....	82
STUDIUM.....	86
DIE LETZTEN TAGE MEINER FRAU.....	87
NEUER ANFANG .....	90
MEINE TÄTIGKEIT AN DER KIRGISISCHEN STAATLICHEN UNIVERSITÄT (1967-1988) .....	96
NACH DEUTSCHLAND.....	98
ENDLICH IN DEUTSCHLAND.....	117
IN DER NEUEN HEIMAT.....	119
EINE REISE AN DIE WOLGA (HERBST 1996).....	123
WOLGAREISE 1997.....	133
Besuch von unserem Urenkel Maxim.....	137
NACHWORT .....	138
QUELLENNACHWEIS .....	140

## Vorwort

Der Gedanke, nach meinen Ahnen zu forschen und die Geschichte meiner Familie (der Familie **Herber**) niederzuschreiben, befiel mich schon seit langem und nicht nur einmal. Den Anstoß dazu gaben mir die Erzählungen meines Vaters über seine Eltern, deren Verwandtschaft und ihr Leben. Diese seine Erinnerungen konnte ich später zur Grundlage meiner Familienforschungen machen, obwohl er sich in manchem geirrt hatte. Ich machte viele Versuche, meine Pläne zu verwirklichen, aber jedesmal hielt mich die Tatsache davon ab, daß ich viel zu wenig darüber wußte und außer den Sterbeurkunden meiner Eltern überhaupt keine Dokumente besaß. Aber das Schlimmste war, daß ich gar keine Ahnung hatte, wie ich die Sache anfangen sollte. Ich weiß auch heute noch nicht viel mehr, außer etwas über die allgemeine Geschichte der Wolgadeutschen. Das habe ich mir aus der Lippeschen Landesbibliothek beschafft. Ich habe mir von der Fernleihe Hunderte Bücher, Zeitschriften und einzelne Artikel kommen lassen und das Wichtigste davon dann kopiert. Leider konnte ich nichts von dem bekommen, was in Rußland in russischer Sprache darüber veröffentlicht ist. Aber ich weiß, daß ich mich beeilen muß, wenn ich etwas (wenn auch nur in Bruchstücken) noch fertigbringen will. Und meine Aufzeichnungen werden das einzige sein, was ich meinen Nachkommen oder den Nachkommen meiner jetzigen Verwandtschaft hinterlassen kann. Anderen Reichtum (Geld oder dergleichen), der gewiß den meisten viel lieber wäre, besitze ich nicht. Ich muß oft diese meine Ansichten in heftigen Diskussionen vor meiner jetzigen Verwandtschaft verteidigen, die fast einstimmig behauptet, diese Aufzeichnungen und meine ganze Mühe würden niemanden interessieren. Sie haben natürlich teilweise recht. Und trotzdem glaube ich daran, daß in 10, 50 oder 100 Jahren sich jemand, dem diese Aufzeichnungen in die Hände kommen, dafür interessieren wird. Wie würde ich mich heute freuen, wenn ich solche Aufzeichnungen fände, die einer meiner Vorfahren, ein ähnlicher Fanatiker wie ich, vor 50 oder 100 Jahren niedergeschrieben und hinterlassen hätte. Und in der jetzigen Zeit, wo das Selbstbewußtsein meiner Landsleute, der Russlanddeutschen, sich einer Wiedergeburt erfreut, ist die Wahrscheinlichkeit, daß meine Mühe nicht umsonst ist und jemandem zugute kommt, größer als je zuvor.

Daß die ganze Arbeit so zustande kam, wie sie jetzt vorliegt, habe ich einigen meiner Freunde zu verdanken. In erster Linie möchte ich hier meinem Schwager Andreas Frank meinen Dank aussprechen, der mir mit viel Geduld die ersten Handgriffe am Computer beigebracht hat. Weiter gebührt Dank Herrn Professor Eberhard Lindner aus Bad Godesberg, der so gütig war und das erste Exemplar des Buches korrigierte und mir viele kritische und nützliche Bemerkungen machte.

Die Periode unseres Lebens in Deutschland soll noch in einer besonderen Niederschrift behandelt werden, deshalb wird sie in diesem Buch nur oberflächlich berührt.

Der Autor

Horn-Bad Meinberg, den 05.03.2001

## Einleitung. Die Urahn

Also muß ich mir einen Ruck geben und die Arbeit beginnen, wenn ich auch nur Bruchstücke liefern kann.

Noch vor 1941, vor dem 2. Weltkrieg, als wir noch an der Wolga lebten, erzählte mir der Vater oft von seiner Kindheit, seinen Eltern und Verwandten. Die Herbers, d.h. Vaters Eltern und Großeltern väterlicherseits, lebten im Dorf Boaro (heute: Borodajewka), das sich auch heute noch auf der Wiesenseite (linkes Wolgaufer), 10 km von dem Rayonzentrum Marx (früher: Marxstadt) entfernt, steppeneinwärts befindet.

Das Wort „Boaro“ stammt aus dem französischen „Bois roux“ (soviel wie „Roter Wald“). Wieso die damalige Kolonie diesen Namen erhielt ist mir unbekannt. Laut Beratz: „Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga in ihrer Entstehung“ wurde diese Kolonie am 7. Juni 1767 gegründet. Dort lebten damals 109 Familien mit insgesamt 281 Einwohnern männlichen und weiblichen Geschlechts. 1912 waren es 6063 Einwohner. Boaro gehörte damals zum Ujesd (Kreis) Nikolajewsk im Gouvernement Samara und lag am Ufer des Kleinen Karaman, einem Nebenfluß der Wolga. (Damals gehörten alle Kolonien auf der linken Seite der Wolga zum Gouvernement Samara, die auf der rechten Wolgaseite zum Gouvernement Saratow). Die Poststation für Boaro war damals in Katharinenstadt (Baronsk, Marxstadt, heute: Marx).

Die ersten „Herber“-Familien (jedenfalls unsere Vorfahren), die aus Deutschland an die Wolga kamen, lebten aber nicht in Boaro. Mein Vater erzählte mir immer, daß die erste Herber-Familie, seine Vorfahren, aus einer Witwe mit einem 10-12jährigen Sohn bestand, die nach Boaro von der Bergseite (dem rechten Wolgaufer) hereingewandert waren. Wann das war und aus welcher Kolonie sie genau kamen, das wußte mein Vater auch nicht. Der Junge soll nach Vaters Angaben Karl geheißen haben (später fand ich aus den Dokumenten im Archiv von Engels heraus, daß er nicht Karl, sondern Johannes hieß. Gottlieb Carl hieß sein ältester Sohn.) Dieser Johannes, der der Stammvater „unserer“ Herbers war, hatte später 6 Söhne und 5 Töchter. Der 2. Sohn, mit Namen Christian, war mein Urgroßvater. Das ist dokumentarisch belegt. (Den genaueren Zusammenhang werde ich später in einem Stammbaum aufzeichnen.)

Mein Urgroßvater Christian (am 06.12.1831 in Boaro geboren) heiratete Katharina Christiane (nach anderen Angaben: Maria Christiane) Kappes (Jahr der Eheschließung ist noch unbekannt). Sie hatten nach einer Revisionsliste (Volkszählungsliste) aus Boaro von **1883** 3 Söhne und 1 Tochter. Söhne: 1) *Johannes* (geb. am 26.12.1864) 2) *Salomon* (geb. am 18.04.1869) 3) *David* (geb. am 24.08.1871) 4) Tochter *Berta* (Geburtsdatum unbekannt).

Salomon verstarb 1888, also ca. 19 Jahre alt. Von der Tochter Berta ist weiter nichts bekannt. Der 1871 geborene David war der Stammvater aller Herbers, die vor ihrer Ausreise nach Deutschland im Dorf Kairma in Kirgisien lebten. Der älteste Sohn Johannes war mein Großvater väterlicherseits.

Von meinem Urgroßvater Johannes, von meinem Urgroßvater Christian und von meinem Großvater Johannes besitze ich einige zwar spärliche, aber dokumentarisch belegte Angaben. Aus mündlichen Überlieferungen weiß ich noch, daß sowohl der Urgroßvater als auch der Großvater Bauern von Beruf waren, aber ihre Familien nur recht und schlecht ernähren konnten. Vom Großvater Johannes weiß ich, daß er sich in manchen Jahren auch als Bauernknecht verdingen mußte, ja er war sogar gezwungen, auch seine minderjährigen Kinder bei reicheren Leuten fürs tägliche Brot arbeiten zu lassen. Sowohl der Urgroßvater als auch der Großvater waren groß von

Wuchs und stark, so daß von ihren Kräften bei ihren Landsleuten verschiedene Legenden in Umlauf kamen. Großvater Johannes wurde im Dorf nicht anders als der „Große Harber“ genannt. Aber an Charakter sollen es grundverschiedene Leute gewesen sein: der Urgroßvater war jähzornig und in der Familie ein richtiger Despot. Man erzählte z.B., daß er seine erwachsenen Söhne und Schwiegertöchter mit der Peitsche züchtigte – den Sohn im Beisein von dessen Frau, die Schwiegertochter im Beisein ihres Mannes. Der Großvater wiederum war ein stiller und geduldiger Mann. Er ließ sich alles von seinem Vater gefallen, obwohl er an Größe und Stärke ihn noch weit übertraf. Er benutzte seine Kräfte nur bei übermäßiger Arbeit, was ihn auch relativ früh ins Grab brachte. Von ihm wird noch weiter die Rede sein.

Den Stammvater meiner Herber-Vorfahren in Boaro hätte ich somit gefunden. Jetzt habe ich aber im Archiv von Saratow drei Herber-Familien entdeckt, die, manche vielleicht auch nur zum Teil, von Deutschland kamen und sich am rechten Wolgaufer in der Kolonie Bujdakow Bujerak angesiedelt hatten. Daß zwei von ihnen im Frühjahr und Sommer 1766 in Hessen getraut wurden, um anschließend an die Wolga zu wandern, das entnahm ich hier in Deutschland aus den Kirchenbüchern. Aber welche von den drei Familien die Stammfamilie unserer Herbers war – das ist die große Frage. Nach meinen Nachforschungen könnte einer von mindestens 6 Söhnen der Eingewanderten der Vater meines Ur-Ur-Großvaters Johannes in Boaro sein. Also welcher? Das konnte ich bis jetzt leider noch nicht klären. Da muß noch in den Archiven von Saratow, Wolgograd und Samara nach den (noch nicht aufgefundenen) Revisionslisten aus der Kolonie Bujdakow Bujerak weitergesucht werden, und zwar nach den Listen folgender Revisionen: Nr. 5 (für 1783), Nr. 7 (für 1816) und Nr. 8 (für 1934) aus der Kolonie Bujdakow Bujerak; und Nr. 6 (für 1798), Nr. 7 (für 1816) aus der Kolonie Boaro (Bois roux). Man kann auch noch nach Angaben in Kirchenbüchern nachforschen. Es wäre auch gar nicht so schlecht, wenn man weitere Angaben über die 1766 ausgewanderten Personen fände (Geburtsdaten und Geburtsorte, andere Verwandte). Die müßte man hier in Deutschland suchen, besonders in Hessen. Die meisten Herber sind doch wohl 1766 aus Hessen ausgewandert. Auch heute leben in Hessen noch die meisten Herber-Familien. Von ca. 1350 Familien mit dem Namen „Herber“ leben in Hessen allein über 370 Familien.

In Rußland ist es schwierig, den Familiennamen „Herber“ von „Gerber“ zu unterscheiden, denn, da es im Russischen keinen Laut und Buchstaben „H“ gibt, werden alle solche Namen mit „G“ geschrieben. Es gibt in Rußland auch Deutsche mit dem Namen „Gerber“. So muß demnach nicht jeder „Gerber“ ein „Herber“ sein, aber auch nicht unbedingt ein „Gerber“.

Um alle diese Daten und Angaben zusammenzubringen, habe ich Hunderte von Briefen an verschiedene Kirchen, Archive und Einzelpersonen in Deutschland und in Rußland geschrieben, habe selbst mehrere solcher Institutionen aufgesucht, war dreimal an der Wolga und arbeitete in den Archiven von Engels und Saratow, war zweimal in den Archiven von Petersburg. Aber ich muß doch wohl noch öfter solche Archive in Rußland besuchen, dort kommt man, wenn auch mit großem materiellem Aufwand und mit viel Mühe, am ehesten zu etwas.

Jetzt aber wieder zurück zu Zeiten und Personen, über die ich mehr schriftliche Angaben, mündliche Überlieferungen und eigene Erinnerungen besitze.

## Großvater und Großmutter väterlicherseits

Also, mein Großvater Johannes, der „**große Herber**“ genannt, **wurde am 26. Dezember 1864 in Boaro geboren**. (Es muß darauf hingewiesen werden, daß in Rußland bis 1918 alle Geburts- und andere kalendarische Daten alten Stils sind, d.h., daß dort bis 1918 noch nach dem Julianischen Kalender gerechnet wurde.) Er gehörte zu der ärmeren Schicht der Bauern. Wo seine Familie in Boaro gewohnt hat, ist mir unbekannt. Mehrere meiner Nachforschungen blieben erfolglos. Die Aussiedlung der Deutschen von der Wolga 1941 hatte alles durcheinander gebracht. Laut Revisionsliste von 1883 heiratete mein Großvater Johannes im Jahre 1885 Anna Katharina Bauer. Da ist auch die Rede von einem Sohn Johannes, der ihm 1886 geboren wurde, aber schon 1887 verstarb.

Von seiner ersten Frau hatte der Großvater, nach den Erzählungen meines Vaters, noch drei Kinder, die auch alle drei groß wurden. Das waren zwei Söhne: David(1891-1943, der Großvater von Katja Hübert, Selma Pees und Ella Rosenfeld) ; ein weiterer Johannes (Geburtsjahr und weiteres Schicksal unbekannt) und die Tochter Pauline. Ihre genauen Daten fehlen auch. Es ist nur bekannt, daß sie mit einem Friedrich Neuwirt kurze Zeit verheiratet war. Nach Schätzungen müßte sie etwa 1893 in Boaro an der Wolga geboren und etwa 1926 in Krasnojarsk (Gebiet Omsk) verstorben sein. Als sie starb, hinterließ sie ein Waisenkind – unsere spätere Tante Lyda (die Mutter der oben genannten Katja, Selma und Ella), die von ihrem Onkel David erzogen wurde.

Was mit Großvaters erster Frau geschah, wie und wann sie gestorben ist, weiß ich ebenso wenig wie ihren genauen Namen. Nach mündlichen Überlieferungen soll sie ein ziemlich starrköpfiges Weib gewesen sein, die sich nur schwer in die rohe Herber-Familie hineinfügte und deshalb mit den Schwiegereltern oft in Konflikte geriet.

So um 1904 heiratete mein Großvater Johannes (der „Große Herber“) zum zweiten Mal: Maria Susanna Kutscher aus dem Nachbardorf Beckerdorf (früher hieß es Ernestinendorf, heute – Berjosowka). Großmutter Suse habe ich persönlich noch gut gekannt. Laut ihren Erzählungen während der langen Winterabende in Sibirien in der Kriegszeit war sie auch schon ein Mal verheiratet. Aber wann und wo – das ist unbekannt. Ihr Mann war Zuschläger (Hammerschmied) in der Schmiede ihres Vaters Peter Kutscher, der von Wuchs ein kleiner Mann, aber ein anerkannter Schmiedemeister war. Sie liebte ihren ersten Mann nicht und heiratete ihn nur, weil ihr Vater es so wollte. Mit dem ersten Mann hatte sie ein Töchterchen, das in Sibirien als kleines Kind verstarb. Die Großmutter lebte mit ihrer Familie einige Jahre in Sibirien, unweit von Omsk. Ihr erster Mann war in den Armeedienst einberufen worden und kam nicht mehr zurück. Nach dem Tod der kleinen Tochter zog Großmutter mit ihrer Familie irgendwann wieder an die Wolga zurück.

1903 oder 1904 heiratete sie meinen Großvater. Am 13. Januar 1905 alten Stils wurde in Boaro mein Vater Alexander geboren. 1907 zog die Familie mit noch 10 oder 12 Familien aus Boaro mit Pferden und Planwagen, mit Vieh und sämtlichem Hausrat nach Sibirien. Sie fuhren 2,5 Monate lang, hielten mittags, um Essen zu kochen, ein Mal in der Woche rasteten sie einen ganzen Tag, um sich gründlich zu baden, Wäsche zu waschen, etwas zu reparieren, das Vieh sich erholen zu lassen. Die meisten Männer ritten gewöhnlich auf Pferden und waren bewaffnet mit Jagdflinten. Als sie durch die kasachisch-kirgisischen Steppen zogen, ritt immer ein kleiner Trupp weit voraus, um die Gegend und die Lage auszukundschaften, denn dort mußten sie stets mit Überfällen der halbwilden Nomadenvölker rechnen. Die Kirgisen raubten oft Pferde oder anderes Vieh. Dann mußten die Umsiedler manchmal bis drei Tage haltmachen, bis sie das Vieh wieder gefunden und zurückerobert hatten. So manches

ging auch für immer verloren.

Der Treck kam bei Omsk im Spätherbst an. Die Familie meines Großvaters ließ sich im Dorf Alexandrowka, 60 km von Omsk, nieder. (Damals wurde das Dorf von den Einwohnern „Koschkel“ genannt. Koschkel war aber eigentlich der kleine See, an dem sich das Dorf befand. Der See ist inzwischen verschwunden, und heute kennt kaum jemand den Namen „Koschkel“ noch.) Ob sie dort eine eigene Unterkunft hatten, weiß ich nicht. Ich erinnere mich nur, wie mein Vater erzählte, daß sich sein Vater bei reichen Leuten als Knecht verdingt hatte, um den Unterhalt für die Familie zu erarbeiten. Die älteren Kinder mußten auch arbeiten. Als mein Vater 5-6 Jahre alt war, mußte er auf dem Pferd Vieh hüten, oder bei der Ernte auf dem Pferd das Getreide ausreiten. (Das Pferd wurde vor einen ca. 1 m langen achtzackigen 25-30 cm hohen Stein gespannt, der über das auf der Tenne ausgebreitete Getreide geschleppt wurde und es so ausdrasch.) Über diese Arbeit hat der Vater oft erzählt. Er konnte nicht vergessen, daß ihm damals der Bauer eine neue Hose versprochen, aber nicht gegeben hatte.

Als sich die Familie nach mehreren Jahren unter größten Mühen etwas hochgearbeitet hatte, begannen in Sibirien die Wirren der Revolution und des Bürgerkrieges, wobei das Zusammengesparte fast alles wieder draufging. Die vielen Jahre unmenschlich harter Arbeit hatten den Großvater krank und müde gemacht. Er hatte Angst, er könnte plötzlich wegsterben und die Familie (Frau und drei Kinder, die von der ersten Frau waren ja schon erwachsen und selbständig) allein in der Fremde zurücklassen. Für ihn war Sibirien nicht zur Heimat geworden, seine Heimat war die Wolga. Für die Kinder war das vielleicht anders. Mein Vater kam zweijährig nach Sibirien. Seine zwei jüngeren Brüder (Peter, geboren 1910, und Adolf, geboren 1915,) wurden ja sogar in Sibirien geboren. Laut Dokumenten aus dem Archiv von Omsk hatte Großmutter dort noch zwei Söhne geboren: einmal einen Heinrich im Jahre 1913, dann wieder einen Heinrich – 1919, aber beide starben wahrscheinlich noch als Kleinkinder). Großvaters einziges Ziel und Streben war: „die Kinner hejm in ihre Heimat bringen, daß sie mich nicht die Knochen am Leib verfluchen, wenn ich mal tot bin.“

Im Sommer 1923 wurde alles verkauft – das bißchen Land, das Häuschen, das Vieh usw., und los ging es mit der sibirischen Eisenbahn an die Wolga, wieder nach Boaro, von wo sie vor 16 Jahren weggefahren waren. Im Dorf blieben sie aber nur einige Tage, dann kaufte der Großvater von einer reichen Familie ein kleines Anwesen mit einer LehmKate und 18 Desjatinen Land (1 Desjatine = 1,09 ha) 30 km vom Dorf entfernt in der Steppe, auf dem Chutor (Weiler) Rohrgraben. Kaum hatten sie sich da eingerichtet, wurde der Großvater krank. Am 3. August 1923 starb er an Fieber. Beerdigt wurde er im Dorf Boaro.

## Rohrgraben

Mein Geburtsort „Rohrgraben“ (in den offiziellen Dokumenten und Landkarten meistens „Bauer(n)graben“ genannt) befand sich 30 km steppeneinwärts (östlich) vom Dorf Boaro. Rohrgraben entstand aus einer Reihe von Landstücken und Einzelhöfen, die sich reichere Bauern aus dem großen Dorf Boaro angelegt hatten, als um der Mutterkolonie herum das Land für die wachsende Bevölkerung nicht mehr ausreichte. Es befindet sich wirklich in einem Netz von Gräben und Bächen, die schließlich in den „Kleinen Karaman“ münden (ein linker Nebenfluß der Wolga). Wann diese Siedlung genau entstand, ist mir unbekannt. Es könnte so um die Mitte des 19. Jahrhunderts gewesen sein. Solche Siedlungen wurden russisch „Chutor“ genannt, so nannten es auch die Deutschen, zum Unterschied vom Dorf Boaro. Die Bauern aus Boaro hatten in jener Gegend mehrere solche Chutore gegründet. Die Bauern lebten dort nur zur Zeit der Aussaat, der Heumahd und der Ernte. Winters befanden sich hier gewöhnlich nur das Vieh und die Knechte. Erst später siedelten sich hier die Bauern fest an. Allerdings war es 1923, als mein Großvater nach seiner Rückkehr aus Sibirien hier ein Stück Land und eine Lehmkate erstand, schon ein kleines Dörfchen. Aber besonders zu Winterszeiten war es hier noch recht einsam und öde. Es gab hier keine Mühle (ohne die ein Bauer nicht auskommen kann), keinen Laden, keine Poststation, keine Verwaltungsbehörde. In die Mühle, in die „Bude“ (wie die Läden und Geschäfte genannt wurden), auf die Post fuhren die Bauern nach Boaro oder nach Marxstadt. Auch Wiesenheu oder ein Stück Holz mußten sich die Bauern aus den Wiesen von Boaro oder Marxstadt holen. Das Dorf begann sich erst richtig zu entwickeln, als die Kolchose gegründet wurden. Der Kolchos, der hier entstand, hatte den Namen „Thälmann“ bekommen. Es wurde eine Schule gegründet (mit einem einzigen Lehrer in dem Haus der enteigneten und verschickten wohlhabenden Familie Geiger), ein kleiner Kramladen, wo die Leute Petroleum, Salz, Zündhölzer und andere Bedarfsartikel kaufen konnten. Auch eine Kolchosverwaltung gab es. Der Dorfsowjet (Dorfrat) war jedenfalls in dem 3 km Richtung Boaro gelegenen Dörfchen "Kippel" (das heute auch nicht mehr existiert).

Eine lebensnotwendige Einrichtung war der „Damm“, wie der eingedämmte Teich genannt wurde. Vom Damm wurde Wasser zum Kohl- und Rübenpflanzen genommen, zum Beetgießen in den Hausgärten, hier wurde das Vieh im Sommer wie im Winter getränkt. Hier hatte die Dorfherde auch ihre Mittagstrift. (Das Vieh wurde zur Mittagszeit hier her getrieben, stillte hier seinen Durst und erholte sich während der heißen Tageszeit. Aber Schatten gab es leider keinen. Hierher kamen die Hausfrauen mittags, um ihre Kühe zu melken.) Vom Damm wurde Wasser auf die Felder gefahren, um Zieselmäuse („Pfifferte“) aus ihren Löchern auszugießen. Diese Tierchen mußten erstens vertilgt werden, weil sie den Feldfrüchten großen Schaden zufügten. Zweitens gaben sie für manche Leute in den Hungerjahren (deren es mehr gab als satte) willkommene Fleischgerichte. Aber den allerwichtigsten Zweck, den der Damm erfüllte (für uns Kinder), war das Baden. Wir lagen tagelang im Wasser. Abends kamen oft auch Erwachsene nach der Arbeit und labten sich hier an dem kühlen Naß. Hinter dem Damm wurden auf einer mehr oder weniger ebenen Fläche Lehmziegel zum Bauen angefertigt. Später entstanden hier Kohlplantagen des Kolchos, da es direkt beim Wasser war.

Im Dorf gab es anfänglich zwei Brunnen, wo das Trink- und Kochwasser geholt wurde. Beide Brunnen befanden sich hinter dem Damm und waren sehr tief. Das Wasser wurde mit Hilfe einer langen Kette, die an einer Winde befestigt war, durch das Drehen der Winde heraufbefördert. Ein Brunnen befand sich direkt vor Merkers Vaters Gehöft, der zweite war weiter unten im Graben vor einem großen Weidenbaum



(das war unter anderem der einzige Baum im Dorf, abgesehen von einigen Kirschbäumchen, die in Vater Merkers Gärtchen wuchsen). Von hier wurde schon zu meiner Zeit (Mitte der 30er Jahre) nur selten Wasser geholt, da der Ausbau des Brunnens schon baufällig war. Manche Leute holten das Trinkwasser mit Handwägelchen und einem kleinen Faß darauf aus dem benachbarten Chutor Boregardt. Da gab es oft Zwistigkeiten zwischen den Boregardtern und den Rohrgräbern. Zu dieser Zeit wurde neben dem Kolchoskontor ein neuer Brunnen gebohrt. Der war noch tiefer. Um da das Wasser heraufzubefördern, wurde über dem Brunnen eine Pumpstation angebracht, die von einem Windmotor getrieben werden sollte. Aber der Windmotor funktionierte aus irgendeinem Grunde nicht. So stand die ganze Anlage längere Zeit außer Betrieb da. Irgendjemand hatte die inneren Streben an dem Turm abmontiert, und eines Nachts, als gerade ein starker Wind brauste, fiel das ganze Turmgestell um. Es war Sommer. Die Kühe der Dorfbewohner standen wie gewöhnlich auf dem Hof im Freien. Unweit von dem Brunnen war die Kuh des Kolchosvorsitzenden (damals war der Dicke Günthers Vorsitzender) an einem Pfahl angebunden. Der Stabilisator (Schweif) der Drehflügel schlug einen halben Meter von der Kuh in die Erde hinein. Das war damals ein großes Dorfereignis, das mir im Gedächtnis geblieben ist.

Als 1941 die Leute nach Sibirien ausgesiedelt wurden, hatte das Dorf rund 100 Höfe. Die Aussiedlung der Rohrgräber fand am 12. September 1941 statt. Die Leute wurden samt einer kleinen Habe auf Militärautos nach Marxstadt an die Wolga gebracht. (Die Marxstädter waren damals schon weg.) Hier wurden sie auf Lastkähne verladen und auf der Wolga nach Engels zur Bahn gebracht. Da in Rohrgraben fast ausschließlich Deutsche lebten, lag das Dorf nach der Aussiedlung der Einwohner ausgestorben da. Nur ein paar Kasachenfamilien blieben hier und kümmerten sich um das Vieh.

Im Mai 2002 besuchte ich zusammen mit meinem Verwandten Robert Lieder, der bis zur Aussiedlung in Rohrgraben (Bauergraben) lebte, den Ort des ehemaligen Rohrgraben. Heute haben das Land des ehemaligen Dorfes zwei Familien gepachtet: die Kasachenfamilie Dawletow, die Viehzucht betreibt. Sie besitzen hier ein Zweifamilienhaus. Eine Hälfte davon bewohnen sie selbst, die andere – eine Russenfamilie, die bei Dawletow als Gehilfe arbeitet. Die Dawletows besaßen damals ca. 30 Stück Rindvieh, 5 Pferde und 5 junge Fohlen, ca. 30 Schafe, einen Haufen Hühner, Gänse und Enten. Im Dorf Kirowskoje, zu dem das ganze Land hier gehört, haben die Dawletows ein Haus gekauft. **Ihre Adresse: Давлетов Ахмеджан + Мариан, Марксовский район, с. Кировское, ул. Молодёжная, 14-2. Телефон: 9-11-09.**

Die zweite Hälfte des Territoriums des ehemaligen Dorfes besteht aus einer Reihe Fischerteiche, die zu beiden Seiten des ehemaligen Dorfteiches angelegt sind. Diesen Teil hat sich der ehemalige Sowchosvorsitzende Gennadij Wassiljewitsch Lebedjew angeeignet (gepachtet).

Der Dawletow führte uns damals durch das Dorf und erklärte die Umgebung. Man konnte den alten, kleinen Friedhof gerade noch so ausfindig machen, hauptsächlich durch den kleinen Graben um ihn herum. Heute wird hier keiner mehr beerdigt. Weiter abwärts von diesem Friedhof befindet sich ein moslemischer Friedhof: ziemlich groß, von einer Lehmwand umzäunt, mit verschiedenartigen moslemischen Denkmälern, ziemlich gut gepflegt. Vor dem ehemaligen Dorfteich fanden wir einen alten sehr tiefen Brunnen, eingefasst in Betonringen, der heute nicht mehr benutzt wird. Das muss der alte Brunnen sein, der schon zu meiner Zeit fast nicht mehr benutzt wurde, weil die

alte hölzerne Einfassung schon damals sehr baufällig und nicht ungefährlich war. Quer durch das ehemalige Dorf führt heute ein aufgeschütteter Weg.

In Boaro (heute Borodajewka) trafen wir eine alte Kasachin, Frau Teneljowa, Soja, geb. 1928. Sie wohnt: ул. Набережная, 125. Die Frau kam 1930 als zweijähriges Kind mit ihrer Familie aus Kasachstan nach Rohrgraben. Ihr Mädchename war Kabasowa, Suban. 1948 heiratete sie nach Boaro. Sie konnte sich nur noch sehr wenig an ihr Vorkriegsleben erinnern, sprach aber noch etwas Deutsch. Sie hatte eine sehr leichte deutsche Aussprache, man konnte sofort verstehen, dass sie die deutsche Sprache als Kind erlernt hatte. Als wir sie das zweite Mal besuchten, waren ihre Tochter Bitshanowa, Dshebek Petrowna (Marx, Prospekt Stroitelej, 14, Kwartira 74) und deren Tochter Marina (geb. 1977) hier bei der Großmutter. Sojas Vater hieß Islam. Er hatte noch zwei Brüder: Kakasch und Masi (Andrej). Die Alte bezog jetzt 1350 Rubel Rente (ca. 53 €).

Einige Zeit nach der Aussiedlung der deutschen Dorfbewohner kamen Familien aus verschiedenen westlichen Gebieten, die vor der deutschen Okkupation geflohen waren, ins Dorf. Das Land war aber einer benachbarten Sowchose einverleibt worden. Die Einwohner verließen nach und nach das Dorf. Die hölzernen Gebäude (z.B. die Getreidespeicher) wurden meistens in das Zentralgehöft der Sowchose gebracht, in die 7 km entfernte Siedlung Kelke (heute: das Dorf Kirowskoje, Sowchos „Kriwowskij“). 1961 verließen auch die letzten Einwohner das zerrüttete Dorf. Nur die Viehfarm und ihre Betreuer blieben hier. Etwas später machten sich hier Fischer breit, baggerten noch einige Teiche aus und beschäftigten sich mit Fischzucht. (Siehe das Kapitel „Wolgareise 1996“ meiner „Biographie“.)

Die vorliegende Skizze wurde von den Autoren nach dem Gedächtnis angefertigt. Es ist nur eine schematische Zeichnung von Rohrgraben, ohne Maßstab. Die Hausnummern sind willkürlich gewählt, in Rohrgraben gab es weder Straßennamen, noch Hausnummern. Die Häuser standen im Dorf natürlich nicht in so streng geraden Reihen, wie sie in der Skizze dargestellt sind. Die Straßen, Gassen und Wege krümmten sich manchmal nach dem Gelände. Die Häuser hatten natürlich verschiedene Größen und Formen. Die Namen der Dorfbewohner sind manchmal mit kleinen Kommentaren versehen, um das Gedächtnis aufzufrischen.

Gez. von J. Herber und R. Lieder, Horn-Bad Meinberg – Löhne, 1998.

## Meine Eltern

Mein Vater war jetzt als ältester Sohn (18 Jahre) für die Familie verantwortlich. Der zweite Bruder, Peter, war 13, Adolf, der jüngste, gerade 8 Jahre alt. Großmutter Susanne muß 44 Jahre alt gewesen sein, als sie zum zweiten Mal Witwe wurde.

Mein Vater hatte es sehr schwer, eine neue Wirtschaft aufzubauen und die Familie zu ernähren. Er war noch jung und unerfahren und allein unter fremden Leuten (er war ja in Sibirien aufgewachsen und hier nun ganz fremd). Er wurde oft zum Ziel des Spotts der älteren Dorfbewohner. Erst als man sah, daß er mit seiner Wirtschaft gut fertig wurde und sie auch ziemlich schnell auf die Beine brachte, wurde er von seinen Dorfgenossern akzeptiert und geachtet.

Im Frühjahr 1924 hatte Vater geheiratet. (Das kam mir erst sehr spät zu Ohren, denn über diese Angelegenheit wurde in unserer Familie nicht gesprochen.) Diese Ehe hatte ihm kein Glück gebracht. Im Sommer erwischte der Vater seine Frau mit einem Mann aus dem Chutor nachts auf dem Stallboden im Heu. Sie mußte noch in derselben Stunde mitten in der Nacht mit ihrem Hab und Gut den Hof verlassen.

Zu Beginn des Winters 1926, genauer: am 27. November, heiratete er das zweite Mal. Diese Frau, meine Mutter, war damals schon 26 Jahre alt, also 5 Jahre älter als der Vater. Sie war eine Vollwaise. Ihre Eltern waren 1921 in dem schrecklichen Hungerjahr an der Wolga verhungert. Ihre Geschwister Dorothea, Emilie und Bruder Karl waren, wie so viele andere Kinder in jenen Jahren, mit fremden Leuten nach Taschkent ausgewandert. Es hieß, Taschkent wäre eine „brotreiche Stadt“, wo es sogar keinen Winter gebe.

Meine Mutter hieß Rosalie, eine geborene Goldmann (geboren am 19. Mai 1900 in Boaro). Sie lebte zu jener Zeit zusammen mit ihrer jüngsten Schwester Olga (deren Geburtsdatum ist mir unbekannt) und diente in einer Familie Lieder als Magd. Von da holte sie auch der Vater nach Rohrgraben. Es war ein kalter, schneereicher Winter. Und als Mutter aus dem großen und einstmaligen reichen Lieder-Hause in die ärmliche, dunkle Lehmkate trat, konnte sie die Tränen nicht verbergen. Aber die Großmutter brachte sie mit ihrer robusten Art rasch wieder zur Besinnung. Die Kissen wurden schnell von dem einzigen kleinen Fensterchen weggenommen, wo sie den Schnee und das Eis, die das Fenster bedeckten, etwas abtauen sollten. Auch der große Schafspelz wurde von der Stubentür gezerrt, wo er das bißchen Wärme, das der Ofen spendete, halten sollte. Wenn uns später Mutter das erzählte, verteidigte der Vater sich und sein Haus: „Aber aus dem Ofen wurde ein fetter Schweinebraten geholt, im Stall standen zwei Melkkühe, ein gutes, schönes Pferd, Schweine und Schafe. Und Brot hatten wir auch genug. Die Großmutter hatte sogar einen Kuchen aus Weizenmehl gebacken und dazu Schnitzensuppe gekocht aus gedörrtem Obst.“ – „Ja, zu essen war genug da“, mußte ihm meine Mutter beipflichten.

Die Heirat meiner Eltern war überprosaisch. Wenn Vater wegen irgendeiner Angelegenheit ins Dorf nach Boaro fahren mußte, kehrte er immer bei Vetter Andrusch Bauers an. Dieser Mann war früher mal mit meinem Großvater bekannt. Seine Frau war aber die Cousine von meiner Mutter. So kam dem Mann die Idee, meinen Vater mit der Cousine seiner Frau zu verheiraten, also beide unter Dach und Fach zu bringen. Eines Abends überredete er meinen Vater, zu Lieders zu gehen (wo meine Mutter diente und auch wohnte), um die Rosalie Goldmanns zu freien. Meine Mutter war ja verunsichert, solch einen wichtigen Schritt so aus dem Stehgreif zu wagen (sie kannte ja Vater fast gar nicht). Aber entscheidend war da das Wort der alten Frau Lieder. Das war die Schwester von meiner Großmutter mütterlicherseits. Und meine Mutter wußte auch nur zu gut, daß sie bei den Liedern die längste Zeit gelebt hatte. Wäre die alte Dame erst mal verstorben, wäre die Mutter dort so wie so überflüssig

gewesen. Und daß solche alten Jungfern wenig Chance auf eine Heirat hatten, wußte sie auch. Also sagte sie zu. Der Vater übernachtete bei Vetter Andrusch, und am Morgen fuhr er zu Lieders und nahm seine Braut mitsamt ihrem Bündel und fuhr nach Rohrgraben. Das Weitere wissen wir ja.

## Meine Kindheit

Ich war das erste Kind meiner Eltern und wurde am 22. Dezember 1927 geboren, um 10 Uhr abends, wie Mutter immer erzählte. Wir waren also schon 6 Menschen in dem kleinen Häuschen: meine Eltern und ich und meine Großmutter mit ihren zwei jüngeren Söhnen Peter und Adolf. Das Häuschen bestand aus einer Stube, einer großen Küche und einem Flur. Der Fußboden war aus Lehm gestampft und wurde mit einer Lösung von Wasser mit Kuhmist überrieben.

1929 begann im Dorf die Kollektivierung. Aus unserem Chutor wurde eine Familie „entkulakisiert“ (Kulak = Großbauer), das heißt, diese mehr oder weniger wohlhabende Familie wurde enteignet und irgendwohin nach Sibirien oder in den hohen Norden verschickt. Das war die Familie Geiger. Es muß doch wohl im Frühjahr 1930 gewesen sein. Ich kann mich noch so ganz schwach erinnern an das Chaos und das Weinen der Weiber im Dorf.

Das Vieh der in den Kolchos (Kollektivwirtschaft) zusammengetriebenen Bauern, hauptsächlich die Pferde, wurde alles in Geigers Ställe und Viehhof getrieben. Einige Tage kümmerte sich niemand um das Vieh. Es stand ohne Futter, nicht getränkt und schrie herzzerreißend. Viele Bauern gingen hin und versorgten ihre Pferde, manche nahmen ihre wieder nach Hause in ihre Ställe. Dabei nahmen sie auch das Pferdegeschirr wieder mit nach Hause. Vater ging auch hin und brachte seine zwei Wallache, den Schwarzen und den Braunen, wie er sie nannte, nach Hause, samt ihren Kummerten. Nach zwei Tagen kam ein Vertreter der Sowjetmacht aus dem Kreis. Er rannte im Dorf herum und fuchtelte ununterbrochen mit dem Nagan (Pistole). Die Bauern brachten die Pferde samt Geschirr wieder zurück in den „Kolchoshof“, wie jetzt Geigers Hof genannt wurde. Vater brachte als einer der ersten alles wieder zurück. Später, 1937, als im ganzen Land die Repressalien wüteten, hatte er wegen dieser Episode immer ein schlechtes Gewissen und schreckliche Angst. Er hatte gehört, daß aus Boaro 150 Mann abgeholt werden sollten. Wir schliefen nachts nicht und warteten jeden Augenblick, daß die Miliz kommt und Vater verhaftet. Aber es ging alles glimpflich vorbei. (Vielleicht, weil wir zu dieser Zeit in der Stadt wohnten, wo uns weniger Leute kannten.)

Weiter erinnere ich mich an die sogenannte „Prodraswjorstka“, das heißt die zwangsmäßige Wegnahme des Getreides von den Bauern. Zu uns kam die zuständige Kommission mehrere Male, es war aber nichts mehr zu holen. Da wurde Vater in den Dorfsowjet geholt, in die Verwaltung. Er kam nach einer halben Stunde mit noch drei Männern nach Hause zurück, nahm einen leeren Sack und ging in den Flur zum Mehlkasten. Die Mutter hatte die kleine Schwester Lea auf dem Arm, und ich hing an ihrem Rock. Sie wollte sich vor den Mehlkasten stellen und schrie fürchterlich. Wir, Kleinen, begannen auch zu schreien. Aber Vater drückte Mutter schweigend beiseite und fegte mit dem Flederwisch (ein Stück Gänseflügel) das letzte Mehl aus den Ecken des Mehlkastens. Es ergab sich ungefähr ein halber Eimer. Vater schüttete es in den Sack und übergab es den Leuten. Sie standen stumm mit weit aufgerissenen Augen und Mündern da. Schließlich sagte einer von ihnen: „Na, so war das doch nicht gemeint, Alexander.“ – „Weiter kann ich Euch nicht helfen, Männer“, antwortete der Vater und die Tränen quollen ihm aus den Augen. Die Männer nahmen das Mehl mit und hießen Vater auch mitkommen. Im Kolchoskontor stellten sie die Sache dem Vorsitzenden vor. Der ordnete an, Vater mit einem halben Pud (8 Kilo) Roggenmehl zu prämiieren „für gewissenhaftes Abliefern des letzten Getreides“.

Es mußte doch wohl im Winter 1932 gewesen sein, als wieder einmal der große Hunger durchs Land fegte. Vater war mit einer Gruppe Dorfgenossern weggefahren, nach Kursk. Sie wollten dort etwas verdienen und hauptsächlich deshalb von zu

Hause weg, um den Kindern und der Frau nicht das Letzte wegzuessen. Aber bei uns gab es sowieso nichts mehr zu essen. Mutter nahm uns Kinder, mich und meine Schwester Lea, und ging durchs Dorf, um für uns etwas Eßbares zu erbetteln. Da ist mir eine heikle Szene im Gedächtnis geblieben. (Daß diese Szene eine heikle war, das erfuhr ich erst später, als ich etwas älter war.) Wir kamen in ein Haus. Die Leute saßen gerade beim Mittagessen. Meine Mutter drehte sich schroff um und zog mich durch die Tür zurück. Ich konnte das nicht verstehen. Wo es doch hier was zu essen gab! Aber ein Mann sprang hinter dem Tisch hervor, rannte uns nach in den Flur und nahm Mutter die kleine Schwester weg, mit der anderen Hand zog er sie zurück ins Zimmer. Es wurde am Tisch Platz gemacht, und wir mußten uns hinsetzen und essen. Ich erinnere mich noch, daß das Brot schwarz war wie Erde, was für Suppe wir aßen, konnte ich auch nicht erkennen, aber es schmeckte alles vortrefflich, und wir aßen uns satt. Mutter flossen ununterbrochen die Tränen. Und der Mann putzte auch dauernd mit dem Ärmel die Augen. Alle anderen sahen schweigend zu, wie wir aßen. Als wir fertig waren, bedankte sich Mutter und brach erst richtig in Weinen und Schluchzen aus. Jetzt verließen wir langsam das Haus. Erst später erfuhr ich, daß das derselbe Mann war, den Vater vor Jahren mal vom Stallboden von seiner Frau verscheucht hatte, es war auch dieselbe Frau. Ich konnte mir später gut ausmalen, wenn ich die Geschichte hörte, was das für eine Demütigung für Mutter war. Aber sie tat es ihrer Kinder wegen.

Nach einer oder zwei Wochen nach dieser Episode kamen Vater und seine Kameraden aus Kursk heim. Ich weiß nicht, ob er etwas verdient hatte, doch wohl wenig. Einige Leckerbissen hatte er für uns jedenfalls mitgebracht.

Weiter erinnere ich mich an folgende Episode. Es war wieder Winter. Unser Hof war mit Stangen und Stroh gedeckt. Im Hof überwinterten 75 Kolchosschafe. Die Schafherde des Kolchos zählte ca. 250 Schafe. Es gab aber auch für diese relativ kleine Herde keine Unterkunft im Kolchosgehöft. Aber man fand eine Lösung: die Herde wurde in drei Teile geteilt und den Kolchosmitgliedern, die einen passenden Hof hatten, zum Überwintern zugeteilt. So kam eine Herde zu uns. In dem mit Stroh gedeckten Hof, wo auf dieser Decke auch noch Heu zum Füttern geschichtet war, war es gemütlich und warm. Ringsum waren ja Gebäude, nur zur Straße waren das Hoftor und ein Stück Bretterwand, die ebenfalls durch Stroh abgedichtet war. Im Frühjahr kamen die jungen Lämmer, sowie auch das Kalb von unserer Kuh ins Wohnhaus, in Küche und Stube. Da es vor Gestank nicht mehr auszuhalten war, machte der Vater in der Wohnzimmerdecke, die ja auch gleichzeitig als Dach diente, ein ca. 8 cm breites Loch, darin wurde eine Wagenradbuchse angebracht. Wenn das Zimmer am Morgen zur Genüge gelüftet war, wurde das Luftloch mit einem Lappen verstopft.

Eines Morgens, es war schon gegen Frühjahr, geschah im Dorf ein Brand. Es stellte sich heraus, daß die Schule, das ehemalige Haus der Familie Geiger, sehr vom Feuer beschädigt worden war. Das Haus bestand aus zwei großen Zimmern, einer Küche und einer großen Diele in der Mitte. Das eine Zimmer diente als Klassenzimmer. Hier wurden tagsüber die Kinder unterrichtet. Im anderen Zimmer war die Wohnung meines Onkels Peter und seiner Familie: Frau und zwei kleine Kinder. Die Tante mußte das Haus aufräumen, heizen und hatte die Familie zu versorgen. Bei ihnen wohnte auch der einzige, alleinstehende Lehrer. Außerdem hatten sie noch einen 12jährigen Russenjungen in ihre Familie aufgenommen. Das war ein Waisenkind. Seine Eltern waren während der Hungersnot von 1933 verhungert. Der Junge bettelte durch die Gegend. Eines Morgens, im Spätherbst 1933, fand ihn Onkel Peter halb erfroren in einem Strohschober, wo er übernachtet hatte. So nahmen ihn mein Onkel und meine Tante auf als Familienmitglied, wenn er sich einleben würde. Er half der Tante im Haushalt und auch auf dem Hof. Diese sechsköpfige Familie blieb jetzt durch den

Brand ohne Obdach. Es blieb nur ein Ausweg: sie mußten zu uns in unser ohnehin schon vollgepfropftes Häuschen ziehen. Unsere Familie bestand selbst aus: Vater und Mutter, drei Kindern, Großmutter mit meinem jüngsten Onkel Adolf. Außerdem hatte Vater auch einen schon 18jährigen deutschen Waisenjungen zeitweise beherbergt, der natürlich auch in der Wirtschaft mithelfen sollte. Es war abgemacht, daß er nur bis zum Frühjahr bleiben würde, bis es wärmer wäre. Man kann sich leicht denken, was in dem kleinen Häuschen los war, wo eigentlich drei selbständige Familien mit insgesamt 14 Menschen lebten, noch plus die Lämmer und das Kalb. Wenn es auch nur für 3-4 Monate war.

Aber für mich war jener Winter besonders interessant, weil Lehrer Henscher, wie er genannt wurde, einen Haufen Bücher mitgebracht hatte, in denen ich nach Belieben blättern durfte. Ich war ja auch schon ganze 5 Jahre alt. Diese Bücher und die Erzählungen des Lehrers weckten in mir doch wohl den späteren Drang zum Lesen und Lernen.

Als es draußen wärmer wurde, verzogen sich die Einwohner unseres Hauses so nach und nach. Zuerst ging der deutsche Junge weg, der in unserer Familie lebte. Er wurde immer frecher und fauler, je mehr er sich satt gegessen und etwas erholt hatte. Einige Male wurde er des Diebstahls überführt. Da nahm sich mein Vater endlich ein Herz und erklärte ihm, daß er jetzt gehen müsse. Als er weg war, vermißte Lehrer Henscher seine Schuhe. Schließlich fand man sie im Hof neben der Haustür unterm Strohdach.

Dann zogen mein Onkel Peter mit seiner Familie und Lehrer Henscher wieder in die Schule, die im Laufe dieser Zeit renoviert und wieder hergerichtet worden war. Das Feuer war damals folgenderweise entstanden: Das ganze Haus wurde, wie auch alle anderen Häuser im Dörfchen, mit Mistholz und mit Stroh geheizt. Um im Winter nicht so früh am Morgen auf den Hof nach Stroh gehen zu müssen, hatte man am Vorabend die Diele voller Stroh gestopft, das am Morgen dann handbereit im Ofen verheizt werden konnte. Dieses Stroh hatte in der Nacht vom Kamin Feuer gefangen. Als letzte zogen dann die Großmutter und Onkel Adolf aus, für sie hatte man am Dorfeinde ein kleines Häuschen gekauft.

Ich erinnere mich noch an eine Episode aus jenem Frühling, die meinen „Gerechtigkeitssinn“ beweist. Ich weiß nicht mehr, warum unsere drei Familien in jenem Frühling unseren Hausgarten gemeinsam nutzten. Der Garten wurde gepflügt und in drei Teile aufgeteilt. Ob diese Teile gleich groß oder nach Seelen aufgeteilt waren, das weiß ich auch nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich einmal den ganzen Garten inspizierte und entdeckte, daß es in unserem Garten Pflanzen gab, die bei Großmutter und bei Tante Hermine (Onkel Peters Frau) nicht vorhanden waren. Und umgekehrt – bei denen gab es solche, die ich bei uns nicht fand. Ich machte mich kurzerhand daran, diese „Ungerechtigkeit“ gutzumachen. Ich riß einen Teil der Pflanzen bei uns heraus und setzte sie in die beiden anderen Gärten und umgekehrt. Bei dieser revolutionären Tätigkeit wurde ich von Tante Hermine erwischt. Sie schrie laut: „Schwägerin, Schwägerin, kommt doch mal her! Der hat ja die ganzen Tomaten und Bohnen herausgerissen!“ Meine Mutter versohlte mir regelrecht den Hintern für meinen Fleiß. Ich war sehr beleidigt ob solcher Ungerechtigkeit und Grausamkeit, lief zu meiner Schlafstätte hinter dem Ofen, schluchzte und dachte über die Unvollkommenheit dieser Welt nach. Inzwischen rief man mich zum Mittagessen. Aus Protest weigerte ich mich kategorisch. Aber der Mehlbrei, mit gebräunter Butter geschmälzt, roch so verführerisch, daß ich meinen Protest schon aufgeben wollte und nur darauf wartete, daß ich noch einmal gerufen würde. Aber niemand rief. Alle aßen zu Mittag ohne mich. Aus Bedauern zu mir selbst begann ich, von neuem zu heulen. Am Ende holte mich Großmutter aus der Ofenecke und führte mich in die Küche, wo

ich um Verzeihung bitten mußte und es mir dann schmecken ließ.

Mit meiner Ofenecke ist noch eine Erinnerung verbunden. Ich wachte nachts des öfteren auf und schrie, daß mich irgendetwas gebissen habe. Man machte Licht, konnte aber nichts Verdächtiges entdecken. Kaum war ich eingeschlafen, begann ich von neuem zu schreien. Man fand, daß ich am Körper viele rote Flecke hatte. „Es ist das wilde Feuer“, meinte meine Mutter und rieb mir den Körper mit Roggenmehl ein. Aber das half wenig. Am Morgen, als es hell war, entdeckte man in meinem Bett, an den Wänden und überall unzählige Wanzen, es wimmelte nur alles so. Ich wurde sehr bedauert und meine Schlafstätte hinter dem Ofen wurde herausgerissen. Was man verbrennen konnte, kam in den Ofen, alles Übrige wurde mit kochendem Wasser desinfiziert.

An dieser Stelle möchte ich etwas über meine beiden Onkel berichten, „so lange ich noch bei ihnen in Rohrgraben lebe“. Ich beginne mit meinem Lieblingsonkel Adolf, der so früh und so jung sein Leben in dem grausigen Krieg lassen mußte. Er war mein Lieblingsonkel, doch wohl, weil er zu jener Zeit, als unsere Familie noch im Rohrgraben lebte, selbst noch sehr jung war und mir sehr viel Zeit widmete.

Es war an einem Sommernachmittag (wahrscheinlich 1933, die Großmutter und Onkel Adolf wohnten nicht mehr bei uns). Meine Mutter stand auf dem Hof über den Waschkübel gebeugt und wusch Wäsche. Ihr Rock hatte sich fest über den Hintern gestrafft. Ich und Onkel Adolf lagen etwas abseits im Gras. Er hatte eine neue Peitsche mitgebracht, die er eben erst gebastelt hatte, und neckte mich damit. Ich bat ihn, er solle mir die Peitsche schenken, mein Herz hing geradezu daran. Er machte bald Anstalten, als ob er sie mir tatsächlich schenken wolle, dann wieder nahm er mir alle Hoffnung. Er schaute meiner Mutter zu, wie sie so über dem Waschkübel gebeugt stand, und sagte plötzlich so ganz geheimnisvoll: „Weißt du was, wenn du deiner Mutter mit der Peitsche eine überziehst (herunterhaust), dann schenke ich dir die Peitsche wirklich.“ Seine Stimme klang so ernst dabei, daß ich ihm glaubte. Ich verstand schon, daß das ein grober Schabernack war, und zögerte etwas. Doch wie gesagt, mein Herz hing so stark an dieser Peitsche, daß ich alle Bedenken und Ängste in den Wind schlug und einwilligte. Er gab mir die Peitsche, ich schlich mich von hinten bis auf 3 Schritte an die Mutter heran und haute ihr mit aller Kraft eine über. Sie schrie auf und sprang hoch. Ich war aber schon bei Onkel Adolf, der nahm mich schnell bei der Hand und wir rannten los, was unsere Beine hergeben konnten, den Weg hinunter zum Dorfteich. Wir getrauten uns natürlich beide nicht nach Hause. So verbrachten wir den ganzen Tag am Teich, bis es dunkel wurde. Aber wir konnten doch hier nicht übernachten! So schlichen wir beide mit einem großen Schuldgefühl nach Hause. Der Onkel brachte mich bis zu unserem Haus und schubste mich in den Hof. Selbst rannte er dann nach Hause (er wohnte mit der Großmutter am anderen Dorfende). Die Peitsche nahm er vorsichtshalber mit nach Hause, damit ich jetzt keine Tracht Prügel damit bekäme. Ich weiß nicht mehr, wie damals der Abend für mich ausging, aber die Peitsche erhielt ich, das weiß ich genau. Ich hütete damit die Schafe und prahlte mit dem „Prunkstück“ nicht wenig vor den anderen Jungen. Ob ich ihnen erzählte, wie ich diese Peitsche erworben hatte, das weiß ich auch nicht mehr.

Ein anderes Mal stachelte er mich dazu an, unser Nachbarmädchen, die Hampeters Dorte (Dorothea), die zwei Jahre älter war als ich, zu verfolgen und zu verprügeln. Da ich dieses langbeinige Geschöpf nicht einholen konnte, nahm ich das erste Beste, was ich erwischen konnte und warf nach ihr. Zum Unglück war es ein abgebrochener Flaschenhals. Ich traf das Mädchen an der Ferse, und das spitze Flaschenstück bohrte sich ins Fleisch hinein, so daß es ziemlich blutete. Die Dorte begann ein ungeheures Geschrei. Wir beide suchten wieder Zuflucht am Damm, wo wir bis zur Dunkelheit blieben. Wieder erhielt ich meine Tracht Prügel von der Mutter, Onkel



Adolf jedoch kam ungeschoren davon, denn die Großmutter erfuhr über den Zwischenfall erst viel später, oder gar nichts. Zudem war er ja auch schon 16 oder 17 Jahre alt damals.

Meine Mutter war die älteste Schwägerin, war auch nach Jahren die Älteste. Sie mochte den „Taugenichts“, wie sie den Onkel Adolf immer nannte, obwohl er ihr in seinen jungen Jahren so manchen Schabernack spielte. In den ersten Tagen, als Mutter in die Herbers-Familie kam, versteckte sich der Onkel Adolf oft irgendwo, und wenn er Mutter sah, rief er sie aus seinem Versteck zu: „Joldmanns Rosale!“

Ich bin nicht mehr sicher, aber mir scheint, daß er vor seiner Heirat mit Amalie Schmidt schon einmal verheiratet war. Ich kannte aber nur diese seine Frau. Er hatte sie 1937 geheiratet und war die Tochter des lahmen Vetter Gustav Schmidts. Am 1. August 1939 kam ihre Tochter Irma zur Welt. Ein Jahr darauf, am 23. August 1940, wurde er in die Armee einberufen. Wir erhielten einige Briefe von ihm: aus Omega, aus Archangelsk und aus Wologda. Von da ging er 1941 an die Front. Von der Front erhielt unsere Familie noch zwei Briefe von ihm. In dem einen schrieb er, daß er Fuhrmann ist und die Feldküche fährt. Er habe ein Paar Pferde – wenn er zu Hause im Kolchos solche gehabt hätte, wäre er der glücklichste Mann gewesen. (Natürlich wurden damals für die Front stets die besten Pferde in den Kolchosen ausgesucht.) Im zweiten Brief schrieb er: „Wir sind wie die Wölfe – am Tage verstecken wir uns im Wald, nachts kriechen wir langsam und still vor an die Frontlinie, um die Soldaten zu füttern. Es regnet Eisen und Feuer vom Himmel.“ Das war auch die letzte Nachricht von ihm. Außerdem erhielten wir damals ein Foto von ihm, wo er, sein Landsmann Kappes vom Rohrgraben und noch ein anderer Soldat darauf waren. Nach dem Krieg haben wir an mehrere Behörden geschrieben und erhielten immer dieselbe Antwort: er ist nicht in den Listen der Gefallenen, nicht in den Vermisstenlisten und auch nicht unter den Gefangenen. So daß wir von ihm auch weiter nichts mehr hörten. Er kam doch wohl in solch einen Schlamassel, wo nur noch Eisen, Erde und Blut von den Soldaten übrigblieb.

Onkel Peter, der älteste von Vaters zwei Brüdern, geboren 1910, ist mir als ein mehr ernsthafter Mann im Gedächtnis geblieben. Er war doch wohl in seiner Jugend Komsomolze, denn ich erinnere mich, daß er in den ersten Jahren der Kolchoswirtschaft Brigadier einer Jugendbrigade war. Er hatte das Schmiedehandwerk erlernt und heiratete 1930, das heißt mit 20 Jahren, die Hermine Schmidts (mehr als Hampeters bekannt), die damals 16 Jahre alt war (geboren 1914). Ihre Familie wohnte direkt neben uns. Daß das junge Ehepaar bei uns im Häuschen gewohnt hatte, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Später wohnten sie in der Schule (in dem Geigershaus). Dann kaufte Onkel Peter in einem Nachbardorf ein Holzhaus, baute es dort ab, fuhr das Holz nach Rohrgraben und baute es da wieder auf. Es stand in der Zentralstraße, so ungefähr in der Dorfmitte. Das konnte er sich damals doch wohl nur leisten, weil er schon zum Wirtschaftsleiter des Kolchos emporgestiegen war (er hatte mehrere leitende Posten im Kolchos inne). Kurz vor dem Krieg wurde Onkel Peter von der Kolchosverwaltung nach Engels geschickt, er sollte dort zweijährige Kurse für Kolchosvorsitzende absolvieren. Ich erinnere mich, wenn er aus Engels nach Hause zu seiner Familie fuhr, kehrte er stets bei uns in Marxstadt ein und übernachtete da. Er liebte es, sich mit mir über meine Schulangelegenheiten zu unterhalten. Das schmeichelte mir, sowie auch meinem Vater, der immer von einer Gelehrtenkarriere seines Sohnes träumte. Onkel Peter spornte mich stets zum Lernen an, er meinte ich wäre der erste in unserer Verwandtschaft, der gelernt habe und auch die Möglichkeit hätte, weiter zu studieren. Der Krieg hatte auch diese Hoffnung vermasselt, sowie auch, daß er seine Vorsitzendenkursen hätte absolvieren können.

Als wir 1941 ausgesiedelt wurden, kam Onkel Peter mit seiner Familie zusammen mit den Rohrgräbern nach Wojewodskoje, einem Dorf unweit von Bijsk in der Altai-Region. Von dort kam er in die Trudarmee. Onkel Peter und Hermine-Tante hatten 4 Vorkriegskinder. Als er aus der Trudarmee heimkehrte, bekamen sie noch 4 Kinder. Soweit ich weiß, starb ihr erstes Kind als Kleinkind, ein Junge mit Namen Peter.

Nach dem Krieg arbeitete Onkel Peter im Kolchos als Schmied. Jetzt wurde er auch im Altai ein unentbehrlicher Mann. Mit der Zeit ging es ihm materiell gut. Man hatte ihn sogar von der Kolchosverwaltung aus zur Kur nach dem Kaukasus geschickt. Bei seiner Heimfahrt war er damals bei uns in Nowojegorjewka eingekehrt, so daß er seinen kranken Bruder (meinen Vater) noch einmal vor ihrem Tod zu sehen bekam. Ich persönlich hatte ihn nach 1956, nach unserer Befreiung von der Kommandanturaufsicht einige Male in Wojewodskoje besucht. Wir unterhielten uns damals immer lange über das Leben. Ich hatte stets das Gefühl, daß bei ihm irgend-etwas nicht stimmte, irgend etwas bedrückte ihn. Sein jüngster Sohn Wolodja, damals 18-jährig, war auf krumme Wege geraten und kam ins Gefängnis. Dieses Ereignis konnte mein Onkel nicht verkraften. Er machte sich stets Vorwürfe, daß er den Jungen nicht vor diesem Unheil bewahrt hatte. Die anderen Kinder lebten auch alle nach ihrem eigenen Verstand, der ihnen nicht immer der richtige Ratgeber war. Er klagte mir jedes Mal, wenn wir uns trafen seine Not. Der Onkel selbst war mit heranrückendem Alter auch nicht mehr die Autorität, für die er sich sein Leben lang meistens gerechnet hatte. All diese Mißgeschicke brachten ihn so weit, daß er sich das Leben nahm – er hat sich erhängt. Ich flog damals zur Beerdigung. Es war im Januar 1976, als ich das Telegramm erhielt, daß er gestorben sei. Wir wohnten damals in Frunse. Ich kaufte eine Flugkarte nach Bijsk und flog abends von Frunse weg. In Barnaul mußte ich umsteigen und verbrachte 3 Stunden im Flughafen. Draußen war es 20° kalt. Als ich am Morgen nach Bijsk kam, war es dort schon 30° Kälte. Ich war in Schuhen und habe unterwegs von Bijsk bis Wojewodskoje mir in einem mit einer Plane abgedeckten LKW fast die Füße angefroren. Die Leute waren alle in Filzstiefeln und bemitleideten mich, gaben mir allerlei Ratschläge. Erst als ich von meinem Sitz aufstand und in dem Wagen ununterbrochen hin und her lief, wurden mir die Füße warm. Nach der Beerdigung, wo ich mich auch noch sehr erkältet hatte, wurde ich bei meiner Rückfahrt mit dem Zug sehr krank, ich bekam eine schreckliche Mandelentzündung. Ich stieg an der Station Rubzowka ab, unterbrach meine Heimreise nach Frunse und fuhr nach Nowojegorjewka zu meiner Schwester Lea und Bruder Sascha. Da lag ich eine ganze Woche, bis ich gesund war und weiterreisen konnte. Zu Hause hatte man sich schon die größten Sorgen um mich gemacht. Damals war es nicht so einfach, ein Telegramm zu schicken oder gar telefonieren, so daß ich nach Frunse keine Nachricht geschickt hatte.

Das Leben ist doch eine komische, unvorhersehbare Angelegenheit. Onkel Adolf, ein lebensfroher junger Mann, mußte sein junges Leben im Krieg verlieren. Onkel Peter, der von den drei Brüdern stets als der am praktischsten veranlagte galt, ein echter Realist von Natur – beging Selbstmord. Mein Vater hatte es im Leben immer am schwersten und starb auch am schwersten, wenn auch eines natürlichen Todes, der allerdings durch die Leiden in der Trudarmee herbeigeführt wurde. So ist das Leben.

Zwei Winter hatten wir damals die Kolchosschafe auf dem Hof – 1932/33 und 1933/34. Im Sommer 1933 „hütete“ ich die Schafe, das heißt am Morgen trieb sie die Mutter hinters Dorf, dann holte sie mich, ich mußte aufpassen. Der Vater war gewöhnlich mit anderer Arbeit im Kolchos beschäftigt. Nicht weit von „unserer“ Herde weideten auch die anderen zwei Herden, auch unter der Aufsicht solcher Jungen wie ich. Oft kam es auch vor, daß, während wir, Jungen, spielten, die Herden wegliefen. Ich rannte dann

heulend nach Hause, und Mutter kam mit, sie zu suchen und wieder näher zum Dorf zu treiben. Während die Herden friedlich grasten, spielten wir gewöhnlich Ball oder gossen mit Wasser, das wir vom Dorfteich manchmal einen halben Kilometer weit heranschleppten, Zieselmäuse aus. Der Kampf gegen die Zieselmäuse war eine Angelegenheit des ganzen Dorfes. Es wurde oft vermeldet, daß es morgen zum „Pfifferten“ rausgeht. Aufs Feld wurde Wasser mit dem Wasserfaß gefahren und in die Löcher der Tiere gegossen, bis sie heraussprangen. Da standen wir (auch Erwachsene) bereit mit einem Stock und erschlugen sie. Für diese Arbeit erhielt man Arbeitseinheiten.

Einmal gerieten wir Jungen beim Ausgießen an einen Iltis. Vor denen hatten wir große Angst. Es soll vorgekommen sein, daß Iltisse Menschen an die Gurgel sprangen. Vor dem Iltis liefen sämtliche Kinder damals nach Hause und ließen die Herden im Stich.

Im Frühjahr 1934 gab der Vater die Schafe ab und übernahm die Hühnerfarm. So ungefähr 200 Hühner nächtigten auf Stangen in Häuschen auf Rädern, „Kamelhäuschen“ oder „Feldhäuschen“ genannt, weil sie gewöhnlich von Kamelen auf den Feldern hin- und hergezogen wurden. Es waren drei solcher Häuschen für die Hühner. Der Fußboden dieser Häuschen bestand aus Brettern, die ganz lose quer hineingeschoben waren. Morgens wurden die Bretter herausgezogen, und ich mußte sie mit einer Hacke vom Hühnerkot säubern. Das war eine unangenehme Arbeit, denn es stank fürchterlich. Tagsüber trockneten die Bretter und abends wurden sie wieder hineingeschoben. In einem vierten Häuschen hatten ich und der Vater in der einen Hälfte unsere Schlafstätten. Die andere Hälfte war von Nestern für die Hühner eingenommen. Hier standen auch die Kisten mit den Eiern. Unsere ganze Hühnerfarm wurde vom Frühjahr bis zum Herbst auf den Feldern umhergefahren, wo sich die Hühner das Futter selbst suchten. Wir mußten nur für Trinkwasser sorgen und die Eier einsammeln. Nach 3-4 Tagen wurden die Häuschen einen Kilometer weiter gefahren, wo noch Futter war. Das geschah immer früh morgens, wenn die Hühner noch schliefen (und ich auch). Wenn ich dann aufstand, waren wir schon auf einer ganz anderen Stelle. Ich konnte mich nach dem Frühstück an meine Arbeit machen, d.h. die Bodenbretter der Hühnerhäuschen säubern. Vater hatte die Hühner schon herausgelassen ins Freie, und sie liefen vergnügt auf dem Feld herum und gackerten. Außer dem Reinigen mußte ich noch auf dem Feld herumlaufen und nach Eiern suchen, denn manche Hühner machten sich nicht die Mühe, ein Nest aufzusuchen, und legten die Eier einfach irgendwo in der Steppe auf die Erde, wo es sie gerade dazu drängte.

Einmal brachte man uns von irgendwo 6 große, weiße Rassenhähne. Man sagte, sie seien in Holland gekauft worden für Gold. Alle übrigen buntfarbenen Hähne wurden eingefangen und landeten doch wohl im Brigadenkessel, wo die Kolchosbauern arbeiteten, oder sie mußten an den Staat abgeliefert werden. Diese weißen Rassenhähne sorgten auch für weiße Nachkommen. Einmal, als ich allein auf dem Feld bei den Hühnern war, besuchte mich Vetter Alexander Wald („Wols“), der Leiter der Hühnerfarm. Er fragte mich, wieviel weiße Kücken wir zu Hause hätten. Ich antwortete, daß ich es nicht wüßte. Da sagte er: „Sage deiner Mutter, so viel weiße Kücken ihr habt, so viel Eier hat sie hier in der Farm gestohlen.“ Ich verstand schon, daß „Stehlen“ etwas Schimpfliches ist, und wurde ganz rot im Gesicht, denn ich wußte, daß bei unseren Glucken zu Hause auch weiße Kücken waren.

Die neuen holländischen Hähne waren groß von Wuchs, hatten große rote Kämmen, die stets bluteten, denn die Hähne waren unheimlich aggressiv und kämpften gegeneinander wie die mittelalterlichen Ritter. Aber das Schlimmste war, daß diese Hähne auch hinter mir her waren wie die Ratten hinterm Speck, wenn ich in die Steppe ging, um meine Not zu verrichten. Sie scheuten sich auch nicht, mich mal in

den Hintern zu picken. Und wenn ich dann weglief, verfolgten sie mich bis in meine Behausung. So daß ich schreckliche Angst vor ihnen hatte. Der Vater lehrte mich, ich solle einen Stock nehmen und mich wehren. Als ich mich dann mit dem Stock verteidigte und einen meiner Plagegeister an den Kopf traf, wurde der plötzlich ganz blau. Der Hahn tanzte ein paar Runden um mich herum und fiel auf die Erde. Der Vater eilte herbei, nahm ihn auf den Arm, lief zum Wasserfaß und tauchte ihn zweidrei Mal hinein. Kurz darauf kam der Hahn wieder zu sich und öffnete die Augen. Vater selbst war ganz blaß im Gesicht und sagte leise: „Junge, Junge, so hatte ich das nicht gemeint. Nimm dir das nächste Mal eine dünne Rute. Wenn der Hahn kriepert wäre, hätte man uns die Kuh weggenommen.“

Im Großen und Ganzen war der Sommer bei den Hühnern für mich viel angenehmer als bei den Schafen. Die Arbeit war leichter, und dank der Eier waren wir immer verhältnismäßig satt. Es war herrlich in der Natur. Ich liebte es, im weichen Gras auf dem Rücken zu liegen und den Lerchen zuzusehen, wie sie hoch oben am Himmel trillerten und an einer Stelle mit den Flügeln schwirrten. Dabei träumte es sich so schön. Schlecht war, daß ich so viel allein bei den Hühnern sein mußte: der Vater arbeitete auf der Kolchostenne, und die Mutter hatte zu Hause zu tun. Angst hatte ich nur vor den Habichten, die uns ständig belästigten. Im Handumdrehen hatte sich einer eine abseits spazierende Henne geschnappt und zog ab mit ihr. Aber man konnte damals auch vor herumstreunenden Vagabunden nicht sicher sein. Es war gerade nach dem großen Hungerjahr 1933 und da strichen verschiedene dunkle Gestalten im Land umher.

So kam der Herbst 1934. Vater hatte auch die Hühner schon wieder abgeliefert, und ich fühlte mich ganz frei. Aber das Unglück lag schon auf der Lauer.

Es war Anfang November. Nachts gab es schon Frost, die Felder, Bäume, Sträucher und auch alle anderen Gegenstände waren am Morgen stets stark mit Reif bedeckt. Aber die Hirten trieben ihre Herden noch aus, denn es lag noch kein Schnee. Unsere Kuh nächtigte noch unter freiem Himmel. Sie wurde am Abend immer an einen Pfosten gebunden. Eines Morgens ging die Mutter wie gewöhnlich hinaus, um die Kuh zu melken. Da kam sie auch schon zurück und weckte den Vater. Sie rief laut, daß die Kuh nicht da sei. Als der Vater herauskam und den mit einem Messer durchschnittenen Kuhstrick sah, sagte er sofort: „Sie ist gestohlen.“ Vater ging ums Dorf herum, suchte nach Spuren und weckte seine näheren Bekannten und Freunde. Es versammelte sich schnell ein Trupp junger Männer auf Pferden und mit Flinten. Sie ritten noch vor dem Frühstück zum Dorf hinaus (unser Häuschen war das vorletzte im Dorf) in Richtung Kirgisensteppe. 3 km hinter dem Dorf stand neben dem Weg ein großer Strohschober. Dort fanden die Leute den Kuhkopf, die Beine, viel Blut und die Eingeweide. Hier war die Kuh geschlachtet worden. Das reine Fleisch war auf Pferden fortgeschafft worden. Alle vermuteten, daß das eine Tat von Kirgisen war. Aber viele deuteten auch auf einen Dorfgenosser hin, ohne dessen Mithilfe die Untat nicht geschehen sein konnte. Dieser Mann arbeitete nirgends und trieb sich immer mit dunklen Persönlichkeiten und verdächtigen Geschäften herum. Er sprach Russisch und Kirgisisch, war oft irgendwo unterwegs und bekam öfter seltsamen Besuch. Es gab auch einen Grund für ihn zu dieser Aktion. Er war am Abend zuvor an unser Fenster gekommen und wollte Vater einladen, „eins zu trinken und Karten zu spielen“. Vater hatte die Einladung abgelehnt, da er sich nicht gesund fühlte. Aber der wirkliche Grund der Absage war, daß Vater diese Gesellschaft nicht mochte. Der Bote hatte das verstanden und ging böse und schimpfend weg. Vater meinte, er habe sich auf so gemeiner Art gerächt. Aber beweisen konnte ja niemand etwas. Man hatte auch einen Milizionär aus der Stadt geholt, aber es wurde nichts mehr gefunden.

Der Vater lief eine Woche lang wie ein verprügelter Hund herum. Er konnte sich ein

Leben ohne Kuh nicht vorstellen, denn das war die einzige Stütze für die Familie mit drei Kindern, um nicht zu verhungern.

Eines Morgens ging der Vater mit noch zwei jungen Dorfgenossen in das 4 km entlegene Dorf Kippel zum Dorfsowjet. Sie wollten sich einen Ausweis, ein Dokument also, das sie ausweisen konnte, holen. (Pässe gab es damals noch keine.) Denn sie wollten mit ihren Familien in die ferne Ukraine auswandern. Dorthin begaben sich zu jener Zeit viele Wolgadeutsche, die sich dort ein besseres Leben erhofften. Ich verstehe das aus der heutigen Sicht nicht. In der Ukraine war damals eine genauso große Hungersnot wie an der Wolga.

Als die Drei im Dorfsowjet ankamen und ihr Anliegen vorbrachten, wurden sie vom Dorfratsvorsitzenden auf recht spöttische Weise verhöhnt. Er sagte buchstäblich folgendes zu den Männern: „Männer, wenn ihr euch noch nicht zu Morgen gewaschen habt, so geht mal nach Hause, wascht euch, frühstückt und dann kommt ihr wieder. Dann reden wir miteinander.“ Mein Vater konnte diesen hochmütigen Spott nicht ertragen. Er kehrte auf der Stelle um, ging hinaus und lief schnellen Schrittes Richtung Marxstadt, das 40 km entfernte Kantonzentrum. Einer von den jungen Männern, Schmidts David, ging zurück nach Rohrgraben, der andere, der Drusche Lieder, holte Vater ein und ging mit ihm zu Fuß nach Marxstadt. Er hatte in Marxstadt eine Schwester. Dort kehrten sie fürs erste ein. Auf Fürsprache des Bruders willigte diese Familie ein, Vater mit seiner Familie für ein paar Monate in ihrem Hause Obdach zu gewähren. Das war direkt neben einer kleinen Drehbankfabrik, die früher den Gebrüdern Faller gehörte. Jetzt war sie Staatseigentum und hieß „Metallwerk“. Dieser Betrieb produzierte Drehbänke und andere kleinere Erzeugnisse aus Metall. Hier fand Vater zeitweilige Arbeit in der kleinen Gießerei. Der Vorsitzende des Artels (Arbeitergenossenschaft) war ein Immigrant aus Deutschland, ein deutscher Kommunist, der vor den Faschisten in Deutschland geflohen war. Zwei seiner Kollegen arbeiteten auch hier in der Gießerei. Der Vorsitzende mit Namen Kienast kümmerte sich wenig um Papiere, als er Vater einstellte. Er meinte: „Die werden wir schon bekommen.“ Er brauchte Arbeiter.

Vaters Hauptbeschäftigung war, Gußstücke mit einem großen Zuschlaghammer zu zerkleinern, damit sie in den kleinen Schmelzofen paßten. Aber er mußte jetzt vor allem seine Familienangelegenheiten lösen. Mutter wußte natürlich Bescheid. Sie war von dem zurückgekehrten Drusche Lieder informiert worden.

Nach einer Woche Arbeit nahm sich Vater drei Tage Urlaub, kam zu Fuß nach Rohrgraben, vertauschte unser Häuschen bei dem „Weißen Belsch“ (es gab auch einen roten und einen schwarzen Belsch in Boaro) für eine Kuh und einen „deutschen“ Wagen (so nannte man damals einen zweispännigen Wagen) Zuckerrüben. Dieser Belsch setzte in das Häuschen seine Frau mit ihren drei Kindern, von der er sich getrennt hatte.

Als Vater diese Formalitäten erledigt hatte und auch noch einmal erfolglos beim Dorfratsvorsitzenden vorgesprochen hatte wegen der Ausweispapiere, ging er wieder zu Fuß nach Marxstadt, um seiner Arbeit nachzukommen. Die Großmutter und Vaters Brüder Peter und Adolf halfen meiner Mutter, unseren Kram zusammenzupacken. Am 22. Dezember 1934, genau an dem Tag, wo ich 7 Jahre alt wurde, wurde früh morgens ein großer Schlitten mit unserer Habe bepackt, und zwei Kühe – unsere und die der Großmutter – wurden davor gespannt, und Onkel Adolf zuckelte mit diesem Gefährt nach Marxstadt. Unsere schwangere Mutter und wir drei Kinder saßen gut verpackt in Decken und Pelzen auf dem Schlitten, Onkel Adolf führte die Kühe oder lief hinter dem Schlitten her. Es war um die 30° Kälte. Die Euter der Kühe waren mit Leinensäcken verbunden, damit sie nicht anfroren. Diesen meinen 7. Geburtstag werde ich nie vergessen. Gegen 6 Uhr abends kamen wir mit unserem Kuhschlitten in

das 30 km von Rohrgraben entfernte Boaro an. In diesem großen Dorf übernachteten wir bei Bekannten. Ich weiß nicht mehr bei wem, obwohl ich es doch bestimmt damals gehört hatte.

Am nächsten Tag in aller Früh ging es weiter, noch 10 km bis Marxstadt. So vollzog sich damals unser Umzug aus dem Dorf in die Stadt (sie war ja auch nur kaum mehr als ein großes Dorf, aber immerhin – das Kreiszentrum, ganz an der Wolga gelegen, für mich eine ganz andere Welt).

Vater verdiente damals 93 Rubel im Monat. 1 Kilo Weißbrot kostete 2,70 Rbl., Weizenbrot 2. Sorte 1,50 Rbl., gemischtes Brot 0,90 Rbl., weißes Roggenbrot 1,30 Rbl. und schwarzes Roggenbrot 0,75 Rbl. das Kilo. Anfangs gab es bei uns zu Hause fast nichts zu essen als gekochte Zuckerrüben. Ich konnte sie nicht mehr essen, mir wurde übel davon. Zwei Wochen nach unserer Ankunft in Marxstadt sagte die Köchin der Werkkantine zu meinem Vater: „Alexander, deine Frau und die Kinder sind doch gewiß hungrig. In der Kantine bleibt jeden Tag vom Mittagessen viel übrig, auch was auf den Tischen übrigbleibt, das ist ganz sauber. Vielleicht holt deine Frau was davon für die Kinder.“ Die Mutter ging jetzt jeden Tag nach dem Mittagessen an den Zaun hinter der Kantine mit einem Eimer. Die Köchin füllte den Eimer mit Speiseresten: Suppe, Hirsebrei, Kartoffeln, Brotstücken, auch Fleisch- oder Speckstücke waren manchmal dabei. Jetzt waren wir gerettet. Zwei Monate lang wurden wir so von der Frau versorgt und waren immer satt.

Am 11. März 1935 wurde unser Bruder Richard geboren. Jetzt waren wir schon 4 Kinder.

Der Vater mußte noch oft die 40 km zum Dorfsowjet unseres ehemaligen Wohnorts zu Fuß zurücklegen. Aber immer gab es Ausreden, und er konnte und konnte seine Papiere nicht bekommen. Schließlich sagte man ihm, daß er dem Kolchos noch eine bestimmte Summe Geld schulde, das sollte er erst bezahlen, dann bekäme er seine Papiere. Als der Vater fragte, woher denn so viele Schulden kämen, antwortete ihm der Buchhalter: „Siehst du, Alexander, du hast immer fleißig gearbeitet und viele Einheiten verdient. Aber auf die Einheiten konnte der Kolchos nichts herausgeben, weil wir eine schlechte Ernte hatten. Da es aber im Kolchos verschiedene Ausgaben gab, wurden alle verdienten Einheiten mit dem Zeichen „Minus“ versehen, d.h. auf jede verdiente Einheit muß das Kolchosmitglied dem Kolchos eine bestimmte Summe herauszahlen, wenn er mal was verdient und auf die Einheiten bekommt. Du hast viele Einheiten verdient und mußt auch viel bezahlen. Aber, da du weggegangen bist aus dem Kolchos, können wir von dir später nichts mehr verlangen, so mußt du deine Schulden jetzt in bar bezahlen. So stehen die Sachen.“

Aber woher sollte der Vater solch eine Summe nehmen, wo sein Verdienst kaum ausreichte, um die Familie zu ernähren. Der Vorsitzende des Betriebs Genosse Kienast half auch hier wieder. Er gab dem Vater die nötige Summe als Vorschuß, die er so nach und nach abzahlen sollte. Der Mann fuhr selbst mit dem Vater in den Dorfsowjet, daß man ihn nicht noch einmal übers Ohr haute. Als Vater endlich seine Papiere in der Hand hatte und Herr Kienast vom Dorfsowjetvorsitzenden noch ein Dokument ausstellen ließ, daß der Vater dem Kolchos jetzt nichts mehr schulde, wurde er ein ganz anderer Mensch. Zu Hause freute sich die ganze Familie über diesen „Sieg“. Herr Kienast half auch weiterhin oft unserer Familie. Aber er selbst fand 1937 auch sein trauriges Ende unter den stalinschen Repressalien. In der Gießerei arbeiteten mit Vater noch zwei Deutsche aus Deutschland: einer als Gießmeister, der andere als Hilfsarbeiter wie Vater. Einmal sagte einer von ihnen: „Die Luft ist nicht rein, man muß sich aus dem Staub machen.“ Am anderen Morgen erschienen die beiden nicht zur Arbeit. Auch am nächsten Tag nicht. Sie waren verschwunden. Vater meinte, sie hätten sich „abgesetzt“. Was das bedeutete

verstand ich erst später. Der Direktor war zu gutgläubig. Er glaubte, deutsche Kommunisten aus der Partei Ernst Thälmanns würde man in Ruhe lassen. Aber er hatte sich sehr geirrt. 1937 wurde er verhaftet und, wie man hörte, erschossen.

Im Herbst 1935 brachte mich die Mutter zur Schule. Der Schuldirektor, ein junger Mann mit Namen Paul Herr, wollte mich nicht aufnehmen, da ich erst am 22. Dezember 8 Jahre alt wurde. Damals wurden die Kinder eingeschult, die zum 1. September, d.h. zum neuen Schuljahr, volle 8 Jahre alt waren. Aber meine Mutter bat so inständig, daß sich der junge Direktor erweichen ließ und mich aufnahm.

Die ersten Wochen waren für mich, einen Jungen aus dem Dorf, sehr schwer in der Schule. Erstens sprach ich den Marxstädter Dialekt sehr durchdrungen mit Elementen des Boaröer Dialekts. Zweitens war ich in städtischen Dingen nicht so gewandt wie meine Schulkameraden. Dann hing das doch wohl auch viel von meinem Charakter ab: ich wollte immer alles genau so machen, wie es der Lehrer sagte. Und da es bei mir natürlich nicht so wurde (das Schreiben, z.B.), kam ich jeden Tag mit Tränen nach Hause.

Das erste Halbjahr schrieben wir ABC-Schüler mit Griffeln auf schwarze Täfelchen oder mit Bleistiften auf Papier in Heften. Das sollte das ganze erste Schuljahr so bleiben. Aber der Lehrer (uns unterrichtete in der 1. Klasse der Schuldirektor in eigener Person, der Lehrer Herr) konnte die Bleistifte von 42 Schülern während der Schreib- oder Rechenstunde nicht so schnell anspitzen, wie wir sie abbrachen. So ging er im 2. Halbjahr zur Tinte über.

Ich war zu dieser Zeit schon einer der besten Schüler in der Klasse. Aber als wir begannen, mit Tinte zu schreiben, begann mein Elend von neuem. Wir sollten zu Hause alle von den Eltern Tintenfassern kaufen lassen oder einfache kleine Fläschchen nehmen und Tinte machen lassen. Die Mutter hatte kein Geld, weder für ein Tintenfaß noch für Tinte. Also machte sie alles selbst. Da wir auch keine Tintenstifte hatten, die wir gewöhnlich zum Tintemachen verarbeiteten, machte sie Tinte aus Wäschefarbe. Die „Tinte“ schrieb schlecht. Da meinte meine Mutter, sie habe noch zu ihrer Schulzeit immer gehört, daß in richtige Tinte etwas Zucker hineingehöre. Sie hätten als kleine Mädchen die Tinte immer etwas mit der Zunge probiert, und sie habe süß geschmeckt. So füllte sie auch in mein Tintenfaß einen halben Teelöffel Zucker hinein. Die Tinte zog sich jetzt wie Sirup. Schon am ersten Schultag nach den Winterferien hatte ich die Kleidung, Hefte und Bücher, sowie die Schulbank und sogar meine Banknachbarin mit meiner Tinte so eingeschmiert, daß es furchtbar anzusehen war. Die beklagte sich auch sofort beim Lehrer. Der sah mich verächtlich an und sagte nur: „Du Schmierhannes!“ Und dieser Spitzname blieb dann noch jahrelang an mir haften, obwohl ich sauberer aussah als die meisten Jungen unserer Klasse. Wie gesagt, ich lernte leicht und gut, und auch mit viel Fleiß und Eifer. Am Ende des 1. Halbjahres wurde ich mit einem Schreibheft belohnt. Nach der Beendigung der ersten Klasse erhielt ich als Prämie eine Trikotageunterhose. Der Elternbeirat, der diese Prämien verteilte, wußte gut, daß wir 4 Kinder und sehr arm waren. Andere Kinder erhielten Bücher, Malhefte, Farbkasten, Schreibkasten, Schulmappen u.a. Ich heulte wieder. Ich wollte solch eine Prämie nicht, ich wollte auch Farben oder etwas Ähnliches haben. Die Mutter beruhigte mich: für meine Unterhose könnte man ja 10 Farbkasten kaufen. Das sei doch die höchste Prämie, die vergeben wurde. Aber dieses Argument wollte mir nicht einleuchten. Ich lernte auch weiterhin gut in der Schule und wurde oftmals ausgezeichnet. Unsere Schule war die damalige Schule Nr. 4 in der Rotarmistenstraße. Das war eine kleine Schule mit nur 4 Klassenzimmern. Es gab zwei solcher Schulen in Marxstadt, die andere stand am anderen Stadtende. Beide wurden 1910 erbaut, aus roten Ziegeln. Unsere war, als

ich eingeschult wurde, schon weiß gestrichen. Seitdem ist sie mehr scheckig als weiß. Da die Schule an einem Teich stand, in dem zur Sommerzeit die Frösche und Unken ihre Lieder zum besten gaben, wurde sie von groß und klein nicht anders als das „Krottennest“ genannt (Krötennest), obwohl man da Kröten nur selten sah. Aber wir liebten unser „Krottennest“, denn ihre Lage, nur 150 m von dem Teich, der sich im Frühjahr bis vor die Schule ausdehnte; (dann war direkt neben der Schule ein ungeheuer großes rundes Loch, wo der Lehm zum Bau der Schule genommen worden sein soll, dessen Ränder von der einen Seite ziemlich lang und von der anderen Seite ganz kurz waren, und das Ganze sich für uns Kinder gut zum Ski- und Schlittschuhlaufen eignete) – machte sie so anziehend. Ich verbrachte in dieser Schule 6 unvergeßliche Jahre, und sie hat mir sehr viel mit auf den Lebensweg gegeben, was ich natürlich meinen Lehrern zu verdanken habe. Das waren in erster Linie der Direktor der Schule, Lehrer Paul Herr. Er unterrichtete uns in der 1. und in der 2. Klasse. Weiter konnte er uns nicht unterrichten, denn er hatte selbst nur 7 Klassen hinter sich. Aber er war ein vorzüglicher Schulleiter und Organisator. Dann war da Lehrer Dörr, der uns in Russisch von der 2. Klasse unterrichtete. Er war ein schon ältlicher nervöser und jähzorniger Herr, der sein Fach aber sehr liebte und uns viel beibrachte. Der nächste war Lehrer Emich, auch schon ein älterer Herr, mager wie ein Reis und immer sehr ernst und unzufrieden. Der führte uns nicht nur in die klassische deutsche Literatur ein, er lehrte sie uns auch lieben. Die russischen Gedichte und Fabeln, die uns Lehrer Dörr beigebracht hat, und die deutschen Balladen und Gedichte, die wir bei Lehrer Emich gelernt haben, die habe ich bis heute nicht vergessen. Dann waren noch die Lehrerinnen Ebert, Keilmann, Bersch und Schulz.

An dieser Stelle möchte ich etwas ausführlicher über das Alltagsleben meiner Schule berichten, denn ich glaube, das wird für die nachfolgenden Generationen von Interesse sein.

Es gab in unserer Schule überhaupt nur 4 Klassenzimmer, und der Unterricht verlief in 2 Schichten. Es gab für jedes Schuljahr je zwei Klassen, und die waren überfüllt: mit 40 bis 44 Schülern in der Klasse. Ich lernte in der Klasse „A“. Anfänglich war unsere Schule eine Grundschule, d.h. es gab nur 4 Schuljahre. Dann mußten die Schüler in eine andere Schule umwecheln, wo es 7 Schuljahre gab (eine „unvollständige“ Mittelschule), oder 10 Jahre (eine Mittelschule). Als ich in die 5. Klasse kam, wurde unsere Schule zu einer unvollständigen Mittelschule gemacht. Ich konnte also auch weiterhin in unserer Schule bleiben. Ich absolvierte in dieser Schule, wie oben schon gesagt, im Sommer 1941 die 6. Klasse.

Wir wurden in folgenden Fächern unterrichtet: Deutsche Sprache (Grammatik, Rechtschreiben, Literatur). In Literatur wurden wir mit den Werken der deutschen Klassiker Goethe, Schiller, Heine, Lessing, Freiligrath, Bürger bekanntgemacht. Wir lernten Gedichte, Balladen und Prosa- und Dramenauszüge. Außerdem lernten wir aus den Werken der russischen Klassiker Puschkin, Lermontow, Krylow, und zeitgenössischer Schriftsteller und Dichter: Gorki, Demjan Bedny u.a. in deutscher Übersetzung.

Von der 2. Klasse an lernten wir Russisch – ebenfalls Grammatik und Literatur und schrieben Diktate. In der 6. Klasse lernten wir die russische Grammatik auf der Ebene der russischen Schule.

Wir hatten Mathematik, Naturkunde, Geographie, Malen, Singen und Sport. In den höheren Klassen beschäftigten wir uns außerschulisch in verschiedenen Zirkeln. Es gab einen dramatischen Zirkel, einen Gesangzirkel und einen Sportzirkel. Außerdem gab es Zirkel mit militärischer Ausrichtung: „GTO“ („Bereit zur Arbeit und Verteidigung“), „GSO“ („Bereit zur sanitären Verteidigung“), „PWChO“ („Luft- und



Chemieschutz“) und „Woroschilowschütze“ (hier wurde schießen gelernt). Für die Schüler der jüngeren Klassen gab es entsprechend dieselben Zirkel nur mit dem Vorsatz „Seid“ ( z. B.: „Seid bereit zur Arbeit und Verteidigung“). Wenn man diese Zirkel mit einer entsprechenden Prüfung absolviert hatte, erhielt man ein Abzeichen. Doch es muß gesagt werden, daß die Teilnahme an den Zirkeln freiwillig und ziemlich locker war. Und es nahmen höchstens 40-50% aller Schüler daran teil.

Während der Pausen mußten die jüngeren Klassen im Korridor oder auf dem Schulhof organisiert spielen oder singen.

Während der großen Pause (15 Minuten nach der 3. Stunde) spielten wir älteren Jungen draußen vor dem Schulgebäude das beliebte Spiel „Stellhopsen“. Es bestand aus folgendem: ein Junge stellte sich mit dem Rücken an die Wand. Das war gewöhnlich ein neutraler Schüler, der selbst am Spiel nicht teilnahm. Die anderen (bis zu 12 oder 14) teilten sich in zwei Gruppen. Es wurde gelost. Wen das Los traf, der stellte sich gebückt, mit dem Kopf gegen den an der Wand Stehenden und hielt sich auch an ihm fest. Der zweite ebenfalls gebückt, umfaßte seinen Vordermann von hinten und legte den Kopf zur Seite. Und so die ganze Gruppe. Sie mußten sich gut bücken, möglichst weit voneinander abstehen, so daß eine womöglich längere „Brücke“ oder ein „Pferd“ entstand. Die zweite Gruppe stellte sich so 20 m vor diesem „Pferd“ auf. Ein jeder nahm einen Anlauf, stieß sich mit beiden Händen vorn am „Pferd“ oder „Bock“ ab, sprang und landete womöglich ganz vorn vor dem an der Wand Stehenden auf dem Rücken des gebückt stehenden Gegners. So sprangen alle der Reihe nach auf. Der beste Springer sprang gewöhnlich zuletzt, denn er mußte ja manchmal schon auf dem Rücken seines Kameraden landen. Hier mußte er frei sitzen, in die Hände klatschen und bis „drei“ zählen. Fiel niemand von den Springern herunter, so durfte die ganze Gruppe noch einmal springen. Und das so oft, bis jemand sich nicht halten konnte und herunterfiel. Dann wurde gewechselt.

Gegen solche Spiele hatten die Lehrer nichts einzuwenden. Nur wenn wir durch das Spiel das Glockenzeichen zur Stunde überhörten, dann gab's Krawall.

Da war aber noch ein anderes Spiel im Umlauf: „Geldspielen“. Das wurde von den Lehrern streng geahndet.

Fremdsprachenunterricht gab es an unserer Schule nicht. Wir hatten einfach keine Lehrer. An anderen Schulen wurde er schon durchgeführt. Wir sollten im nächsten Schuljahr einen Fremdsprachenlehrer bekommen. Das hatte auch der Krieg vermässelt. Fremdsprache wurde an den sowjetischen Schulen obligatorisch 1938 eingeführt. Es wurde Englisch, Französisch oder Spanisch an unseren deutschen Schulen unterrichtet.

Prüfungen hatten wir in den Schulen vor dem Krieg nach jedem Schuljahr. Für gutes Lernen und mustergültiges Betragen gab es Prämien oder Auszeichnungen. Nach der 4. Klasse hatte ich einen „Belobigungsschein“ erhalten. Der ging später in Sibirien irgendwann verloren.

Während der Sommerferien fuhr ich mehrmals für 1 Monat in ein „Pionierlager“ (ein Erholungslager, wo viel Sport getrieben, gesungen, gewandert wurde.) Dort herrschte eine ziemlich straffe Disziplin.

Ende der 30er Jahre wurde das Leben an der Wolga in materieller Hinsicht etwas erträglicher. Aber Brot satt zu essen gab es immer noch nicht, obwohl es einige sehr gute Ernten gab. Ich kann mich noch gut erinnern, daß wir in den Jahren 1938-39 nachts um 2-3 Uhr aufstehen mußten, zum Markt liefen, wo ein Brotladen war, und uns in die Schlange stellen mußten, bis morgens um 8 Uhr der Laden geöffnet wurde. Um die Reihenfolge nicht zu verlieren, wurde uns die Nummer in der Schlange mit einem Tintenstift auf den Handrücken geschrieben. Und da es nur 1 kg Brot auf die

Person gab, mußten auch die ganz kleinen Kinder, die erst kaum gehen konnten, nachts aus dem Bett und mitgehen, damit sie auch eine Nummer auf die Hand bekamen und darauf 1 kg Brot. Das war für die Kinder eine harte, nervenzerreißende Plage. Und wenn es dann Morgen war und das Markttor geöffnet wurde, liefen doch alle Hals über Kopf zum Brotladen. Dort gab es dann ein fürchterliches Gedränge. Es gab immer Typen, die die allgemeine Ordnung ignorierten und sich nur auf ihre Kräfte verließen. Es kam oft soweit, daß die Miliz her mußte, um Ordnung zu schaffen.

Von 1935 bis 1941 waren ich und immer noch eines meiner Geschwister während der Sommerferien draußen im Dorf bei Großmutter, bei Onkel Peter und Onkel Adolf. Die arbeiteten alle im Kolchos und jeder hatte sein eigenes Häuschen. Es gab im Dorf schon Plattenspieler und Batterieradios, da in den Dörfern meist noch kein Stromanschluß war. Diese Batterieradioempfänger konnten sich allerdings nur die wohlhabenderen Kolchosbauern leisten. Jedes Radio hatte bis zu 20 Kilo Batterien, die nach 1-2 Monaten Gebrauch gewechselt werden mußten. Wir Kinder mußten oft auch bei den Feldarbeiten mithelfen. Meistens handelte es sich dabei ums Jäten, d.h. wir mußten aus den Getreidefeldern das Unkraut mit den Händen herausrupfen. Aber meine Lieblingsbeschäftigung war, wenn ich mit Onkel Adolf hinters Dorf auf die Weide nach den Pferden oder Kamelen gehen konnte. Da lernte ich das Reiten. So blieb mir auch das Dorfleben kein Geheimnis. Auch in den Winterschulferien waren wir öfters bei der Großmutter im Dorf. Am Tage tollten wir auf der Straße herum und abends halfen wir der Großmutter beim Wollgarnspinnen und beim Strohflechtennähen. Die gesponnene Wolle war für den eigenen Bedarf an Socken, Strümpfen und Handschuhen bestimmt. Die Strohflechten (aus Strohhalmen geflochtene Bänder) wurden im Kantonzentrum Marxstadt abgeliefert. Dort gab es einen Betrieb, wo aus diesen Flechten Hüte, Körbchen und andere Gegenstände genäht wurden. Für die Frauen der Dörfer war das ein kleiner Nebenverdienst.

Die Kolchosbauern aus unserem Dorf kehrten immer, wenn sie in die Stadt kamen und da etwas zu erledigen hatten, bei uns ein. Sie blieben manchmal über Nacht, oder sie ruhten sich einfach etwas aus, stärkten sich mit ihrer mitgebrachten Verpflegung und warteten auf eine Gelegenheit, nach Hause zu fahren. Es gab in der Stadt auch sogenannte Bauerngasthöfe. Aber bei uns gefiel es den Leuten besser: zu uns kamen ja nur Leute aus unserem Dorf, die alle kannten, und auch uns kannten alle. Da brauchten sie keine Angst zu haben, daß sie bestohlen wurden, und fühlten sich hier wie zu Hause. Offiziell mußten die Leute bei uns für das Einkehren nichts zahlen. Jeder gab, was er konnte oder wollte. Manche wußten gar nicht, daß das kein offizieller Einkehrhof war und glaubten, daß unsere Mutter für das Durcheinander und den Schmutz, die da entstanden, vom Kolchos belohnt würde und zahlten gar nichts. Da gab es oft Streit und Zank unter den Eltern: die Mutter wollte, daß der Vater den Leuten mal alles erklärte und ihnen absagte, aber der Vater hatte nur immer das eine Argument: „Ich kann doch die Leute nicht auf die Straße jagen!“ Die Leute kamen zu uns, auch wenn sie Kolchosangelegenheiten zu erledigen hatten. Da gab es oft Zwistigkeiten zwischen dem Kolchosvorstand und den Leuten, die in die Stadt geschickt wurden, z.B. um auf dem Markt für den Kolchos Mehl zu verkaufen. Die Leute weigerten sich, in Kolchosangelegenheiten bei uns einzukehren. Sie sagten mit Recht, das könne man uns nicht zumuten. Es wurde sogar extra eine Kolchosversammlung einberäumt, um diese Angelegenheit zu klären. Die einen waren dafür, bei uns weiter nicht mehr einzukehren. Die anderen meinten, man könne auch weiter einkehren, nur müsse man offiziell zahlen dafür. Sie dürften keinen Einkehrhof offiziell mieten. Einen eigenen einzurichten, wären keine Mittel da. Man einigte sich, für die ganze Arbeit und das Chaos, das unserer Familie und besonders

meiner Mutter zugefügt wurde, unsere Kuh mit Heu für den Winter zu versorgen. Unsere Eltern waren mit solch einer Lösung zufrieden. Das war immerhin für unsere Familie eine große Erleichterung. Wir waren ja schon 6 Kinder, und Vater verdiente nicht allzuviel.

Vom Staat gab es damals kein Kindergeld. Eigentlich gab es was, aber die Bedingungen waren so aufgestellt, daß die meisten kinderreichen Familien leer ausgingen. Der Staat unterstützte Familien, die 7 Kinder hatten, mit 2000 Rubel im Jahr, auch wenn da schon 3-4 verheiratete Kinder dabei waren. Diejenigen, die 8 Kinder hatten, erhielten 4000 Rubel jährlich. Aber solche, die 6 kleine Kinder hatten, erhielten gar keine Unterstützung. Als Mutter 1937 Zwillinge bekam, freute sich die ganze Familie, daß wir in einem Jahr vielleicht auch 2000 Rubel bekämen wie unsere Hausnachbarn. Aber die Zwillinge, Wolodja und Viktor, starben nach 6 Monaten, und der schöne Traum vom großen Geld war ausgeträumt. 1939 bekam Mutter wieder einen Sohn – wieder ein Wolodja. Aber an Geld dachten wir nicht mehr. Er war nur das 5. Kind in der Familie. Zu dieser Zeit waren wir auch schon aus der größten Armut heraus. Vater arbeitete jetzt im selben „Metallwerk“ als Dreher und verdiente etwas besser. Wir hatten eine Kuh, stets ein kleines Schwein, ein paar Hühner. Auf der Steppe bei Onkel Adolf und der Großmutter hatten wir stets 4-5 Schafe. So daß wir im Winter auch nicht ohne Fleisch waren. Zum Heizen machten wir alljährlich Mistholz (aus Stallmist geformte Briketts) und holten mit der Kuh trockenes Reisig aus dem Wald. Von der Stadtverwaltung hatten wir für eine mäßige Miete eine kleine Wohnung bekommen. Wir wohnten in der Kollektivistenstrasse Nr. 84, nicht weit vom Markt. Und als sich das Leben so einigermaßen, nach unseren Maßstäben, stabilisiert hatte, begann 1941 der Krieg mit Deutschland. (Siehe das Kapitel „Wie das geschah“)

1941, im letzten Sommer an der Wolga, fuhr ich 3mal mit Kolchosfrauen nach Saratow (70 km von uns flußabwärts). Ich diente ihnen als Dolmetscher bei ihren Angelegenheiten auf dem Markt und in den Geschäften. Da ich aber die russische Sprache selbst noch sehr schlecht beherrschte, kam es oft zu kuriosen Fällen. Die Mutter hatte mir auch etwas Geld mitgegeben, ich sollte einige Textilstoffe kaufen, denn bei uns in Marxstadt gab es wenig zu kaufen und nur sehr teures Zeug. Als ich dann einmal in der Schlange stand nach Stoff, bat ich den Verkäufer mir dreieinhalb Meter abzumessen, drückte mich aber so aus, wie man nur bei Geld „dreieinhalb“ sagt. Der Verkäufer machte große Augen und korrigierte mich ziemlich schroff. Ich wurde rot im Gesicht und ganz verlegen, aber seitdem weiß ich, wie man sich richtig ausdrücken muß. Diese Fahrten waren für mich sehr lehrreich und interessant. Manchmal fuhren wir mit dem Dampfer auf der Wolga, manchmal mit dem Bus. Die Fahrt hatte ich jedesmal gratis, als Lohn für meine Arbeit sozusagen.

## Marxstadt

Also, wir lebten von Dezember 1934 bis September 1941 in Marxstadt. Das war unser Kantonzentrum. Es war eine der größten deutschen Städte in der damaligen Wolgadeutschen Republik und hatte vielleicht bis 15 000 Einwohner. Hier lebten fast ausschließlich Deutsche, dazu etwa 500 Russen. Aber das ist meine Schätzung, genau weiß ich es nicht. Die Stadt liegt am linken Wolgaufer, auf der sogenannten Wiesenseite. Vor dem Krieg befand sich das eigentliche Flußbett der Wolga 2 km von der Stadt entfernt. Direkt im Wasser gab es eine kleine Anlegestelle für die Schiffe, die von Astrachan bis Samara (damals: Kujbyschew) und auch noch weiter stromaufwärts verkehrten und bei uns anlegten. Die Fläche vom Wolgabett bis zur Stadt wurde im Frühjahr vom Hochwasser überschwemmt. Das war sandiger Boden, mit Wiesen und Rotweidenbüschen bedeckt. Wir Jungen gingen oft zur Sommerzeit an die Wolga baden. Das Wasser war über 100 m weit flach, der Grund und der Strand waren sandig, für Kinder wie zum Baden geschaffen. Dort lernte ich auch etwas schwimmen. Aber das war ein weiter Weg: durch die ganze Stadt (wir wohnten in der zweitletzten Straße, ganz am Rande der Steppe) und auch noch mal ca. 2 km durch den Sand. Es gab in Marxstadt weder öffentlichen Verkehr noch asphaltierte Straßen und auch wenig Autos. Aber die machten einen größeren Lärm als die Autos in einer heutigen Großstadt. Alles, was heute mit dem Blinker und mit der Ampel angezeigt wird, wurde damals mit der Hupe erreicht: beim Überqueren einer Kreuzung wurde gehupt, beim Wenden links oder rechts wurde gehupt, beim Überholen genauso, auch die Fußgänger wurden durch Hupen gewarnt.

Heutzutage, nachdem an der Wolga mehrere Staudämme gebaut worden sind mit Wasserkraftwerken, sieht die Wolga ganz anders aus. Das Wolgawasser reicht bis zur Stadt. Auch die Anlegestelle liegt nahe an der Stadt. Inmitten der Wasserflächen ragen bewaldete Inseln heraus. Aber man kann die steile Bergseite am gegenüberliegenden Ufer gut sehen, obwohl die Breite des Flusses hier heute ca. 5 km beträgt.

Wenn im Frühjahr der Eisgang auf der Wolga begann, strömten Hunderte Schaulustige ans Ufer, die sich dieses wirklich einmalige Schauspiel nicht entgehen lassen wollten. Das Wasser aus den Nebenflüssen und Bächen floß in die Wolga, wenn das Eis auf dem Fluß noch eine geschlossene Decke bildete. Allmählich stieg das Wasser der Wolga und das Eis zerbrach in einzelne große und kleine Schollen, die immer schneller dahinglitten, einander überholten, sich mit lautem Getöse aufeinandertürmten und wieder zerbrachen. Dieses Krachen, Tosen und Knirschen war ohrenbetäubend. Man konnte es sogar draußen in der Steppe einige Kilometer von der Wolga entfernt hören. Bei diesem Eisgang kam es manchmal zu lustigen, aber auch tragischen Vorfällen. Die Wolga diente ja auch im Winter als eine der Hauptverkehrsstraßen für die Einwohner der anliegenden Ortschaften. Das glatte, hart gefrorene, fast einen halben Meter dicke Eis war die beste Verkehrsstraße in der ganzen Umgebung. Die Wege führten an der Wolga entlang und auch von einem Ufer zum anderen. Marxstadt gegenüber liegt das russische Dorf Beresniki. Von dort kamen die Hausfrauen jeden Morgen mit ihren Handschlitten, beladen mit Dickmilch in irdenen Töpfen, mit Butter, Eiern u.a. nach Marxstadt auf den Markt. Gegen Mittag kehrten sie nach Hause zurück. Das ging so vom frühen Winter, wenn das Eis noch ganz dünn war, bis zum Frühjahr, wenn man schon jeden Tag den Eisgang erwarten konnte. Eines Frühjahrmorgens zog eine ganze Karawane der Beresniker Frauen mit ihren Schlitten von zu Hause ab. Aber als sie das Ufer bei Marxstadt erreicht hatten, hatte sich hier das Eis schon vom Ufer losgelöst. Zwischen dem Eis und dem Ufer waren schon 30-40 m Wasser. Außerdem war der Eisweg schon ebenso weit

stromabwärts getrieben. Die Frauen kehrten unter dem Gejohle der Marxstädter Schaulustigen, unter lauten Ratschlägen schnell um und liefen, was ihre Kräfte hergaben die 3 km zurück nach Hause. In Beresniki wurden sie schon über 100 m unterhalb ihrer Abfahrtstelle von ihren Männern mit Booten empfangen, die sie von dem treibenden Eis befreiten. Es kamen aber auch viel tragischere Fälle vor, wo so mancher in der Wolga unter dem Eis seinen Tod fand.

Ich habe schon erwähnt, daß das Leben in der Wolgarepublik Ende der 30er Jahre im Vergleich mit den Hungerjahren Anfang der 30er Jahre etwas besser war. Und trotzdem war es eine harte Zeit, wenn ich zurückdenke, wie sich der Vater als alleiniger Arbeiter anstrengen mußte, um seine siebenköpfige Familie durchzubringen. Er mußte im Werk seine Schicht abarbeiten, oft mit Überstunden. Er mußte sehen, wie er Futter für die Kuh und Heizmaterial für den Winter besorgen konnte. Unsere Kuh war nicht verwöhnt, sie mußte nicht nur Milch geben, sondern auch ihr ganzes Futter und das Brennholz für den Winter mit einem selbstgemachten Wägelchen herbeifahren. Eine Zeitlang hatte Vater auch Anteil an einem Boot, das er zusammen mit noch zwei Kollegen gekauft hatte. Damit brachten sie Heu und Brennholz von den Inseln unweit von Marxstadt. Aber vom Ufer mußte es dann die Kuh nach Hause ziehen.

Manchmal ging der Vater mit dem „Hebegarn“ fischen. Das waren zwei lange dünne Weiden, die in der Mitte kreuzweise verbunden und an einer Stange befestigt wurden. An den 4 Enden der Weiden wurde ein Fischernetz befestigt. Mit Hilfe der Stange wurde dann das Netz ins Wasser getaucht, soweit die Stange reichte, und von Zeit zu Zeit herausgehoben. Manchmal waren ein paar Fische darin. Ich ekelte mich, die glatten, schleimigen Fische in die Hand zu nehmen, auch den Fischgeruch konnte ich nicht ertragen. Aber der Prozeß des Fischens selbst gefiel mir, und ich ging immer gern mit fischen.

Die Mutter brachte es fertig, manchmal ein paar Eier oder etwas Milch oder Butter zu ersparen und auf dem Markt zu verkaufen, wenn sie Geld für den Haushalt brauchte. Wolle für Strümpfe und Handschuhe lieferten unsere Schafe im Dorf bei Großmutter. Ein neues Kleidungsstück war in der Familie schon eine Großanschaffung und eine Seltenheit. So lebten wir bis zu dem verhängnisvollen Jahr 1941. (Siehe: „Wie das geschah“).

## Wie das geschah

### **ERLASS**

#### **DES PRÄSIDIUMS DES OBERSTEN SOWJETS DER UNION DER SSR**

##### **Über die Übersiedlung der Deutschen, die in den Wolgarayons wohnen**

*Laut genauen Angaben, die die Militärbehörden erhalten haben, befinden sich unter der in den Wolgarayons wohnenden deutschen Bevölkerung Tausende und aber Tausende Diversanten und Spione, die nach dem aus Deutschland gegebenen Signal Explosionen in den von den Wolgadeutschen besiedelten Rayons hervorrufen sollen. Über das Vorhandensein einer solch großen Anzahl von Diversanten und Spionen unter den Wolgadeutschen hat keiner der Deutschen, die in den Wolgarayons wohnen, die Sowjetbehörden in Kenntnis gesetzt, folglich verheimlicht die deutsche Bevölkerung der Wolgarayons die Anwesenheit in ihrer Mitte der Feinde des Sowjetvolkes und der Sowjetmacht*

*Falls aber auf Anweisung aus Deutschland die deutschen Diversanten und Spione in der Republik der Wolgadeutschen oder in den angrenzenden Rayons Diversionsakte ausführen werden und Blut vergossen wird, wird die Sowjetregierung laut den Gesetzen der Kriegszeit vor die Notwendigkeit gestellt, Strafmaßnahmen gegenüber der gesamten deutschen Wolgabevölkerung zu ergreifen*

*Zwecks Vorbeugung dieser unerwünschten Erscheinungen und um kein ernstes Blutvergießen zuzulassen, hat das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR es für notwendig gefunden, die gesamte deutsche, in den Wolgarayons wohnende Bevölkerung in andere Rayons zu übersiedeln, wobei den Überzusiedelnden Land zuzuteilen und eine staatliche Hilfe für die Einrichtung in den neuen Rayons zu erweisen ist. Zwecks Ansiedlung sind die an Ackerland reichen Rayons des Nowosibirsker und des Omsker Gebiets, des Altaigaus, Kasachstans und andere Nachbargebiete bestimmt.*

*In Übereinstimmung mit diesem wurde dem Staatlichen Komitee für Landesverteidigung vorgeschlagen, die Übersiedlung der gesamten Wolgadeutschen unverzüglich auszuführen und die überzusiedelnden Wolgadeutschen mit Land und Nutzländerein in den neuen Rayons zu versorgen.*

*Vorsitzender des Präsidiums des Obersten  
Sowjets der UdSSR M. Kalinin.  
Sekretär des Präsidiums des Obersten*

*Sowjets der UdSSR A. Gorkin.  
Moskau, Kreml, den 28. August 1941.*

Es gibt immer weniger Menschen, die noch Augenzeugen der grauenhaften Ereignisse von 1941 waren und über das traurige Kapitel in der Geschichte der Sowjetdeutschen berichten können, das heißt über die Zwangsaussiedlung der Deutschen von der Wolga und anderen europäischen Gebieten der Sowjetunion nach Sibirien und Kasachstan. Nachfolgend möchte ich versuchen, einige meiner Erinnerungen hier zu Papier zu bringen.

Der Anfang des Krieges von 1941 ist mir durch die schaurig-feierliche Stimme des Ansagers Lewitan vom Moskauer Rundfunk in Erinnerung geblieben, danach durch die Rede Molotows, des damaligen Außenministers der Sowjetunion, obwohl ich von all dem damals ganz wenig verstand. Die Leute in unserem Marxstadt, einem Kantonzentrum in der Autonomen Republik der Wolgadeutschen, gingen traurig und niedergeschlagen umher. Unter den Erwachsenen (ich war damals 13 Jahre alt) verbreiteten sich die verschiedensten Gerüchte. Die älteren Leute machten beklemmende Voraussagungen: das sei wohl jetzt das Ende. Zum dritten Mal werde das Unglück an den Deutschen nicht vorübergehen (sie erinnerten sich noch gut, daß schon während der Zarenzeit die Deutschen von der Wolga ausgesiedelt werden sollten). Wir Kinder spürten zwar ein auf uns zukommendes Gewitter, verstanden aber im Allgemeinen ganz wenig von dem, was da ringsum vor sich ging. Ich persönlich war damit beschäftigt, Lehrbücher für die 7. Klasse zu beschaffen, deutsche natürlich, denn ich hatte in jenem Sommer die 6. Klasse der deutschen Mittelschule beendet. Russisch verstand und sprach ich nur sehr wenig, wie auch die meisten anderen deutschen Einwohner der Stadt. Ringsum wurde Deutsch gesprochen, auch in den Betrieben und Anstalten wurden die Geschäfte in deutscher Sprache geführt. Die wenigen Russen des Ortes sprachen alle nicht schlecht Deutsch. Es gab nur eine russische Schule für die Russenkinder. Die Rundfunksendungen wurden auch meistens in deutscher Sprache übertragen. Die örtlichen Sendungen in deutscher Sprache begannen gewöhnlich um 16 Uhr nachmittags, die russischen spät am Abend, wenn es schon Zeit war für uns Kinder, schlafen zu gehen. Die Filme im Lichtspieltheater (der ehemaligen katholischen Kirche) waren meistens Stummfilme. Wir lasen auch meistens nur deutsche Zeitungen: „Junger Stürmer“ (Pionierzeitung), „Rote Sturmflagge“ (Kantonzeitung), „Nachrichten“ (Republikzeitung). Außerdem gab es noch die „Deutsche Zentral-Zeitung“, die in Moskau hauptsächlich von Emigranten aus Deutschland herausgegeben wurde. Wir abonnierten diese Zeitung nicht und lasen sie nur selten. Was die Russischkenntnisse der damaligen Wolgadeutschen anbetrifft - da drängt sich mir heute oft ein Vergleich mit den Russischkenntnissen der Kirgisen aus den entlegenen Gebirgsdörfern auf. Nur sind die Bedingungen zur Erlernung der russischen Sprache damals bei der deutschen Bevölkerung und heute bei der kirgisischen nicht vergleichbar. Damals gab es keine Fernseher und nur ganz wenig Rundfunkempfänger (am Zentralnetz angeschlossene Lautsprecher gab es nur in den Städten), es gab keine Busverbindung zwischen den Dörfern und den Kantonzentren, gar nicht zu sprechen von einer Verbindung mit der Republikhauptstadt Engels oder anderen größeren Städten. In den städtischen deutschen Schulen wurde Russisch von der 2.Klasse an als Fach unterrichtet, am Ende der 7.Klasse lehrte man die russische Grammatik schon nach dem Programm der russischen Schulen. Nur in der russischen Literatur blieben die deutschen Schüler hinter den russischen zurück. Trotzdem waren die Russischkenntnisse, wie gesagt, gering. Ich erinnere mich noch ganz gut an einen kuriosen Fall. Wir hatten als Hausaufgabe eine Übung in Russisch schriftlich zu machen. Man mußte in kleinen Sätzen die Benennung eines abgemalten Gegenstandes einsetzen. Ich lief damals bei großer Kälte die ganze Nachbarschaft ab, und keiner konnte mir sagen, wie „Hobel“ auf Russisch heißt (Wörterbücher gab es damals nicht).

Die Fenster der Häuser wurden verdunkelt. Auf den Straßen konnte man Plakate sehen: „Unsere Sache ist gerecht!“ „Der Feind wird geschlagen!“ „Der Sieg wird unser sein!“ Diese kurzen lakonischen Losungen wirkten auf uns Kinder irgendwie beruhigend. Waren wir doch durch und durch gespickt mit hurratriotischen Liedern, Reden, Losungen und Filmen.

Dann hörte man immer beharrlichere Gerüchte, daß die Deutschen ausgesiedelt werden sollten. In der Stadt wimmelte es von Truppen. In den Schulen wurden Hospitäler eingerichtet. Und schließlich, am Vorabend des neuen Schuljahres, stand in den Zeitungen der „Erlaß des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR über die Übersiedlung der Deutschen, die in den Wolgarayons wohnen“. Dort beschuldigte man die Deutschen an der Wolga der Kollaboration mit den deutschen Truppen.

Viele unserer Leute wollten gar nicht glauben, daß man ein ganzes Volk aussiedeln kann, sie glaubten, es sei eine Falschmeldung. Man meinte: Ist denn so etwas möglich, wo doch fast noch das ganze Getreide am Halm steht?! Doch leider hatte alles seine Richtigkeit und war toderntst. Endgültig glaubte man es, als der Erlaß in den deutschen Zeitungen erschien und die Leute ihn selbst lesen konnten.

Wie gesagt, man hatte die Wolgarepublik mit bewaffneten Truppen besetzt. Die Regierung hatte doch wohl Angst, es könnte zum Widerstand oder gar zu Revolten kommen. Immerhin war die Aktion gegen rund 400.000 Menschen in Angriff genommen. Doch die Leute begannen geduldig wie Schafe, sich auf die lange Reise vorzubereiten. Frau *Amalie Rau*, eine 70jährige Rentnerin aus Frunse, erzählte darüber folgendes:

In jenem Sommer wurden alle Lehrer des Kantonzentrums Hussenbach, wo Frau Rau damals in der Schule als Lehrerin arbeitete, vorzeitig aus dem Urlaub abberufen und in den Dorfsowjet eingeladen. Fast zwei Wochen lang mußten sie dort sämtliche deutschen Einwohner des Dorfes in eine Kartei aufnehmen. Danach wurden sie auf die Felder geschickt, um bei der Ernte mitzuhelfen. In den letzten Augusttagen waren die Lehrer damit beschäftigt, sämtliches Inventar aus der Schule in die Kirche zu räumen, um dort Klassenzimmer einzurichten. Die Schule wurde als Hospital gebraucht.

Der letzte Tag vor dem neuen Schuljahr war ein herrlicher Sonntag. Frau Rau und ihr Mann Konstantin wollten am Nachmittag mit ihren Mädchen, zwei Vorschulkindern, ins Kino gehen. Plötzlich wurde Herr Rau ins Parteikomitee gerufen, das sich nicht weit von ihrer Wohnung befand. So kamen sie damals auch nicht ins Kino. Es wurde Abend, dann kam die Nacht - Herr Rau kehrte nicht nach Hause zurück. Die verschiedensten Gedanken bemächtigten sich der 33jährigen Frau. 1937 wurde ihr Schwager, der Bruder von Herrn Rau, verhaftet und zum Volksfeind erklärt. Seitdem war er für immer verschollen. Man konnte ja nicht wissen, vielleicht war auch ihr Mann verhaftet. In jener Zeit konnte man alles erwarten. Natürlich machte sie die ganze Nacht kein Auge zu, beruhigte die Kinder und weinte selbst.

Am Morgen ging sie zuerst ins Parteikomitee. Dort beruhigte man sie und sagte, ihr Mann sei in der Redaktion. (*Konstantin Davidowitsch Rau*, Mitglied der Partei seit 1930, ein aktiver Organisator der Kolchose, ehemaliger Lehrer und Schuldirektor, dann Sekretär des Rayonparteikomitees, arbeitete in dieser Zeit als Redakteur der Rayonzeitung „Rote Fahne“.) Frau Rau lief in die Redaktion. Das Gebäude war von Rotarmisten abgesperrt, und man ließ sie nicht hinein. Es war schon Zeit, in die Schule zu gehen. Sie ging dorthin, begann den Unterricht, aber die Tränen rollten nur so aus ihren Augen. Sie bemühte sich, so zu stehen, daß die Kinder nicht sahen, wie sie weinte. Doch die konnte sie nicht täuschen, sie bemerkten alles und verhielten sich mäschenstill. Nach einigen Minuten öffnete sich die Tür, und herein trat ihre Nachbarin, die zwei Mädchen der Lehrerin vor sich her schiebend. Die Nachbarin,



eine Russin, beaufsichtigte die Kinder, wenn Frau Rau in der Schule war. Sie sagte laut in russischer Sprache: „Was machst du denn hier, Maljuscha, weißt du denn nicht, daß ihr ausgesiedelt werdet? Geh schnell nach Hause und packe ein!“ Doch Frau Rau, die vor Gram ganz von Sinnen war, schubste die Frau und die Kinder in den Korridor und sagte nur: „Wie kann man denn so während der Stunde in die Klasse stürzen?“

Doch nach 5 Minuten kam der Sekretär des Rayonkomsomolkomitees herein und stand wie versteinert vor der Tür. Er lispelte nur „Maljuscha, man siedelt uns aus, hörst du? Man siedelt uns aus! Lasse die Kinder los und gehe schnell nach Hause!“ Erst jetzt verstand die Lehrerin die ganze Tragödie, die auf sie hereingebrochen war. Sie sagte leise: „Kinder, geht nach Hause“, und lief wieder in die Redaktion. Diesmal ließ man sie durch. Im Kabinett ihres Mannes sah sie einen fremden Mann in Milizuniform, ihr Mann stand an einer großen Landkarte der Sowjetunion. Er drehte sich um zu seiner Frau und sagte dieselben Worte wie der Sekretär vorhin „Maljuscha, man siedelt uns aus.“ Dann drehte er sich wieder zur Karte, damit sie seine Tränen nicht sehen sollte. Doch sie bemerkte, wie seine Schultern zuckten, und begann selbst wieder zu weinen. Der Milizionär gab ihr ein Glas mit Wasser und versuchte, sie zu beruhigen. Ihr Mann zeigte mit dem Finger auf die Karte und sagte, nach dem er sich etwas beruhigt hatte: „Hierher, Maljuscha, wird man uns aussiedeln. Geh nach Hause und packe die Sachen ein. Wir müssen mit dem Genossen den Erlaß deutsch abdrucken, dann komme ich auch. „Ja, ja“, sagte der Milizionär, „er wird bald kommen.“ Sie ging weg.

Zu Hause konnte sie gar nicht zu sich kommen. Koffer und Truhen hatten sie nicht. Die Nachbarn gaben ihr eine Furnierkiste, und sie begann, Bücher hineinzupacken. Bei dieser Beschäftigung traf sie auch ihr Mann an, als er gegen Abend mit dem Milizionär nach Hause kam. Er warf die Bücher aus der Kiste und begann Kindersachen und anderes einzupacken. Der Milizionär sagte: „Nehmt auch das Fahrrad mit, das gibt für Eure Kinder ein Stück Brot.“ Wie dankbar war Frau Rau später dem Manne für diesen Rat.

... Wir wurden aus Marxstadt auch so in den ersten Tagen im September ausgesiedelt. Ein paar Tage zuvor gingen Russenleute durch die Häuser der Deutschen und registrierten alles: Bestand der Familie, Häuser und Kühe. Wir besaßen kein eigenes Haus, wohnten in einer Kommunalwohnung (die Kuh lieferten wir ab; später, in Sibirien, hatten wir unter wenigen das Glück und erhielten dafür eine Kuh aus dem Kolchos). Der Vater arbeitete im Betrieb fast bis zum letzten Tag. Dann lief er zwei Tage dorthin, um den ihm noch zustehenden Lohn zu erhalten, doch vergebens. Wo sollten auch die Betriebe und örtlichen Banken das viele Geld auf einmal hernehmen? Die Zentralbehörden kümmerten sich nicht darum.

Am Nachmittag des 6. September kamen Militärs und kündigten an, daß in zwei Stunden die Wagen kämen, wir sollten uns bereithalten. Doch sie waren kaum weg, als die Fuhren schon vor dem Haus hielten. Unsere Familie hätte nach den von oben bestimmten Normen für 7 Personen (die Eltern und 5 Kinder) zwei Fuhren bekommen sollen - eine zweispännige und eine einspännige. Doch es gab nur eine zweispännige. Es mußte alles schnell umgepackt und einige Kisten und Bündel zurückgelassen werden.

In der Stadt herrschte ein unbeschreibliches Chaos - auf den Straßen liefen Schweine, Schafe, Ziegen und schrien, Hühner gackerten, die Hunde heulten (sie spürten am stärksten, daß etwas Ungewöhnliches in der Luft lag). Schüler russischer Nationalität aus den Berufsschulen liefen auf den Straßen und Höfen herum und versuchten, die Tiere einzufangen.

Einige unserer Nachbarn, Vaters Arbeitskollegen, luden ihre Sachen nicht auf die Wagen, sie weigerten sich, ohne Geld wegzufahren. Sie fuhren zwei Tage später weg, nachdem sie in den Betrieben vollständig ausbezahlt worden waren. Unser Vater hatte zu große Angst, sich den Behörden zu widersetzen. Er war froh, daß er seine Kinder alle zusammenhalten konnte und in dem Durcheinander nicht verlor und daß er bei seiner Familie bleiben konnte (Angst vor Verhaftung). So fuhren wir los mit 5 kg Zwieback an Bord (den die Mutter noch trocknen konnte), einem Eimer gebratenem Fleisch und 13 Rubel Geld. Unterwegs sahen wir Kinder dann mit Neid auf die anderen, die Geld hatten und Lebensmittel kaufen konnten.

Wir hielten immer zusammen mit den Nachbarn, die an diesem Tag wegfuhrten. Unsere Verwandten lebten im Dorf. Später erfuhren wir, daß die Kraftfahrer des Rayons als letzte abtransportiert wurden, nachdem sie sämtliches Getreide aus den leeren Kolchosen an den Staat abgeliefert hatten.

Wir fuhren langsam im Schritt durch die ganze Stadt. Es war ein schauriges Bild, das an die Aussiedlung der Kulaken (Großbauern) Ende der 20er und Anfang der 30er erinnerte, nur um das Hundertfache vergrößert. Der Treck zog sich Dutzende Kilometer dahin, begleitet von den Hunden der Einwohner. Auf den Straßen standen Menschen, russische Nachbarn, Kollegen. Viele weinten, andere winkten mit Tüchern, liefen zu den Wagen, um sich zu verabschieden.

Wir fuhren nach Engels, zur Eisenbahn. Fuhren sehr langsam, mußten oft und manchmal sehr lange wegen irgendeiner Panne halten. So fuhren wir die ganze Nacht. Wir fuhren durch leere Dörfer, wenn da Deutsche gewohnt hatten, durch schlafende Dörfer, wenn da Russen wohnten. Doch wenn der Treck ankam, erwachten die Leute, liefen auf die Straße, um sich den seltsamen Zug anzusehen. Viele kamen zu den Fuhren und übergaben den Frauen und nicht schlafenden Kindern Milch, Tomaten, Äpfel und anderes. Wußten sie doch zu gut, daß den Leuten ein langer und schwieriger Weg bevorsteht.

Zur Eisenbahn kamen wir schon am anderen Morgen. Das Gepäck wurde abgeladen, in langen Reihen die Eisenbahn entlang. Die Fuhleute verabschiedeten sich und fuhren zurück, nach Hause. Vielleicht mußten sie dann denselben Weg noch öfter machen. Manche von den Fuhleuten waren Deutsche, die aus anderen Dörfern mobilisiert waren, an sie kam die Reihe später. Sie sahen sich das Bild an und sagten traurig: „Wer weiß, wie wir weggeschafft werden.“ Und sie hatten recht. Uns erging es noch verhältnismäßig gut. Wir waren bei den ersten, die zwar überstürzt abtransportiert wurden, aber unter besseren Verhältnissen als die späteren, kamen auch gewöhnlich an bessere Orte der Aussiedlung.

Wir warteten auf den Zug. Wieder kamen Militärs, machten Listen, erteilten irgendwelche Befehle. Es begann zu regnen. Die Fuhren mit den Aussiedlern kamen noch viele Stunden lang herangefahren, das Gepäck wurde jetzt direkt auf die nasse Erde gestapelt, manchmal sogar in Pfützen, denn jeder Familie wurde ein genauer Platz angewiesen. Am Nachmittag hörte der Regen auf, es zeigte sich die Sonne. Doch zum Trocknen der Sachen war keine Zeit mehr - der Zug kam. Es waren Güterwagen. Manche waren mehr oder weniger sauber, manche aber sehr schmutzig. Zum Säubern war keine Zeit, und die Leute mußten sich mit ihren Sachen auch so darin einrichten. Die Aussiedler wurden auf die Wagen verteilt. In jeden zweiachsigen Wagen kamen 40-45 Mann. Große Truhen und Bündel wurden von den Männern zum Kopfe des Zuges geschleppt, wo sie in große vierachsige Gepäckwagen verstaut wurden. Natürlich gab es wieder viel Lärm, Tränen, Durcheinander. Oft mußte wieder umgepackt werden, um die notwendigen Gegenstände mit sich auf den Weg zu nehmen. Endlich waren Menschen und Gepäck verfrachtet. In unserem Waggon waren 42 Mann: auf der einen Seite des Waggons

wir drei Familien zu je 7 Personen, auf der anderen Seite mehrere Familien, insgesamt 19 Personen. In der Mitte des Waggons lagerte ein älteres Ehepaar direkt auf seinem Gepäck, sie wollten nicht auf die Pritschen klettern, die in zwei Etagen zu beiden Seiten des Waggons angebracht waren. Dieser Waggon wurde für 17 Tage unser Wohnort.

Wir fuhren, wenn auch langsam, immer weiter nach Osten. Anfänglich war für uns Kinder diese Reise sehr interessant. Wir wußten ungefähr, daß man uns nach Kasachstan oder Sibirien fuhr. Wir erinnerten uns an die Bilder im Lehrbuch für Geographie, an Kinofilme, und das alles kam uns sehr exotisch vor. Für uns war interessant, jetzt das zu sehen zu bekommen, was früher nur in unserer Phantasie lebte.

In jedem Waggon wurde ein Ältester gewählt, der zusammen mit anderen Männern nach warmem Mittagessen und Brot ging, die uns an manchen Eisenbahnstationen zugeteilt wurden. Dann wurde dieses unter den Familien nach Personenzahl verteilt. Es kam vor, daß unsere Suppenträger vom Zug zurückblieben. Dann mußten sie ihn auf anderen Zügen einholen, was im allgemeinen nicht besonders schwierig war, da unser Zug fast an allen Stationen stundenlang hielt, denn er mußte alle übrigen Züge vorbeilassen. Doch es kamen Fälle vor, wo Familienmitglieder einander für lange verloren. Manche kamen auch beim Durchkriechen unter Waggons unter die Räder eines anfahrenden Zuges.

Nachts reichten im Waggon die Schlafplätze nicht für alle aus. Da saßen wir drei Halbwüchsige in der Tür des Waggons mit baumelnden Beinen und erzählten einander Märchen und verschiedene Geschichten. Um 2-3 Uhr nachts wurden wir dann von Erwachsenen abgelöst.

Der Zug, besser gesagt die Insassen, wurden natürlich von Militärs bewacht, die in zwei Wagen am Anfang und am Ende des Zuges untergebracht waren. Manchmal mußten unsere Wagenältesten zum Begleitstab kommen, um irgendwelche Befehle entgegenzunehmen. Dies wurde dann von Waggon zu Waggon durchgeschrien.

Am 18. September kam unser Zug auf der Station Rubzowka (Altai-Region) an. Es war ein kühler Herbstmorgen. Wir luden unser Hab und Gut aus dem Waggon und freuten uns, daß unser Leben unter dem Klopfen der Räder endlich vorbei war. Aber die Ungewißheit über unser weiteres Schicksal wirkte sehr beunruhigend. Die schlechten Russischkenntnisse (manche verstanden überhaupt kein Wort Russisch) machten die Lage noch schwieriger.

Am Abend desselben Tages kamen Pferdefuhren aus den verschiedensten nahe und weit gelegenen Kolchosen. Wir wurden nach einem uns unbekanntem Prinzip auf verschiedene Rayons verteilt, so daß verwandte oder befreundete Familien, die bis jetzt zusammengehalten hatten, getrennt wurden. Diejenigen, die Russisch beherrschten, brachten es manchmal fertig, zusammenzubleiben, aber die meisten wurden auseinandergerissen. Ich glaube nicht, daß das von den örtlichen Behörden absichtlich getan wurde. Absicht war es von oben gewesen, die Deutschen so auf die weiten Regionen zu zerstreuen, daß sie nicht aufmucken konnten und zwangsläufig unter der anderen Bevölkerung assimiliert wurden. Wir kamen in das Rayonzentrum Nowo-Jegorjewka, 40 km von Rubzowka. Es war 2 Uhr nachts, als wir vor dem Dorfsowjet ankamen, wo wir wieder lange warten mußten. Dann brachte man uns und noch etliche Familien in den Kirow-Kolchos, der am Ende des großen Dorfes, weit vom Zentrum entfernt, gelegen war. Wir wußten eigentlich gar nicht, wo wir uns befanden, wir wollten nur eines - schlafen. Über Nacht brachte man uns im leerstehenden Kolchoskontor unter. Die Ernte war in vollem Gange und die Kolchosverwaltung war in die Brigade (Feldstandorte) gezogen, 25 km vom Dorf, deshalb stand das Kontor leer. Wir waren drei Familien und drei alleinstehende

Frauen in diesem Kolchos. Am Morgen machten sich alle Männer, außer unserem Vater, auf zur „Lageerforschung“. Am Abend desselben Tages fuhren die anderen Familien weiter, sie hatten für sich etwas Passenderes als den Kolchos gefunden. Sie, ständige Stadtbewohner, konnten sich ein Leben im Kolchos nicht vorstellen. Einer, Buchhalter von Beruf, fand Arbeit in einer Rayonorganisation, der andere zog in ein anderes Dorf desselben Rayons und wurde Mechaniker in einem Sägewerk (später erfuhren wir, daß wir in den Grenzen eines Rayons anfänglich noch etwas Bewegungsfreiheit hatten). Mein Vater, ein ehemaliger Bauer, und die drei alleinstehenden Frauen fuhren schon am Morgen des ersten Tages in die Brigade und begannen dort auf dem Feld zu arbeiten. Dort waren Arbeitskräfte sehr nötig.

In dem Kontorgebäude lebte jetzt nur noch unsere Familie: die Mutter und wir fünf Kinder. Später siedelten wir in ein leerstehendes Häuschen über. Wir Kinder, ich war der Älteste, 13 Jahre alt, halfen im Dorf den alten Frauen und Soldatenwitwen die ungeheuer großen Gärten abräumen. Dafür bekamen wir Kartoffeln, Rüben, Kürbisse, Kohl und anderes Gemüse, so daß wir für die erste Zeit genug zu essen hatten. Brot erhielten wir aus dem Kolchos, anfangs gebackenes, dann Mehl (später bekamen wir auch eine Kuh). Doch die Familie war groß, und wir begannen so nach und nach unsere mitgebrachten Kleidungsstücke und andere Sachen gegen Lebensmittel umzutauschen. An eine Schule war vorerst gar nicht zu denken. Ich verstand zwar ein paar Brocken Russisch, aber ich mußte arbeiten. Die beiden jüngeren schulpflichtigen Geschwister verstanden überhaupt nichts. So blieb der Bruder (Jahrgang 1933) auch für sein ganzes Leben lese- und schreibeunkundig. Solche gibt es unter den Rußlanddeutschen heute noch viele.

Anfangs verhielt sich die örtliche russische Bevölkerung ganz friedfertig zu den Aussiedlern, sogar mitleidig. Es wurden Arbeitskräfte gebraucht (die Männer waren alle an der Front), und die Deutschen waren geradezu willkommen mit ihrer Arbeitslust und kindlichem Gehorsam. Man mußte ja manchmal dumme Fragen einstecken z.B. wie unsere Meinung wäre, wer siegen wird - die Sowjetunion oder „unser Hitler“; ob wir wohl „Nemzy“ (Deutsche) oder „Nenzy“ (ein Volk im Norden der Sowjetunion, am Eismeer) seien. Manche hatten bis dahin ernsthaft geglaubt, dass die Deutschen Hörner an den Köpfen hätten. In den Kinos lief damals der Film „Alexander Newskij“. Das war ein mittelalterlicher Nowgoroder Fürst, der im Jahre 1242 den Deutschen Ritterorden auf dem Peipussee besiegt hatte. Die Ritter hatten da oftmals Hörner an ihren Helmen. Dieser Umstand und die böartige Propaganda der Politkommissare gegen alles Deutsche hatten unter der Bevölkerung ihr Ziel erreicht, hatten den Haß auch gegen die eigenen Deutschen auf die Spitze getrieben.

Schlimmer wurde es, als die Totenbriefe von der Front begannen, dutzendweise in die Häuser der russischen Bevölkerung zu flattern. Das Wehklagen erschütterte dann die Luft. Die Frauen und Kinder rauften sich die Haare aus, beschütteten ihre Köpfe mit Asche.

Wir Deutschen getrauten uns an solchen Tagen nicht auf die Straße. Schimpfworte wie: „Faschisten“, „Hitleristen“, „Fritzen“ - das war das Geringste, was wir über uns ergehen lassen mußten. Wenn man das von einer vor Gram wild gewordenen Witwe hören mußte, oder von Kindern, die es von Älteren lernten - das konnte man ja noch verstehen. Aber wenn man von der Kolchos- oder Dorfborgigkeit, den Vertretern der Sowjetmacht, so beschimpft wurde, da ließen auch die Geduldigsten und Verständnisvollsten die Arme sinken. Oft kam es zu Raufereien (wegen einer solchen Beschimpfung), schuld waren natürlich wieder die „Nemzy“.

Der Vater arbeitete bis zum späten Herbst 1941 in der Brigade. Als das Getreide alles gedroschen war, gab man ihm zwei Pferde und zwei einspännige Schlitten und

er wurde Fuhrmann wie noch einige Männer, die noch im Kolchos waren. Die Pferde waren Nachts über im Kolchosstall, das Pferdegeschirr und die Schlitten standen bei uns zu Hause. Wir wohnten, als die Kolchosverwaltung wieder ins Dorf zog und das Kontor gebraucht wurde, in einem leerstehenden Häuschen direkt neben dem Kolchosvorsitzenden *Stepan Nasarowitsch Sjukin*, ein Ukrainer. Er war ein dicker kleiner, schon ällicher Mann, der seines Alters wegen doch wohl auch nicht an die Front genommen wurde.

Im Dezember 1941 wurde der Vater mit noch einem Russen mit ihren Fuhren in die 150 km entfernte Stadt Smejinogorsk geschickt. Sie mußten für die Dorfkonsumgenossenschaft für das neue Jahr Wodka und Wein holen. Es war eine sehr kalte und schneestürmische Zeit, so das der Vater in seiner dünnen, für den sibirischen Winter nicht geeignete Kleidung beinahe erfroren wäre. Die anderen Fuhrleute, die hiesigen Sibirier, hatten alle warme Schafpelze an. Die Fuhren waren zwei Wochen unterwegs und übernachteten meist in Dörfern bei den Einwohnern. Als sie kurz vor Weihnachten mit den Getränken zurückkamen und sie in der Konsumgenossenschaft abliefern mußten, stellte es sich heraus, daß bei meinem Vater und seinem Partner eine ganze Menge Getränke fehlte. Abgeliefert wurde pauschal, so daß beide verantworten und eine beträchtliche Summe zahlen mußten. Alle verstanden, daß der Russe unseren Vater reingelegt hatte, er hatte unterwegs Schnaps verkauft, hatte für die Übernachtungen mit Schnaps bezahlt und war auch die meiste Zeit selbst stets betrunken. Da er sich Geld in die Tasche gemacht hatte, konnte er jetzt gut seinen Anteil bezahlen, der Vater aber mußte seinen Mantel verkaufen, um das Geld aufzubringen. Alle bemitleideten den Vater und sprachen die Vermutung aus, daß der Partner unseren Vater reingelegt hatte, denn er galt im ganzen Dorf als Gauner und Dieb. Und gerade den hatte man nach Schnaps geschickt. Da hatte man richtig den Bock zum Gärtner gemacht. Aber der Vater konnte nichts beweisen. Dieser Vorfall brachte ihn bis zur Verzweiflung, er wurde sogar krank.

Anfang 1942 wurden sämtliche deutsche Männer, auch die Frauen ohne Brustkinder zur Arbeitsarmee eingezogen. Die andere deutsche Bevölkerung kam unter Aufsicht der Sonderkommandantur. Alle über 16 Jahre mußten sich zweimal monatlich melden. Es wurde immer strenger. Die Deutschen mußten stets die Arbeit verrichten, vor der sich die Einheimischen scheuten. Die Deutschen konnten sich nicht dagegen sträuben

- es wurde sofort mit der Kommandantur gedroht. Man durfte nicht mal ins Nachbardorf gehen und einen Verwandten oder Freund besuchen, auch wenn es nur 2 km vom eigenen Dorf entfernt war, sich aber in einem anderen Rayon befand. Vor den Städten waren Sperren eingerichtet, damit die Deutschen nicht dorthin konnten. Man konnte nicht mal zum Markt gehen. Das verschlechterte noch die ohnehin schwere Lage der Deutschen. Wenn es trotzdem jemand wagte, die Grenze des Rayons zu überschreiten, und dabei geschnappt wurde, wurde er sofort verhaftet und unter Bewachung zu „seinem“ Kommandanten gebracht. Die Strafe hing dann vom Charakter und der Stimmung des „Vaters“ ab. Es konnten im Winter einige Nächte kalten Karzers, Arrest in der Gefängniszelle, Zwangsarbeit unter Bewachung, Peitschenhiebe oder auch eine einfache Standpauke sein.

Vater kam im März 1942 in die Arbeitsarmee. Ich kam im Dezember 1942, 14jährig, in eine Kohlengrube im Gebiet Kemerowo. Die Mutter blieb krank mit den vier jüngeren Kindern (dabei unser 8monatiges, jüngstes Schwesterchen) im Kolchos zurück.

Doch das ist ein weiteres Kapitel.

## Wie es war

Ein genaues Datum, wann die Deutschen in der Sowjetunion in die Arbeitslager, damals „Trudarmee“ genannt, eingezogen wurden, ist mir nicht bekannt. Tatsache ist, daß es hauptsächlich im Jahre 1942 war. Sie wurden gewöhnlich von den Kriegskommissariats mobilisiert: alle Männer und Frauen von 14/15 bis 65/70 Jahren, die sich nur, wenn auch hinkend, fortbewegen konnten. Frauen, die Kleinkinder unter 2 Jahren hatten, durften gewöhnlich zu Hause bleiben (wenn man den Deportationsort als ein „Zuhause“ betrachten kann). Jedenfalls mußten diese Frauen oft kleinere Kinder aus anderen Familien zu sich nehmen, wenn die Mütter verschleppt wurden.

Mein Vater wurde am 26. März 1942 mobilisiert. Er hinterließ seine kranke Frau mit 5 Kindern (ich, der älteste, war 14 Jahre, die kleinste Schwester knapp 2 Monate alt) dem Kolchos. Wir hatten 5 Tage, um Vater auf diese Reise vorzubereiten. Meine Aufgabe war es, Tabak zum Rauchen so viel wie möglich zu hacken, sieben und rauchfertig zu machen. Ich brachte es zu 300 Teegläsern, die später den Vater vor dem sicheren Hungertod retteten (er tauschte den Tabak, Machorka genannt, gegen Lebensmittel).

Ich hatte damals ein paar Monate die russische Schule besucht, obwohl ich nur ein paar Brocken Russisch sprechen konnte. Das kam so. Unser Nachbar, der Kolchosvorsitzende, lud unseren Vater abends manchmal zum Essen ein und ließ sich von ihm über die Deutschen und unserem Leben an der Wolga erzählen. Kurz vor Neujahr hatten sie den Vater wieder eingeladen. An jenem Abend saß bei dem Kolchosvorsitzenden der Dorfschuldirektor. Der Vorsitzende machte die beiden bekannt und erzählte dem Direktor, daß in unserer Familie 3 schulpflichtige Kinder wären. Der Schuldirektor fragte den Vater, warum die Kinder nicht zur Schule gingen. Der Vater antwortete, daß wir nicht Russisch sprechen könnten und auch arbeiten müßten, um die große Familie zu ernähren. Der Direktor ließ solche Argumente nicht gelten. Der Vater mußte versprechen, daß wir nach Neujahr sofort alle drei in die Schule kämen, er werde dort sein und uns in die nötigen Klassen einweisen. Der Kolchosvorsitzende versprach materielle Hilfe. Als der Vater nach Hause kam, ordnete er an, daß wir alle drei: ich, meine Schwester *Lea* (11 Jahre alt) und der Bruder *Sascha* (8 Jahre) am 2. Januar 1942 um 8 Uhr morgens in der Schule sein sollten. Wir wollten nicht, hatten Angst, weil wir nicht Russisch sprechen konnten, die zwei jüngeren heulten sogar, aber es gab keine Widerrede, was der Vater sagte, war Gesetz. Wir gingen zur angesagten Zeit zur Schule. Wie lange *Sascha* und *Lea* die Schule besuchten, weiß ich nicht mehr, meine Lehre war nach der Einberufung des Vaters auch zu Ende.

Ich ging mit meinem jüngeren Bruder *Sascha* (Jahrgang 1933) zu den Dorfbewohnern, um Brennholz zu sägen und zu spalten. Damit verdienten wir Lebensmittel, um die Familie durchzubringen (da jetzt kein erwachsener Arbeiter mehr in der Familie war, wurden die Mehrationen vom Kolchos immer karger). So verbrachte ich das Frühjahr 1942.

Am 1. Mai brachte mich der Kolchosvorsitzende in eigener Person in die 25 km vom Dorf abgelegene Brigade (Feldstandort). Unterwegs lehrte er mich, wie man mit einem Pferd fahren muß, obwohl ich schon einiges vom Vater gelernt hatte. In der Brigade begann jetzt meine richtige Arbeitstätigkeit. Wir kamen gegen Mittag dort an. Der erste Eindruck von der Brigade war günstig: es gab eine sehr schmackhafte Kohlsuppe und weißes Weizenbrot zum Mittagessen. Am Nachmittag mußte ich zusammen mit noch einigen Jungen meines Alters und älter mit Pferden das im Herbst gepflügte Feld eggen. Der alte Pferdewärter gab mir zwei Pferde, half mir, sie vor die Eggen zu spannen und selbst auf ein Pferd zu steigen. Zu meinem Unglück war die

eine Stute sehr kitzelig. Ich saß ja auf der anderen, aber als ich jene zufällig berührte, begann sie zu bocken, zu beißen und auszuschlagen. Im Nu lag ich am Boden. Man verhalf mir noch einige Male aufzusitzen, aber vergebens, ich kam nicht so schnell auf das Pferd, wie ich wieder herunterflog. Mir schmerzten schon alle Knochen und ich gab es auf. Ich nahm die Pferde an die Zügel, führte sie zum Acker und dann bis zum Abend auf dem Acker hin und her. Die Jungen versuchten noch einige Male, mich auf das Pferd zu setzen, aber es half nichts. Am Abend kam ich halb tot vor Müdigkeit und Schmerzen in die Brigade zurück. Es gab aber auch keine anderen Pferde mehr. So mußte ich am nächsten Morgen mit den Frauen auf dem Feld vorjähriges Stroh verbrennen, damit die Traktoristen pflügen konnten. Ich verrichtete alle Feldarbeiten, die im Kolchos vorkamen. Hauptsächlich arbeitete ich mit den Pferden: vom Pflügen und Eggen bis zum Heuschobern und Ernteeinbringen mit der Haspelmaschine (Mähmaschine). Die Arbeiten waren zwar physisch ziemlich schwer, aber nicht kompliziert und ich arbeitete mich bald ein. Da es fast keine erwachsenen Arbeitskräfte gab, wurden wir Jungen sehr geschätzt und bildeten uns nicht wenig ein. Wir wähten uns geradezu unersetzlich (und waren es ja auch). Die Leute in der Brigade hatten genug zu essen, und wenn nicht die Sorgen um den Vater gewesen wären und die Haßausbrüche der Bevölkerung gegen uns „Faschisten“, wenn der Postbote die Totenbriefe von der Front brachte, hätte ich mich glücklich fühlen können.

Den Sommer über erhielt ich vom Kriegskommissariat 2mal Vorladungen, um anschließend in die Trudarmee einberufen zu werden. Jedesmal verstand es der Kolchosvorsitzende, ein schon bejahrter Mann und im Rayon angesehener Kommunist, mich herauszuhauen. Er drohte einfach, falls man mich wegnähme, unsere ganze Familie zum Kriegskommissar zu bringen und sie in dessen Kabinett abzusetzen, denn die Familie könne ohne mich nicht existieren. Aber am 5. Dezember 1942 war es soweit. Der Vorsitzende war gerade abwesend. Der Rayon mußte 5 Personen „liefern“. Da es im ganzen Rayon keine passenden Deutschen mehr gab, wurde ich 14-jähriger einberufen.

Unsere ganze Familie lebte damals in der Brigade, wo die Unterkünfte im Winter leer standen. Dadurch wollte der Kolchosvorstand 2 Fliegen mit einer Klappe schlagen: erstens war für Unterkunft und Heizung für die Familie gesorgt (Stroh zum Heizen gab es genug). Zweitens konnten sich auch die Kleinen irgendwie beim Viehfüttern nützlich machen. Die kranke Mutter konnte den Posten des Nachtwächters übernehmen. Mich hatte man als Pferdefütterer vorgesehen. Und da man auf den Feldern noch Ähren, Kartoffeln und Rüben finden konnte, würde die Familie auch nicht verhungern.

Es war ein kalter, aber schneearmer Winter. Am 4. Dezember mähte ich noch mit meinem Altersgenossen *Fedja Saizew* mit der Haspelmaschine Weizen. Eigentlich war unser Kirow-Kolchos schon fertig mit der Ernte, alles Getreide war vom Halm abgemäht. Wir arbeiteten schon eine Woche lang im nachbarlichen Tschapajew-Kolchos. Die Tschapajew-Brigade war von der unseren nur 6 km entfernt, so daß wir fast jeden Abend nach Hause ritten, mußten aber morgens noch vor Sonnenaufgang an Ort und Stelle sein. Am Abend des 4. Dezember fuhren wir mitsamt unserer Haspelmaschine in unsere Brigade. Ich und die Mutter schliefen diese Nacht fast gar nicht, wir waren mit meinen Reisevorbereitungen beschäftigt. Am 5. verabschiedete ich mich von der Familie, um die ich sehr bangte, und nahm meinen von der Mutter vorbereiteten Reisesack mit dem letzten Reichtum der Familie - einer über und über geflickten Steppdecke aus Kamelswolle und 3 Brotfladen, die mir die Mutter für den Weg gebacken hatte. Mein Freund brachte mich ins Dorf zum Dorfsowjet. Dort hatten sich noch 4 Jungen aus anderen Kolchosen, auch 15-16-jährige, eingefunden. Ein einäugiger, lahmer Russenjunge aus einem Nachbarkolchos sollte uns mit einem

einspännigen Gefährt die 40 Kilometer zur Stadt bringen. Er hielt auch schon vor dem Dorfsowjet. Zudem sollte er noch den Staatsanwalt des Rayons bis zum nächsten Dorf Pestschannyj Borok („Sandwald“) mitnehmen. Als wir alle 7 Mann Platz genommen hatten und losfuhr, drehte unser Fuhrmann das Pferd zu scharf herum und ... knack! - war der stählerne Wagennagel zerbrochen. Das Pferd lief langsam fort und zog den Fuhrmann an der Leine mit. Wir saßen alle sechs auf dem Wagen und sahen einander an. Jetzt sollten wir Jungen um eine „Lebensweisheit“ reicher werden. Der Staatsanwalt kam als erster zur Besinnung. Prompt stieg er vom Wagen, ging zu einem anderen Einspanner, den eine Frau (eine Brigadierin irgendeines Kolchos) abgestellt hatte, solange sie irgendwelche Angelegenheiten im Dorfsowjet erledigte, zog dort den ganzen Wagennagel heraus und steckte unseren abgebrochenen Stutz hinein. Jetzt wußten wir, was zu tun war! Im Nu war unser Wagen wieder intakt und los ging es! Die Tatsache, ein fremdes Fuhrwerk zu demolieren, war an und für sich für uns nichts Neues. Das kam nicht selten vor. Aber daß das hier ausgerechnet ein Staatsanwalt machte, das mußten wir noch lange verdauen.

Im Nachbardorf übernachteten wir und fuhr am nächsten Morgen weiter, in die Stadt, schon ohne unseren Staatsanwalt. Seit dieser Nacht wurde ich „erwachsen“. Ich wurde nachts Dutzende Male wach, sah nach der Uhr, um rechtzeitig aufzustehen und auch meine Kameraden zu wecken, obwohl ich der jüngste unter ihnen war. Noch vor zwei Tagen mußte mich die Mutter morgens mit Schimpfen und Tränen aufwecken, beim Anziehen helfen, meine Sachen bereitlegen, wobei ich jedesmal immer wieder einnickte und sie mich von neuem wachrütteln mußte, so fest schlief ich. Und jetzt schlief ich so leicht, daß ich jede Minute bereit war, aufzuspringen.

Unsere Begleitpapiere hatte einer von uns, der älteste, *Viktor Wieberg*, in einem Umschlag. Unterwegs kam uns der freche Gedanke, die Papiere wegzwerfen und einfach auseinanderzulaufen, ein jeder nach Hause in sein Dorf. Doch die Vernunft siegte (oder die Angst?). Vor der Sowjetmacht gab es sowieso keine Rettung. Und mit uns hätte man nicht viel Federlesens gemacht - dieser Spaß hätte uns 8-10 Jahre Gefängnis eingebracht, ungeachtet unserer jungen Jahre. Es war Krieg, und wir waren Deutsche.

In Rubzowka fuhr wir zum Kriegskommissariat, gaben dort unsere Papiere ab und wurden dann auf dem Hof einem großen Haufen eben solcher mobilisierter Deutscher einverleibt. Gegen Mittag marschierten wir alle zum Bahnhof. Hier verlud man uns rund 800 Jungen und Mädchen, alte, kranke Männer und Frauen in eisige Güterwagen und transportierte uns immer nördlicher, nach Ansherka, Gebiet Kemerowo. 5 Tage waren wir in diesen fast ungeheizten Güterwagen unterwegs. Das kleine Gussöfchen in der Mitte des Waggons spendete Wärme nur in die allernächste Umgebung. Und so wärmten wir 45 Mann uns der Reihe nach. Von schlafen konnte in dieser Kälte fast kaum die Rede sein. Unterwegs träumten wir noch davon, daß man uns höchstens bis zum Frühjahr halten wird und dann zurückschickt in die Kolchose. Wer sollte denn zur Aussaatzeit pflügen und säen?! Doch es stellte sich heraus, daß niemand daran dachte, uns wieder freizulassen. Wir kamen in die Kohlengruben des Kusnezker Kohlenreviers. Die mehr oder weniger Gesunden, darunter auch wir ganz jungen, unter Tage zur Kohlenförderung, die ganz Alten und Schwachen fanden Verwendung bei anderen Arbeiten. Man hatte in diesem Schub wohl die letzten zusammengekehrt, denn es gab hier nur ganz junge, ganz alte und kranke Menschen. Es waren ja auch einige mittleren Alters darunter, die aus der Armee hierher gebracht worden waren, ehemalige Offiziere deutscher Nationalität. Aber die dienten als Natschalniks (Vorgesetzte) und führten über uns das Kommando.

Wir wurden in einer Reihe von Baracken untergebracht, 3 km von der Stadt und vom Grubengelände entfernt, auf einer Anhöhe, wo der Wind besonders eisig wehte. Wir



erhielten Lebensmittelkarten für Brot, warmes Essen, Zucker, Seife, Zündhölzer und mußten schon am 2. Tag in die Grube steigen. Gearbeitet wurde in drei Schichten, rund um die Uhr. Schichtweise, in Kolonnen, unter Bewachung von Soldaten mit MPis wurden wir zur Arbeitsstelle geführt. Nach Hause ins Lager ging es in Gruppen von 15-20 Mann, so wie wir in den Grubenabteilungen arbeiteten. Ein Ältester hatte einen Passierschein, mit dem man aus dem Grubengelände heraus- und ins Lager hineingelangen konnte.

Den ganzen Winter über mußten wir nach der Arbeit vom Grubengelände Bretter, Bohlen, Latten und Pfosten zum Lager schleppen. Damit wurden wir erst mal richtig eingezäunt, mit 3 m hohen Zäunen, oben drauf 3 Reihen Stacheldraht, mit Wachtürmen. Auch diese Arbeit mußten unsere Alten, die nicht unter Tage arbeiteten, verrichten. Und sie machten sie gewissenhaft, mit deutscher Tüchtigkeit und deutschem Fleiß, um nicht in Ungnade und somit in die Grube zu kommen. Uns Jungen ärgerte das, wir glaubten, sie hätten es nicht so gut zu machen brauchen.

Die Arbeit in der Grube war schwer, zumal für uns Halbwüchsige, die wir noch wenig Kräfte hatten, und unsere erfahrungslose, unrationelle Lebensweise in jeder Hinsicht ließ uns auch nicht zu Kräften kommen. Wir erhielten zwar 1 Kilo Brot pro Tag (Grubenarbeiterration), aber das aßen wir gewöhnlich schon in den ersten Stunden auf. Oft wurden wir auch wegen der geringfügigsten Vergehen (wenn es im Zimmer schmutzig war, wenn wir, oft krankheitshalber, aber ohne ärztliche Bescheinigung, die Arbeit versäumten, wenn wir unsere Gruppe mit dem Passierschein verpaßten und verspätet ins Lager kamen, wenn wir vom Kohlenstaub, der sich tief in die Gesichtshaut hineinfraß, im Gesicht schwarz waren, und .... und .... und) bestraft durch Brotentzug (z.B. wurden 200-500g pro Tag für 10 Tage aus der Brotkarte herausgeschnitten). Ich konnte in der Speisehalle die halb verfaulten Fleischbröckchen, die es gab, mit dem besten Willen nicht hinunterbringen, so lebte ich nur von der Brühe und dem gefrorenen Gemüse, das wir bekamen. Ich magerte bald ab und konnte in der Grube mein Arbeitssoll nicht erfüllen (mit der Schaufel Kohlen schippen oder Holzstämme zum Ausbau des Kohlenflözes schleppen), und da hagelte es noch mehr Strafen. Es kam manchmal zum vollen Essenentzug. In den Baracken schliefen wir auf Pritschen ohne Matratzen oder Strohsäcke und Decken, die gab es erst nach einem Jahr. Natürlich war von Auskleiden vor dem Schlafengehen keine Rede. Wir schliefen in dem, was wir auf dem Leibe hatten, oft war es das Arbeitszeug, das wir in der Grube trugen. Da erinnere ich mich an einen sowohl kuriosen als auch traurigen Fall.

In unserem Zimmer wohnte ein großer, starker Junge aus dem Rayon Slawgorod, Altai-Region. Er wusch sich nach der Grubenarbeit nur selten. Immer hatte er eine Ausrede bereit, wenn wir eine Bemerkung machten: bald kam er spät aus der Grube und mußte sich beeilen, um von seiner Gruppe nicht zurückzubleiben, bald hatte er keine Seife, und ohne Seife waschen wäre sowieso unnötiges Bemühen, bald fühlte er sich krank. In der Baracke gab es natürlich keine Möglichkeiten zum Waschen. So schlief er meistens ungewaschen in seinem schmutzigen Arbeitszeug, schwarz wie ein Teufel. Eines Vormittags im Winter, als er wieder einmal müde von der Nachtschicht gekommen, angezogen und schwarz vor Kohlenstaub wie er war, auf der Pritsche schlief, machten der Lagerkommandant *Boos* und sein Stellvertreter *Frost*, beide ehemalige Armeeoffiziere deutscher Nationalität, eine Kontrollvisite durch die Baracken (meistens wollte man während dieser Kontrollgänge Arbeitsschwänzer überraschen). Als sie den schwarzen Haufen auf der Pritsche sahen, weckten sie ihn unsanft, rissen ihn von der oberen Etage der Pritsche, verhörten ihn erst kurz und hießen ihn dann mitkommen. Wir seufzten alle schwer, da wir glaubten, unser Kumpel hätte sich mindestens drei Tage Karzer eingehandelt. Nach 15 Minuten hörten wir aus

der Karzerstube, die sich im zweiten Stock der gegenüberliegenden Baracke befand, herzerreißende Schreie. Es bestand kein Zweifel, daß sie von unserem Zimmergenossen kamen, den man doch wohl erbarmungslos schlug. Die Schreie hielten über eine halbe Stunde an, bis sie schließlich in ein leises Wimmern übergingen. Um die Baracke herum hatten sich Menschen versammelt, die gerade Spät- oder Nachtschicht arbeiteten. Plötzlich hörte auch das Wimmern auf, unser Kumpel stürmte die Treppe herunter und kam auf die Straße. Aber er war kaum wiederzuerkennen. Gesicht und Hände waren rot wie bei einem neugeborenen Säugling. Er lief in seine Baracke, kam ins Zimmer und erzählte halb schluchzend, halb erleichtert unter stürmischem Gelächter der Anwesenden, was ihm widerfahren war. Als die zwei Kommandanten ihn in den Karzer gebracht hatten, ließen sie vom Hausmeister eine große Badewanne mit frischem Schnee hereinschaffen. Der Sträfling mußte sich nackt ausziehen und auf eine Pritsche legen. Er wurde vom Hausmeister und dem stellvertretenden Kommandanten festgehalten, während der Kommandant Boos sich die Hemdsärmel hochkremelte und unseren Kollegen aus Leibeskräften mit Schnee bearbeitete, über eine halbe Stunde lang, von Kopf bis zu den Füßen, bis er blitzsauber war. Mit den Worten, das nächste Mal werde man ihn direkt auf der Straße bei eisiger Kälte (im Karzer war es auch nicht viel wärmer) in einer Schneeschanze bearbeiten, wurde er entlassen. Und keiner zweifelte daran, daß Boos seine Drohung wahr machen werde. Seit jenem Tage war unser Zimmer hinsichtlich Sauberkeit ein Musterzimmer. Unser Täufling war nun allen voran ein Vorbild.

Und trotzdem lebten wir noch in besseren Verhältnissen, als sie in anderen Lagern waren. War es vielleicht deswegen, weil es bei uns keine vollwertigen Arbeiter gab: nur halbe Kinder, Greise und Kranke? War es vielleicht der Kommandant Boos, ein ehemaliger Hauptmann, ein Mann mit starkem Charakter, der es verstand, allmählich eine Art Ordnung in seinem Lager zu schaffen?

Im Frühjahr 1943 erkrankte ich an Lungenentzündung. Ich lag einige Tage, oft besinnungslos, mit hohem Fieber auf meiner Pritsche ohne jegliche ärztliche Hilfe. Im Lager gab es keinen Arzt. Endlich brachte man mich mit einem einspännigen Wagen und einer Schindmähre davor durch die ganze Stadt ins Krankenhaus. Es war ein sonniger, warmer Frühlingstag. Die Kinder meines Alters und auch ältere spielten auf den Straßen Ball und andere Spiele. Ich lag auf dem ratternden Wagen, sah mit halbem Bewußtsein dem lustigen Treiben zu, und zum ersten Mal wurde ich mir meiner hilflosen, sklavenähnlichen Lage als Deutscher so richtig bewußt und vermochte nicht, die Tränen zu unterdrücken, die mir über die Wangen rollten. Der Fuhrmann, ein alter Russe, glaubte, ich weine vor Schmerzen, und fuhr langsamer, damit der Wagen nicht so rüttelte. Ja, es waren Schmerzen, aber die konnte ich dem alten Manne damals nicht beschreiben. Es war die Hilflosigkeit, mit der wir dem Schicksal ausgeliefert waren, die Beleidigung über die Ungerechtigkeit, weil wir, noch halbe Kinder, so behandelt wurden, nur weil wir Deutsche waren, während unsere russischen Altersgenossen wenigstens zu Hause bei Müttern und Geschwistern sein konnten, die Schule besuchen und spielen konnten und nicht in der Fremde tagtäglich schwerste Arbeit verrichten mußten und wie Sklaven behandelt wurden. Es war das hoffnungslose und ohnmächtige Mitleid mit sich selbst. Das konnte ich dem Mann nicht verständlich machen, ich hätte mich auch nicht getraut, es zu sagen.

Als ich nach zwei Wochen aus dem Krankenhaus zurückkehrte, hatte man mir meine alten Filzstiefel gestohlen. Die wurden wie so vieles andere, was gestohlen wurde, bei der örtlichen Bevölkerung gegen Lebensmittel umgetauscht. Komischerweise lag mein „Prunkstück“, die alte Steppdecke aus Kamelswolle, die mich so oft vor Frost und Kälte geschützt hatte, noch auf der Pritsche. Es war doch wohl zu gefährlich, sie

ungesehen aus der Baracke und aus dem Lager, das streng bewacht wurde, herauszutragen.

Trotz der strengen Ordnung, die im Lager und auf den Arbeitsplätzen, besonders in der Kohlengrube, herrschte, kam es doch sehr häufig zu Arbeitsversäumnissen, wogegen von der Obrigkeit die kompliziertesten disziplinarischen Methoden erdacht und angewandt wurden. Hier nur ein Beispiel dieser „Kunststücke“.

Wie bekannt wurde in der Kriegszeit zur Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln das sogenannte Kartensystem im ganzen Land eingeführt. Verschiedene Bevölkerungsschichten erhielten verschiedene Lebensmittelkarten, die sich sowohl durch die Arten der Lebensmittel als auch durch die Quantität derselben unterschieden. Wir Grubenarbeiter erhielten Grubenrationen: 1 kg Brot pro Tag, pro Monat 500 g Zucker, 1 Kilo 200 g Fett, 1 Kilo 600 g Fleisch (oder Fleischkonserven), 2 Kilo 500 g Grütze oder Mehl. Jeder Arbeiter war an einer Kantine „angeknüpft“, wo er täglich sein Brot gegen Vorzeigen der Brotkarte erhielt. Die Tagesration an Brot bestand aus Teilen: 500 g, 300 g, 200 g. Man konnte den Kilo Brot auf einmal nehmen, oder auch teilweise. Die Verkäuferin schnitt dann jedes Mal die entsprechende Menge aus der Karte heraus. Außerdem hatte das Brot auch einen geringen Geldwert (ich habe vergessen, wieviel 1 Kilo damals kostete). Die anderen Lebensmittelkarten wurden in der Kantineverwaltung abgegeben und man erhielt dagegen einen Monatsessschein (er wurde „Kantinepassierschein“ genannt, weil man ohne ihn gar nicht in die Kantine hinein gelassen wurde). Dieser Passierschein war wie ein Kalender in 30 oder 31 Tage eingeteilt mit Datumsangabe. Jeder Tag war in „Frühstück“, „Mittagessen“ und „Abendessen“ unterteilt. Am Kassenschalter (wo gewöhnlich auch das Brot ausgegeben wurde) schnitt die Kassiererin die entsprechende Mahlzeit mit der Schere ab und gab einen Talon für eine entsprechende Essenportion (Brei, Gulasch, Fisch, Kartoffeln, Kohl, Suppe und dgl.). Dafür mußte auch noch Geld gezahlt werden. Wenn man zur Arbeit kam, mußte man, bevor man in die Grube fuhr, zuerst zum Schalter des Tabellenführers gehen und dort seinen Kantinenpassierschein abgeben. Man bekam eine Tabellenummer. Das war eine Runde Blechmarke, in die die Abteilungsnummer, wo man in der Grube tätig war, und die persönliche Tabellenummer (man könnte vielleicht auch sagen: PIN) eingestanzt war. Die meine, z.B., war: 20-15104, d.h. Grubenabteilung Nr. 20, PIN Nr. 15104. Sie wurde auch noch die Einfahrnummer genannt (in die Grube). An demselben Nagel hing noch eine Nummer, genau dieselbe, nur war die nicht rund, sondern quadratisch. Also, ich nahm die Einfahrtsmarke, ging zum Grubenaufzug und warf diese Marke in den Schlitz eines Kastens mit der Nr. 20, der vor dem Aufzug stand. Der Schichtmeister ging als letzter in die Grube. Er öffnete mit einem Schlüssel den Markenkasten, nahm die Einsteigemarken seiner Abteilung heraus und brachte sie dem Tabellenführer. Der nahm sie entgegen und händigte dem Meister die quadratischen Ausfuhrmarken aus von den Arbeitern, die in die Grube gestiegen waren. Erst dann fuhr auch der Schichtmeister in die Grube. Am Ende der Schicht verteilte der Meister die Ausfuhrmarken an die Arbeiter. Mit diesen Marken gingen die Arbeiter zum Grubenschacht, zeigten dem Aufzugführer die Marke und stiegen in den Aufzug, um aus der Grube hinauszufahren. Beim Tabellenführer gaben sie die Ausfuhrmarke ab und erhielten ihren Kantinenpassierschein, auf dem der entsprechende abgearbeitete Tag gestempelt war. Auf dem Stempel war das Datum, die Abteilungs- und die PIN-Nr. Jetzt konnte der Arbeiter mit dem Passierschein in die Kantine gelangen, er erhielt am Eingang einen Löffel und konnte essen gehen. Am nächsten Tag begann der ganze Prozeß von neuem.

Wenn der Meister mit dem Arbeiter unzufrieden war, hatte er das Recht, ihm am Ende der Schicht die Ausfuhrmarke nicht auszuhändigen, ohne die dann der Arbeiter erst

gar nicht aus dem Schacht fahren konnte. Er mußte im Schacht verharren, bis, 4 Stunden nach Beginn der nächsten Schicht, ein Kontrolleur kam und ihn hinausfahren ließ. Wenn er draußen war, gab es wieder Probleme bis er seinen Kantinenpassierschein hatte. Es kam vor, daß der Tabellenführer erst zum Schichtwechsel erschien, so daß der Arbeiter schon zwei Schichten auf der Arbeit war. Natürlich trug diese Methode zur Hebung der Arbeitsdisziplin bei, aber bei weitem nicht bei allen, die die Arbeit schwänzten. Manche verstanden es, solche Stempel mit Hilfe einer Kartoffel so gut zu fälschen, daß es keiner erkennen konnte. Einmal war ich selbst in einer ähnlichen Situation. Der Schichtmeister wollte eine Gruppe junger Kerle, wir waren 4 Mann, noch eine Stunde nach der Schicht arbeiten lassen, bei der auch ich war. Er redete lange auf uns ein, aber wir willigten nicht ein, verlangten unsere Ausfuhrmarken. Plötzlich riß er mit einem Ruck allen Vieren die Grubenlampen aus den Händen. Er sagte zynisch: „Jetzt könnt ihr gehen!“ und ging selbst davon. Von Ausfuhrmarken konnte natürlich keine Rede sein. Wir standen ein paar Minuten verblüfft da in der Dunkelheit. Es war so dunkel, wie es dunkler nicht mehr sein kann. Dann sagte einer: „Kommt Jungs, ich kenne die Strecke gut. Haltet euch an mir und aneinander fest.“ Er hatte Gummigaloschen an, mit denen er gut die Schienen der Kleinbahn fühlen konnte, auf der eine kleine Elektrolok die Loren mit der Kohle zur Grubenausfuhr brachte. Der Kumpel trat mit dem linken Fuß auf die Schiene und wir gingen los. Wir gingen ziemlich schnell, traten manchmal in eine Wasserpflütze, oder jemand stolperte, aber, was machte das schon. Nur manchmal blieb unser Vordermann kurz stehen, wenn das Gleis auseinander ging. Er fand aber schnell wieder die richtige Richtung und es ging weiter. Einmal kam uns ein Zug mit leeren Loren entgegen. Wir drückten uns an die Wand, bis er vorbei war, dann ging es wieder weiter. Wir hatte so 3 km zu gehen, die wir in weniger als eine Stunde zurücklegten. Am Schacht angelangt mußten wir aber doch warten, bis der Kontrolleur kam, der Aufzugführer ließ sich nicht überreden und ließ uns nicht nach oben. Wie es weiter ging, das habe ich schon vergessen.

Ich möchte hier noch einige Episoden aus meiner Tätigkeit in der Kohlengrube schildern. Wir hatten ein paar Monate lang einen Meister mit Namen Danilow (ein Russe natürlich, auch die Kumpel waren alle Russen). Der schrieb uns, 5 deutschen Jungen, jeden Tag hundertprozentige Planerfüllung an, obwohl wir die Norm niemals erfüllen konnten, und wir erhielten täglich für diese „Normerfüllung“ ein zusätzliches warmes Mittagessen. Er tat es angeblich aus rein menschlicher Zuneigung. Der Mann hatte einen Sohn an der Front und zu Hause noch Kinder in unserem Alter und jünger. Als wir stutzig wurden und ihm unsere Bedenken über unsere „Planerfüllung“ äußerten, erklärte er uns: wenn man unser Alter und unsere Lage in Betracht zöge, würden wir unsere Arbeitsnorm sogar übererfüllen. Wir dankten ihm, indem wir ihm manchmal eine Portion Brot für seine Kinder zuschoben. Mir kam manchmal der Gedanke, daß der Mann vielleicht gerade damit gerechnet hatte. Aber anmerken ließ er sich natürlich nichts, wir sollten nicht auf solche Gedanken kommen.

Im Lager hatte ich einige Landsleute, mit denen ich Freud und Leid teilte. Einer von ihnen war *Edgar Hertje* aus Marxstadt. Er war damals ungefähr 30 Jahre alt, Schneider von Beruf und lebte mit einem ungeheuren Leistenbruch, der ihn vor der Grubenarbeit schützte. Er arbeitete im Lager und nähte für die „Natschalniks“ (Vorgesetzten) verschiedene Kleidung. Er erhielt keine Grubenration an Lebensmitteln, war aber dank seiner Lage viel besser gestellt als die anderen Lagerinsassen. Besonders angesehen war er bei den „freien“ Frauen aus der Speisehalle, für die er Tag und Nacht schuftete und nähte, und die ihn dafür mit Lebensmitteln versorgten. Er konnte sogar mir mit Lebensmitteln helfen und besserte

oft meine heruntergerissene Kleidung aus. Aber das Wichtigste für mich war, daß ich bei ihm stets ein offenes Ohr fand und ihm mein Herz ausschütten konnte. Er gab mir auch manchen guten Rat, trug dazu bei, daß wir junge Kerle weniger „Dummheiten“ machten (die bestanden meist aus Fluchtplänen). Diesem Mann bin ich bis heute noch dankbar für seine Anteilnahme an meinem Schicksal. Leider ist mir nicht bekannt, was weiter aus ihm wurde.

Es war gut, besonders für uns junge Kerle, jemanden zu haben, der einem in der Not beistand, dem man sein Herz ausschütten und die geheimsten Pläne anvertrauen konnte. Denn diese Pläne fielen oft mit den Plänen des Freundes zusammen. Geträumt wurde meistens vom Essen und einem „freien Leben und freier Arbeit“ auf den weiten Kolchosfeldern. Man tauschte Erinnerungen, wie schön es war, im Kolchos mit Pferden zu arbeiten (nicht zu vergleichen mit der Arbeit im Schacht), in der Brigade, wo wir Jungen und unsere Arbeit gebraucht und geschätzt wurden. Zuvor, im Kolchos, träumte man von der Wolga und von der Schule. Um diese Träume zu verwirklichen, schmiedete man Pläne, zu zweit, zu dritt, manchmal auch einer allein, aus der Trudarmee, aus dem verhaßten Lager und dem dunklen, feuchten Schacht zu fliehen, nach Hause zur Familie, zur Mutter und den Geschwistern. Man war sich bewußt, was dabei herauskommen konnte: ungeheure Schwierigkeiten unterwegs, und, wenn man gefangen wurde, 8-10 Jahre Gefängnis, oder bestenfalls eine beschämende Rückkehr ins Lager unter noch schwierigere Bedingungen. Aber man dachte nicht lange darüber nach und war bereit, alles in Kauf zu nehmen. Hauptsache war, zur Familie zu gelangen, noch einmal die Eltern und die Geschwister zu sehen, dann konnte die Welt über uns zusammenbrechen.

Im Frühling, als der Zeitpunkt, unsere Pläne zu verwirklichen, immer näher kam, fühlten wir plötzlich, daß das Leben auch hier erträglich wurde: es wurde wärmer, und die fürchterliche Kälte quälte uns nicht mehr so; es gab mehr Grün, man konnte für eine halbe Brotration bei den örtlichen Frauen Zwiebeln, Knoblauch, gekochte Kartoffeln, Beeren und Zedernüsse, ja manchmal sogar einen halben Liter Milch bekommen. Jeden Tag wurden Flüchtlinge ins Lager zurückgebracht, die in vergitterten Zimmern, hinter Schloß und Riegel auf ihren Gerichtsprozeß warteten und uns durch die Gitter von ihren Abenteuern berichteten. Sie fühlten sich als Helden des Tages. Nach dem Gericht, das oft im Lager im Beisein aller Lagereinwohner stattfand, war ihre Stimmung jedenfalls anders. Angesichts dieser Veränderungen beschlossen ich und mein Freund Viktor Wieberg, ebenfalls aus Marxstadt und zwei Jahre älter als ich, mit dem wir auch zusammen einberufen worden waren, solch ein Risiko nicht einzugehen und noch eine „Zeitlang“ abzuwarten.

Aber der Sommer verging, es wurde wieder eisig kalt. Ich hatte keine Filzstiefel mehr, die meine Füße vor dem Frost schützten. Ich trug wie viele andere Segeltuchschuhe mit Holzsohlen. Die Holzsohlen bogen sich nicht mit dem Fuß beim Gehen, deshalb mußte man, hauptsächlich auf glattem Weg, um nicht vornüber zu fallen, immer schneller laufen, wenn man mal in Bewegung war. Dadurch wurden die Füße warm. Die Sohlen schliffen sich schnell von einer Seite ab und hielten höchstens 1-2 Monate. Ich habe in jenem Winter drei Paar solcher Schuhe durchgelaufen. Die wurden auch in der Grube bei der Arbeit getragen, wo sie besonders unbequem waren. Die Glücklicheren hatten gegossene Gummischeuhe, „Tschuni“ genannt. Man lief darin bequemer, aber viele haben sich darin für ihr ganzes Leben die Füße zugrunde gerichtet, denn bekanntlich ist reiner Gummi für die Füße Gift.

Die Normen bei der Kohlenförderung waren so hoch, daß erwachsene, starke Männer sie kaum bewältigen konnten. Man hatte uns junge Kerle den alten Kumpeln zugeteilt, die aber jetzt auch eine doppelte Norm erfüllen mußten, was unmöglich war. Natürlich kam es da zu Unzufriedenheiten. Wir hörten nur immer: „Wozu hat man euch hierher

gebracht? Wir können jetzt unsere Familien nicht mehr ernähren. Sollten sie euch doch bei der Mutter im Kolchos lassen und euren Kilo Brot uns geben, dann würden wir das Doppelte schaffen“. Wir waren darin ganz ihrer Meinung, doch leider dachte die Obrigkeit anders.

Mit dem Arbeitsschutz war es damals in der Grube nicht gut bestellt. Wir wurden so manchmal Zeugen von tragischen Grubenunfällen. Diese Unfälle haben sich jedes Mal sehr tief in unser Bewußtsein eingegraben, besonders wenn man selbst dabei war und hatte alles mit eigenen Augen mit ansehen müssen. Ich will hier nur von zwei Fällen etwas berichten, wo ich selbst dabei gewesen bin.

Damals, im Krieg, war es üblich, jedes Mal, wenn die Rote Armee an der Front einen Sieg errungen hatte, wurde auch im Hinterland etwas Besonderes getan, um den Sieg über den Feind näher zu bringen. Das drückte sich in den sogenannten „Woskressniks“ aus, das heißt, am Sonntag wurde der gesetzliche Ruhetag gestrichen und alle mußten arbeiten, einerlei wo und was. Hauptsächlich wurden an solchen Tagen Arbeiter der verschiedensten Betriebe in den Kohlschacht gebracht, damit sie dort mithalfen, eine übrige Tonne Kohle an den Tag zu fördern. Sie wurden dann irgendeiner Grubenabteilung zugeteilt und mußten die verschiedensten primitiven Arbeiten verrichten: Kohlen schippen, Holz für die Streben (Befestigung der schon ausgearbeiteten Kohlenflöze) beischleppen, oder sonst noch irgend etwas tun. Da wurde ich an einem Sonntag Zeuge, wie ein mehrere Tonnen schweres Stück Gestein von oben herunterbrach mitsamt einem Befestigungsbalken. Unter dem Balken lag ein Mann, einer von den Fremden, die zum Woskressnik gekommen waren. Die Leute ringsum bemühten sich, den Balken etwas anzuheben, um den Mann herauszuziehen, aber das war unmöglich. Der Verunglückte schrie fürchterlich, aber nicht lange, er hatte bald keine Kraft mehr. Bis die Rettungsmannschaft kam und ihn befreit hatte, war er tot.

Solche Dinge geschahen aber nicht nur mit Neulingen, die sich im Schacht besonders unbeholfen verhielten. Ein anderes Mal war ich Zeuge, wie unser gute alte und erfahrene Schichtmeister über etwas stolperte und auf das Fließband fiel, auf dem mit gewaltiger Geschwindigkeit die Kohle auf die Hauptstrecke hinuntersauste. Der Meister flog mit, das ging so schnell, daß er nicht mal schreien konnte (man hätte das in dem allgemeinen Tosen und Lärm auch gar nicht gehört). Hinter ihm flogen Tonnen von Kohle auf ihn und deckten ihn im Nu völlig zu. Bis er befreit war, war er tot. Der Mann sah aus wie eine große schwarze Puppe. Dieser Vorfall hinterließ bei allen Arbeitern und auch bei der Grubenverwaltung einen besonders tiefen Schmerz – er war ein herzenguter Mensch, ein erfahrener Kumpel und bei allen sehr beliebt. Da will ich von den Angehörigen schon ganz schweigen.

Manche kamen unter die Loren des Elektrozuges, der die Kohle zum Ausgang beförderte, zwei Mann wurden an ihrer Arbeitsstelle tot aufgefunden – an Grubengas erstickt. Keiner wußte mit Sicherheit, wenn er in den Schacht fuhr, ob er noch einmal lebendig heraus kam.

Wie gesagt, wir erhielten zwar täglich einen Kilo Brot, waren aber doch immer hungrig. Eines Abends, es war im Sommer 1943, gab mir mein Freund Viktor Wieberg, nach der Arbeit zwei kleine Mohrrüben. Die schmeckten vortrefflich. Ich aß sie auf und fragte, wo er die her habe. Er sagte: „Die habe ich unterwegs in einem Gärtchen geklaut. Wenn du willst, kannst du ja morgen mitgehen.“ Ich willigte ein. Als wir am nächsten Tag mit der Kolonne durch die Stadt zur Arbeit marschierten, zeigte er mir ganz heimlich die Gartenpforte, wo er gestern Abend beim Nachhausegehen eingedrungen war, man konnte auch die Möhrenbeete sehen. Viktorklärte mich auf. Er sagte: „Wenn wir nach Hause gehen, halte dich immer neben mir auf. Wir stehlen

uns heimlich von der Kolonne weg, verstecken uns ein wenig im Gebüsch und dann gehen wir in den Garten. Aber die Gartentür muß offen bleiben!“ Am Abend, besser gesagt, nachts, es war schon nach 12, machten wir es so wie geplant. Viktor ließ die Pforte weit offenstehen, wir schlichen uns an die Mohrrübenbeete heran, da erhob sich plötzlich ein junger Mann mit einem Knüppel aus dem Gebüsch. Mit einem Satz waren wir an der offenen Gartentür und auch schon draußen auf der Straße. Wir rannten in die Kolonne hinein und waren gerettet. Ich wollte keine Mohrrüben mehr.

Am 30. Januar 1944 versammelte man 25 der jüngsten und schwächsten Jungen und Mädchen, verlud unsere „Habe“ auf einen Schlitten, und wir zogen unter Begleitung eines bewaffneten Soldaten durch den Wald in einen 15 km abgelegenen Ort. In der Siedlung lebten Waldarbeiter, die Grubenholz fertigstellten. Etwas abseits von der Siedlung stand eine einzelne Baracke, in der Deutsche untergebracht waren. Es waren alles ehemalige Frontsoldaten, die noch im Herbst 1941 von der Front abgezogen worden waren, weil man ihnen mißtraute. Zu ihnen brachte man auch uns. Die Obrigkeit meinte doch wohl, daß die Arbeit im Wald für uns leichter wäre und wir hier unsere Norm erfüllen würden. Oder gab sie einfach dem Drängen und Murren der alten Kumpel nach? Oder noch einfacher: man brauchte vielleicht zusätzliche Arbeitskräfte im Wald. Wie dem auch war, wir trauerten jetzt der Kohlengrube nach. Dort war es wenigstens im Winter warm, und im Sommer gab es keine Stechmücken und Schnaken. Aber am meisten trauerten wir um das verlorene Kilo Brot. Hier bekamen wir 600 g Brot pro Tag. Bei Erfüllung der Norm auf 100 Prozent und mehr erhielt man 800 g. Nun, bei uns blieb es bei den 600 g pro Tag, wir bekamen auch entsprechend weniger andere Lebensmittel. Die Kälte erreichte im Winter 55 und mehr Grad, und der weiche über einen Meter tiefe Schnee wurde oft zu einem unüberwindbaren Hindernis. Jetzt lernten wir das Betteln um Almosen. Es begann mit dem Tauschen von Seife, Zwirn, Zündhölzern, die wir auf Karten erhielten, gegen Kartoffeln, Zwiebeln und anderes Gemüse. Wir gingen im Dorf von Haus zu Haus und boten unsere Ware an. Manche Leute gaben uns oft etwas zu essen, ohne die Ware zu nehmen, denn der Hunger schaute uns ja unzweideutig aus den Augen. Manche hetzten aber auch die Hunde auf uns. Manchmal kam es vor, daß wir irgendeine Arbeit fanden (an den wenigen Ruhetagen, die es gab): Holz sägen; helfen, Heu zu holen aus dem Wald mit dem Handschlitten; Garten graben; Heu mähen; die Gärten abernten. Das wurde gewöhnlich gut belohnt mit Naturalien. Außerdem hatte man den ganzen Tag über sein Essen. Solche Tage waren für uns die reinsten Feier- und Schlemmertage. Dann hatte man die ganze Woche über beliebten Gesprächsstoff.

An einem solchen Tag lief ich einmal in einem 12 km entfernten Dörfchen von Haus zu Haus und kam schließlich in ein in der Dorfmitte alleinstehendes Häuschen. Ich klopfte an und öffnete die Tür. In einem großen Zimmer saßen so 6-7 junge Kerle meines Alters um einen großen Tisch. Es stellte sich heraus, daß ich in eine Komsomolzenversammlung geraten war. Ich wollte sofort umkehren, aber einige der Kerle sprangen herbei, hielten mich fest und zogen mich wieder ins Zimmer zurück. Sie fragten, wer ich sei, woher ich komme und was ich hier suche. Plötzlich sagte einer: „Ach, das ist ja einer von den mobilisierten Deutschen aus Kamenka“, (so hieß unsere Waldsiedlung), „den müssen wir an Alexej Grigorjewitsch, den Milizionär, abliefern, der hat mir von solchen Kerlen erzählt.“ Jetzt boten sie, was sie im Moment mit mir machen sollten. Schließlich wurden sie sich einig, mich in der Dorfschmiede, die wahrscheinlich leer stand, einzusperren, bis zum Abend, bis dieser Alexej Grigorjewitsch kommt. Jetzt wollte mich keiner dort hin bringen. Schließlich erhob sich aus der Ecke ein junger Junge und erbot sich, mich zur Schmiede zu eskortieren. Ich erkannte in ihm den Sohn einer armen Familie, die am Dorfende

wohnte, und bei denen ich schon einige Mal eingekehrt war. Sie hatten sich immer sehr gut zu mir benommen. Der Junge zeigte aber nicht, daß er mich kennt. Da schöpfte ich etwas Hoffnung. Manche hatten Bedenken, ob er es schaffen würde, allein mich in die Schmiede einzusperren. Er wies aber diese Zweifel zurück und sagte kurz zu mir: „Komm!“ Er faßte mich am Ärmel und zog mich hinaus. Als wir zum Weg kamen, der aus dem Dörfchen hinaus führte, sagte er: „Geh jetzt, aber laß dich, bitte, hier nicht mehr sehen.“ Ich bedankte mich und ging los. Ich hatte ja auch schon etwas in meinem Sack und es war auch so wie so schon Zeit, nach Hause zu gehen.

Wie ich schon erwähnt habe, lebten wir hier in der Waldarbeitersiedlung in einer großen Baracke, die in 5 Zimmern aufgeteilt war. Jedes Zimmer hatte einen Ausgang direkt zum Hof. Wie überall in jener Zeit wurden die Leute im Wald nicht nur von Stechmücken und Schnaken geplagt, sondern auch von Wanzen. Diese Biester gab es überall wo Menschen lebten, sowie in der Stadt, als auch auf dem Land, in den Dörfern. In den Waldsiedlungen gab es besonders viele. Als unser ehemaliger Kommandant Boos aus der Stadt zu uns in den Wald als Kommandant überführt wurde, versuchte er, uns von diesem Übel zu befreien. Den ersten Versuch machte er mit Schwefel. Die Ritzen in den Zimmern wurden mit Lehm verschmiert, dann ließ er in der Mitte des Zimmers einen Haufen trockenen Lehm schütten, in dessen Mitte ein Krater geformt wurde. In den Krater schüttete man zwei Eimer trockenen Schwefel. Der wurde angezündet, dann gingen alle hinaus, verschlossen die Tür und verschmierten auch die Ritzen. Als wir am Abend von der Arbeit nach Hause kamen, wurde der Lehm mit dem Schwefel entfernt und das Zimmer ausgelüftet. Im Zimmer stand ein schrecklich beißender Gestank, aber die Wanzen lebten. Man hatte uns gewarnt, daß wir tagsüber, so lange diese Infektion durchgeführt wurde, keine Lebensmittel im Zimmer lassen sollten, sie würden vergiftet und man könne daran sterben, wenn man sie ißt. Ich aß zu dieser Zeit zusammen mit einem Freund, einem Altersgenossen. In seinem kleinen Koffer lag ein Kanten Brot und ein Stück Speck, das er am Morgen vergessen hatte, herauszunehmen. Als wir nach der Arbeit nach Hause kamen, waren wir hungrig, hatten aber Angst, die vergifteten Lebensmittel zu essen. Wir saßen und dachten nach, was wir tun sollten. Schließlich meinte mein Partner: „Essen wir, komme, was da wolle. Wenn es so sein soll, sterben wir eben.“ Er schnitt Brot und Speck ab und begann zu essen. Ich dachte: Wenn die Wanzen nicht verreckt sind, kommen vielleicht auch wir durch, und begann, auch zu essen. Als wir alles aufgegessen hatten, legten wir uns schlafen mit der Hoffnung, daß uns im Schlaf das Sterben nicht so schwerfallen wird. Am Morgen erwachten wir. Ich fragte meinen Partner, wie er sich fühle. Er sagte: „Ich habe einen Bärenhunger.“

Na und die Waldarbeit? Dort konnten wir die Norm noch weniger erfüllen als in der Grube. Und viele alte Holzfäller fluchten über uns nicht anders als die Kumpel vorher. Die Sehnsucht nach Hause zur Familie war nicht geringer geworden. Nur die Aussichtslosigkeit einer Flucht wurde uns verständlicher. Trotzdem wagten es viele in ihrer Verzweiflung, die Reise ins Ungewisse anzutreten. Im Frühjahr 1943 waren in unserem Lager in Ansherka von 800 Mann nur noch 500 geblieben. Die meisten der geflohenen jungen Kerle landeten in den Gefängnissen und Lagern des GULAG. Einige wurden zurückgebracht und manchmal wurde ihnen von den Lagerleitern verziehen. Manche, wie wir später erfuhren, wurden nicht mehr gefunden. Sie hatten sich in der sibirischen Taiga verirrt und waren erfroren. Nur einzelnen gelang es, das Ziel zu erreichen und unter fremden, russischen Namen (Russisch sprachen sie ja besser als Deutsch) unterzutauchen. So wurde z.B. aus einem Mayer Johann ein Majorow Iwan, der sich angeblich von der Frontlinie, wo alle seine Angehörigen



umkamen, nach Osten durchgeschlagen hatte, ohne Papiere, versteht sich. Die erhielt er dann im Dorfsowjet eines sibirischen oder kasachischen Dorfes. Sein Geburtsort war natürlich irgendwo im Westen und nicht mehr auffindbar. Aber er hatte sein Ziel erreicht und überlebte auch manchmal „ungeschoren“ den Krieg.

Ich wurde am ersten Tag einem alten Holzfäller zugeteilt. Ich mußte die Bäume vom Schnee frei schippen, Äste von den Bäumen abhacken, auf Haufen schleppen und verbrennen – alles für mich unbekannte und ungewohnte Arbeit. Diese Arbeit war für mich noch schwerer als die im Kohlschacht, und da ich solche Arbeit zum ersten Mal machte, stellte ich mich dabei auch entsprechend an. Mein Partner, ein alter mürrischer Ukrainer, der schon sein Leben lang im Wald arbeitete und lebte, brummte jetzt: „Wie soll ich mit dir zwei Normen machen, wir bleiben jetzt ohne Brot, die Familie zu Hause muß jetzt deinetwegen hungern!“ So ging das den ganzen Tag. Mittags ging der Mann zum Essenausteilungspunkt (das Mittagessen wurde mit einem Pferdeschlitten in den Wald gebracht), aß dort seine Suppe und brachte mein Essen in seinem Geschirr mit. Ich mußte in dieser Zeit gewöhnlich von einem gefälltten Baum die Äste abhacken. Ich kletterte auf dem Baum herum und brauchte mindestens eine Viertelstunde, um einen der bis 20 cm dicken Äste abzuhacken. Oft rutschte ich mit den gefrorenen Filzstiefeln auf dem glatten Baumstamm aus und fiel in den anderthalb Meter tiefen Schnee. Das war ein Problem, mich durch den weichen Schnee bis zum Ende des dicken Baumstammes durchzupuddeln, denn nur dort konnte ich wieder auf den Baumstamm gelangen. So verlief im Nu die Mittagspause und mein Partner kam mit meiner Suppe zurück, ich aber hatte erst 2-3 Äste abgehackt. Da begann das Gebrumme von neuem.

Eines Tages, als ich wieder allein war und nichts fertig brachte, befiel mich der Gedanke, mir einen Finger abzuhacken, um wenigstens für ein paar Wochen nicht in den verhaßten Wald gehen zu müssen, zu dem nicht weniger verhaßten Holzfäller Kossenko. Aber ich brachte den Mut nicht auf, es zu tun. Ich weinte vor Verzweiflung über meine Lage und über meine Feigheit. Ich hatte genau drei Äste abgehackt, da kam auch schon mein Partner mit meinem Mittagessen. Ich war hungrig, aber das Essen schmeckte mir an jenem Tag nicht. Ich aß die Hälfte auf und bot dem Mann das übrige an, er sollte es aufessen. Er fragte, ob ich krank wäre. Ich verneinte es natürlich, mir schmecke bloß das Essen heute nicht. Am nächsten Morgen, als ich im Wald zu meinem Arbeitsplatz ging, mußte ich an einem Lagerfeuer vorbeigehen. Am Feuer saßen vier Männer, es waren Fuhrleute, die die Stämme mit ihren Pferden zum Weg schleppten, wo sie auf Traktorschlitten verladen wurden. Es waren drei Deutsche und ein Moldawier. Ich fragte, ob ich mich an ihrem Feuer etwas wärmen könne. Sie sagten: „Natürlich!“ Sie backten dort Kartoffeln am Feuer und bewirteten auch mich. Die im Lagerfeuer gebackenen Kartoffeln schmecken vortrefflich, sogar wenn man sie auch noch ein bißchen salzen kann. Ich aß sogar die Schalen, die die Männer verschmähten, hatten doch wohl Kartoffeln genug. Sie fragten mich, wie ich heiße, woher ich komme, bei wem ich arbeite. Sie beeilten sich nicht, ihre Arbeit zu beginnen, und ich saß bei ihnen und freute mich, weil sich jemand für mein Schicksal interessierte. Als sie an die Arbeit gingen, sprach ich mein Bedenken aus, was mich jetzt an meiner Arbeitsstelle erwartet, wenn ich mit Verspätung dort hinkomme. Sie sagten: „Es ist besser, wenn du heute nicht zu deinem Kossenko gehst. Bleibe hier und unterhalte das Feuer. Schau nur nach diesem Pfad, von hier kann der Meister vorbeikommen, wenn du ihn siehst, gehe etwas in den Wald hinein, bis er vorbei ist.“ So schwänzte ich drei Tage hintereinander die Arbeit, verbrachte die Zeit bei den freundlichen Holzfahrern, hatte aber schreckliche Angst vor dem Finale. Ich malte mir aus, daß ich mindestens ein paar Wochen Karzer verdient hätte, oder noch

schlimmer, ich käme ins Gefängnis. Am vierten Morgen kam der Meister der Holzfahrer in unsere Baracke und fragte, wer hier Johannes Herber sei. Ich trat hervor, nicht lebend und nicht tot und sagte verzagt und vor Angst zitternd, daß ich es sei. Er sagte: „Du gehst jetzt hinunter zum Pferdehof, fragst nach dem Moldauer Biwol und sagst ihm, daß der Meister dich zu ihm geschickt hat. Du wirst von heute an bei diesem Holzfahrer als Gehilfe arbeiten. Er wird dir schon sagen, was du zu tun hast.“ Mir war ein Stein vom Herzen gefallen. Ich war so glücklich, daß mein Schicksal solch eine Wende bekommen hatte. Was noch weiter kommen konnte, darüber wollte ich jetzt nicht nachdenken. Als ich dorthin kam und nach Biwol fragte, stellte es sich heraus, daß das der Moldawier war, den ich am Lagerfeuer getroffen hatte.

In der Trudarmee traf ich nicht nur böse, mürrische Menschen, die mit uns jungen Kerlen stets unzufrieden waren, obwohl wir ja auch nicht schuld waren an unserem Elend und dem der älteren Kollegen. Es gab auch gute Menschen, die uns bemitleideten und mithalfen, wenn sie konnten. Ich habe oben schon aus der Zeit meiner Tätigkeit in der Kohlengrube über zwei solcher Menschen berichtet. Das waren der Schneider Hertje und der Schichtmeister in der Grube Danilin. Später, als ich im Wald arbeitete, traf ich auch gute Menschen. Als man mich im Februar 1944 zusammen mit noch ca. 20 deutschen Jugendlichen aus der Kohlengrube in den Wald überführte, doch wohl, weil wir die Normen trotz allem nicht erfüllen konnten (vielleicht war auch ein anderer Grund dafür), arbeitete ich einige Zeit mit dem oben erwähnten Moldawier mit Namen Biwol zusammen. Der Mann war für mich wie ein leiblicher Vater. Er kümmerte sich darum, daß ich stets warm angezogen war, so gut es ging, daß ich immer gründlich sauber war, verbot mir, allein einen Baumstamm zu heben, der für mich zu schwer war, gab mir manchmal auch noch von seinem Essen etwas ab: er könne das nicht vertragen, und ich sei jung, wachse und brauche mehr Essen. Er unterhielt sich gern mit mir über meine Familie, über die Schule und erzählte viel über seine Familie und seine Heimat Moldawien. Ich konnte mich an ihn mit einem beliebigen Problem wenden, er hatte für mich stets ein offenes Ohr. Über Weltanschauungen konnte ich mit ihm aber kaum reden, er hatte nur ein paar Monate eine Schule besucht, konnte kaum seinen Namen schreiben und sprach sehr schlecht Russisch, was ja die Kontaktsprache zwischen den verschiedenen Nationalitäten war. Umso lieber und aufmerksamer hörte er mir zu, wenn ich über unser Leben an der Wolga erzählte, über den Kolchos in Sibirien, über die Schule und andere Dinge.

Dort in der sibirischen Taiga hatte ich noch gute Kontakte (nebst den deutschen Männern) mit einem Griechen, dem Meister der Holzstapler. Er war mein nächster Vorgesetzter, solange ich mit dem Moldawier zusammen arbeitete. Der Mann hatte viel Verständnis für uns junge Deutschen. Vielleicht war es deshalb, weil er zusammen mit deutschen Rotarmisten im Herbst 1941 von der Front abgezogen worden war (die Griechen standen ebenfalls wie auch die Deutschen unter Kommandanturaufsicht, und die Obrigkeit traute ihnen genauso wenig wie den Deutschen). Da kam es einmal zu einem kuriosen Zwischenfall. In den letzten Kriegsjahren durften wir, wenn am Sonntag gerade Ruhetag war (was selten vorkam) mit der schriftlichen Erlaubnis des Kommandanten frei ausgehen in die umliegenden Dörfer oder in die Kreisstadt Ansherka. Wir tauschten bei der Bevölkerung ein Kleidungsstück, ein Stück Seife, Zwirn oder ähnliches gegen Kartoffeln, Zwiebeln, Knoblauch und dergleichen. Manchmal hatte einer auch das Glück, einer Soldatenwitwe im Haushalt etwas zu helfen (den Garten umgraben, Heu mähen, Brennholz aus dem Wald holen). Dafür gab es auch Lebensmittel. Ich hatte auf meiner Pritsche unterm Stroh ein ganz neues Tischlerbeil versteckt, das ich im Wald

gefunden hatte. Eigentlich hätte ich das Beil dem Meister abliefern müssen. Aber einer von meinen deutschen Bekannten, dem ich diesen Fund gestand, meinte, ich solle nicht so dumm sein. Nach dem Beil, das den ganzen Winter über im Wald unterm Schnee gelegen habe, suche jetzt so wie so keiner mehr, es wäre einfach abgeschrieben worden. Ich solle es behalten, das könne ich ja mal im Dorf gegen Lebensmittel vertauschen. So lag das Beil (ein kleines handliches Prachtstück) einige Monate in meinem Bett (eine der größten Dummheiten, die ich je begehen konnte!). Als es wieder einmal mit dem Essen sehr knapp war und der Hunger bei mir sehr groß, faßte ich mir ein Herz, ging an einem Sonntagmorgen in ein 10 km abgelegenes Dorf, um etwas Eßbares zu erbetteln, und nahm das Beil mit. In einem Haus mittleren Aussehens bot ich der Hausfrau das Beil gegen Kartoffeln an. Sie nahm das Beil, sagte, es sei ein schönes Beil, und fragte, wo ich es her hätte. Dann rief sie einen Mann aus einem anderen Zimmer und fragte ihn, ob man das Beil in der Wirtschaft gebrauchen könne, zum Holzhacken sei es jedenfalls zu leicht. Wie groß waren mein Erstaunen und mein Schrecken, als ich in dem Hauswirt meinen Vorgesetzten, den Griechen erkannte. Er fragte, ob ich das Beil wirklich gefunden hätte. Dann meinte er, na ja, anders hätte ich auch nicht zu dem Beil kommen können. Wieviel Kartoffeln ich dafür haben wollte. Ich stotterte: „Ich dachte an zwei Eimer.“ Da sagte er: „Wir geben dir 3 Eimer Kartoffeln, zwei nimmst du jetzt, und den anderen holst du dir am nächsten Ruhetag. Aber du mußt mir versprechen, wenn du noch einmal etwas Ähnliches findest, es beim Meister abzugeben. Es ist gut, daß du gerade auf uns gestoßen bist. Nicht alle Leute im Dorf sind so wie wir. Paß auf!“ Zu der Frau sagte er: „Das könnte ihm 10 Jahre Gefängnis einbringen, er ist ein Deutscher.“ So machte ich nähere Bekanntschaft mit dem Griechen. Ich war dann öfter in diesem Haus. Meist gaben sie mir irgendeine Arbeit, für die sie gut bezahlten. Es stellte sich heraus, daß die Hausfrau, eine Lettin, nicht seine Ehefrau, sondern nur seine Freundin war, deren Mann im Krieg gefallen war. Ich will nicht sagen, daß der Mann ein Regimegegner war, weil er mich nicht verriet und nicht den Behörden auslieferte. Er war einfach ein guter Mensch, der selbst in seinem Leben viel durchgemacht hatte und andere gut verstand.

Nach der Arbeit als Holzfahrengerhilfe war ich ziemlich lange bei den Holzverladern an der Seilbahn tätig. Diese Seilbahn zog sich ca. 20 km weit vom Holzverarbeitungskombinat am Rande der Stadt Ansherka bis weit in den Wald hinein. Mit dieser Seilbahn wurde das Holz aus dem Wald zum Verarbeitungskombinat befördert. Im Wald arbeiteten vier Verloaderbrigaden. Sie standen in einer Reihe an der Seilbahn und hängten das Holz von unten an die Waggons, die selbst hoch oben auf der Estakade auf Schienen liefen und von dem Stahlseil gezogen wurden. Das war ein ziemlich komplizierter Vorgang, mit dessen Beschreibung ich den Leser nicht belästigen will. Meine Arbeit bestand darin, die aus der Stadt kommenden leeren Waggons vor den Ladebrigaden aufzuhalten und sie den Ladearbeitern nach Bedarf zuzuführen. Ich hatte diese Arbeit schnell erlernt und hatte darin bald gute Übung. Diese Arbeit war nicht schwer, aber besonders gefahrvoll, es konnte sehr leicht ein Unfall geschehen, der lebensgefährlich war. Diese Waggons konnten leicht von der Estakade herunterspringen und man konnte darunter geraten. Die Ladearbeiter waren mit mir sehr zufrieden, sowie auch der Meister. Ich arbeitete hier über ein Jahr. Im Frühjahr 1946 wurde ich auf meine Bitte hin als Streckenwärter an der Seilbahn eingestellt. Ich hatte die Arbeit der Streckenwärter lange Zeit beobachtet und sprach viel über meinen Wunsch, dort zu arbeiten, mit meinen Kollegen, den Ladearbeitern. Hauptsächlich sprach ich darüber mit einem Deutschen, einem ehemaligen Lehrer für deutsche Literatur mit Namen Emich. Die Ladearbeiter wollten mir diese Idee mit

Gewalt ausreden. Ich hatte mich schon gut eingearbeitet, und ein Neuer hätte erst angelernt werden müssen. Dieser Herr Emich sagte immer: „Junge, es ist immer besser, unter den Kleinen der Erste zu sein, als unter den Großen der Letzte.“ Er meinte, hier wäre ich bei meiner Arbeit der Erste, als Streckenwärter wäre ich wieder der Letzte. Aber hier war ich vom Tempo der Ladearbeiter und von der Seilbahn abhängig, dort aber war ich nur von mir selbst abhängig. Und ich hatte es durchgesetzt, man hatte mich dort eingestellt, als eine Stelle frei wurde. Hier arbeitete ich jetzt, bis ich im Juni 1946 Urlaub erhielt und nach Hause in den Kolchos fuhr (um nicht mehr zurückzukehren).

Zwei Ereignisse aus der Trudarmee sind mir besonders im Gedächtnis haften geblieben.

Das erste geschah im Frühjahr 1943. In unserem Lager war eine schwachsinnige, etwa 35jährige Frau. (Später stellte sich heraus, daß sie erst 25 war.) Sie arbeitete als Putzfrau im Büro des Kommandanten und wurde gewöhnlich mit mehr Nachsicht behandelt, denn alle wußten von ihrer Krankheit. Einmal bat sie den neuen Wachposten halb mit deutschen Worten, halb mit Gesten, er möge sie ohne Passierschein aus dem Lager zur Speisehalle gehen lassen, die sich etwa 200 m außerhalb des Lagers befand. Dorthin konnte man auch nur gruppenweise mit demselben Passierschein gelangen, mit dem man von der Arbeit ins Lager ging. Wir, eine ganze Gruppe von Leuten, standen am Tor und warteten, bis unser Ältester mit dem Passierschein käme. Der Wachposten rief der Frau zu, sie solle zurückgehen. Die verstand ihn natürlich nicht, sie drehte sich nur um und machte eine komische, lachende Grimasse. Der Wachposten legte an und schoß die Frau aus ungefähr 10 m Entfernung mit einem kurzen Feuerstoß aus der MPi nieder. Die Leute begannen zu schreien, zu murren, doch wir wurden von anderen, auf den Schuß herbeigeeilten Soldaten mit Hunden auseinandergesagt und in die Baracken zurückgetrieben.

Alle warteten gespannt, daß der übereifrige Soldat bestraft würde. Aber wie groß waren unser Staunen, unsere Empörung und Niedergeschlagenheit, als wir erfuhren, daß er für seinen „wachsamen Dienst“ noch befördert und ausgezeichnet wurde.

Dieses Ereignis hinterließ bei allen Lagerinsassen einen besonders tiefen Eindruck, denn es bewies ein übriges Mal, wie rechtlos wir Deutschen waren, und wie schonungslos wir der Willkür der anderen ausgeliefert waren.

Das zweite Ereignis geschah mit mir persönlich. Es war im Winter 1946, schon nach Kriegsende. Am späten Abend, so um 12 Uhr, verließ ich in Unterwäsche und Filzstiefeln die Baracke und wollte die Toilette aufsuchen, die sich ca. 150 m von der Baracke entfernt im Wald befand. Ich war an jenem Tag krank, hatte sogar eine schriftliche ärztliche Befreiung von der Arbeit. Und draußen war es 45° kalt, ein eisiger Wind trieb einen Schnee in die Augen. Unter diesen Umständen blieb ich ungefähr 50 m von der Baracke entfernt stehen. Als ich schnell zurücklief und in die warme Stube rennen wollte, tauchte plötzlich der Kommandant neben mir auf, packte mich am Kragen und zertrte mich zu seiner Behausung. Er wohnte in einem speziellen Raum vor der Baracke und hatte mich im Mondschein von seiner Tür aus beobachtet. Er öffnete aber die Tür nebenan, die in einen extra für die Deutschen eingerichteten kalten Karzer führte, und stieß mich dort hinein. Ich war anfänglich völlig schockiert, verstand gar nicht richtig, was mit mir passiert war. Aber die schreckliche Kälte brachte mich schnell zur Besinnung. Ich begann in dem Karzer zu tanzen, machte die komischsten Sprünge und Bewegungen, um mich zu erwärmen. Doch bald spürte ich, wie mir die Gliedmaßen in den Gelenken steif wurden und aufhörten, zu gehorchen. Die Kniekehlen, die Ellbogen, das Genick - alles wurde steif. Ich bekam Angst und begann zu schreien und mit den Fäusten an Tür und Wände zu trommeln. Der

Kommandant nebenan konnte dieses Konzert doch wohl nicht länger aushalten und ging weg. Ich hörte die Tür gehen und zuschlagen. Dann die Stimme des Kommandanten, der seinem Gehilfen (auch ein Deutscher, der krankheitshalber für die Arbeit im Wald nicht tauglich war und den Posten eines Flurdieners versah) die Anweisung gab, mich um 7 Uhr morgens herauszulassen. Ich lärmte noch eine Weile, wurde heiser, die Kräfte wurden weniger, die Bewegungen immer langsamer, und ich erinnerte mich daran, was ich über Erfrierende gelesen und gehört hatte und sah meinen Tod schon vor Augen. Nach kurzer Unterbrechung begann ich wieder zu schreien und zu klopfen. Ich rief Namen meiner Zimmergenossen in der Hoffnung, daß mal jemand heraukäme, um die Toilette aufzusuchen. Aber keiner dachte daran, bei diesem Hundewetter auf den Hof zu gehen. Es waren alles ältere, erfahrenere Männer, die von der Front weggenommen worden waren. Sie bedienten sich einfach eines großen Wassereimers, der im Zimmer stand, und den der Stubendiener als Putzeimer gebrauchte. Plötzlich hörte ich Schritte, und der Türriegel rasselte. Der Gehilfe des Kommandanten stand in der Tür und sagte, ich solle schnell in mein Zimmer gehen. Der Kommandant sei in die Siedlung zu einem Freund schlafen gegangen.

Ich war im Gesicht und an den Haaren mit Reif bedeckt, die Ohren und die Nasenspitze waren angefroren, ich konnte mich kaum noch bewegen. Der Mann nahm mich unter den Arm und führte mich ins Zimmer. Die Männer wachten auf, machten Licht und setzten sich in den Betten. Der Kommandantengehilfe erzählte ihnen, was vorgefallen war. Ich konnte nicht mehr sprechen - nur noch schluchzen und mit den Zähnen klappern. Es war 1 Uhr nachts, also war ich eine knappe Stunde in dem Karzer. Bis sieben Uhr morgens hätte ich es nicht ausgehalten, ich wäre ein Eisklumpen gewesen. Die Jungen legten mich ins Bett, deckten mich mit Decken und Pelzen zu, aber ich konnte bis zum Morgen nicht warm werden. Von den Leuten schlief keiner mehr. Sie waren sehr aufgebracht, daß so etwas auch nach Kriegsende mit uns noch passieren konnte. Ich schlief erst am Morgen etwas ein. Ich brauchte ja an jenem Tag nicht zur Arbeit, weil ich krankgeschrieben war.

Zu uns war vor kurzem unser ehemaliger Kommandant vom Lager aus der Stadt strafversetzt worden. Ein mächtiger Hüne von Mann mit einem pockennarbigen Gesicht. Er war damals Anfang dreißig, ein ehemaliger Hauptmann aus der Roten Armee mit Namen Boos, derselbe Boos, von dem oben schon die Rede war. Wie man hörte, hatte er in der Stadt ein hohes Tier in dessen Kabinett mit einem Schemel zusammengeschlagen, weil der ihn mit „Faschist“ beschimpft hatte. Im Walde hatte Boos dann in unserem deutschen Lager etwas Ordnung geschafft. Dann kam der jetzige von der Front und brauchte einen „warmen“ Posten. Boos mußte wie alle Deutschen arbeiten. Aber, da er sich nicht so viel gefallen lassen wollte, wie wir es tun mußten, wurde er von demselben Kommandanten für drei Nächte in diesen Kühlschranks gesperrt. Jedenfalls in warmer Kleidung.

Boos hatte früher mal einige Jahre in Marxstadt, meiner Heimatstadt, gelebt und war mir irgendwie zugetan. Er überredete mich, eine Beschwerde an den Staatsanwalt zu schreiben. (Ich weiß nicht, was da am meisten mitspielte: daß wir uns als Landsleute zählten; war es ein Rachegefühl oder gewöhnlicher Gerechtigkeitssinn, das ihn dazu veranlaßte, sich für mich einzusetzen. Höchstwahrscheinlich alles zusammen.) Er klärte mich auf, daß die Handlung des Kommandanten rechtswidrig gewesen sei, sogar in unserer Lage. Einerseits hatte ich Angst vor der Rache des Kommandanten, andererseits trieb es mich dazu, diese Ungerechtigkeit nicht ungesühnt zu lassen. Ich gab nach. Boos diktierte, und ich schrieb eine Beschwerde an den Staatsanwalt und legte meine ärztliche Bescheinigung dazu. Alles Weitere erledigte Boos. Nach einem Monat wurde ich in die Stadt zum Staatsanwalt vorgeladen. (Der Krieg war vorbei, die

Russen hatten gesiegt, und man wurde etwas großzügiger mit uns Deutschen. Oder machte es, daß dieser Staatsanwalt ein ehemaliger Bekannter von Boos war?) Nach weiteren zwei Monaten wurde „unser“ Kommandant versetzt, und wir Deutschen kamen unter die Obhut des allgemeinen Ortskommandanten. Eine Woche zuvor hatte der Kommandant mich noch zu sich gerufen und hinter verschlossener Tür vernommen. Er glaubte nicht, daß ich die Beschwerde von mir aus, auf eigene Initiative, geschrieben hätte. Er ahnte, daß Boos dahinter steckte, und wollte das von mir nur bestätigt haben. Ich leugnete es natürlich und sagte ihm, daß ich selber schreiben könne. Hier gestand er großzügig, daß er meinetwegen versetzt werde, schwor aber, solche „Faschisten“ wie mich und Boos hätte er schon viele erschossen, würde auf sie auch weiterhin schießen. Ich konnte darauf nichts erwidern, als gehorsam zuzugeben, daß ich im Moment natürlich in seiner Macht stände. Selbst schielte ich fortwährend zum Fenster und erwägte, wie ich den Rahmen am besten heraustreten könnte, wenn das Ungeheuer über mich herfallen würde, die Tür war ja abgeschlossen. Doch zum Glück kam es so weit nicht. Er öffnete die Tür und stieß mich hinaus.

Ich glaube nicht ganz daran, daß dieser Zwischenfall damals uns Deutschen von der direkten Aufsicht eines Kommandanten befreite. Diese Aufseher wurden später allerorts weggenommen. In diesem Fall wurde durch mein „Abenteuer“ unsere unmittelbare „Befreiung“ nur beschleunigt. Wir mußten uns nur noch zweimal monatlich beim Ortskommandanten melden, weil wir bis 1956 unsere Wohnorte nicht verlassen durften.

Es gab während der Jahre in der Trudarmee auch glückliche Tage für mich. Einer davon war ein Tag im Sommer 1944, als ich von zu Hause einen Brief bekam mit der Nachricht, daß Vater nach Hause gekommen wäre, „aus gesundheitlichen Gründen“, wie es hieß. Was diese lakonischen Worte bedeuteten, erfuhr ich erst später, als ich im Juni 1946 selbst aus der Trudarmee eigenmächtig zurückkehrte. Ich erhielt Urlaub, fuhr zu meiner Familie und kehrte nicht mehr in den Wald zurück. Derselbe Kolchosvorsitzende machte die Sache mit dem Ortskommandanten ab und ließ mich nicht mehr aus dem Kolchos fort, was ganz meinen Wünschen entsprach. Obwohl das Leben im Kolchos noch schwieriger war als im Wald, alle Familienmitglieder abgerissen und vor Hunger geschwollen waren, wollte ich lieber zu Hause bleiben. So konnte ich die Familie vor dem sicheren Hungertod retten, weil ich jetzt arbeitete und man uns vom Kolchos aus unterstützte. (Obwohl der Kolchosvorsitzende uns sehr geneigt schien, weil Vater früher ein guter Arbeiter war und ich auch immer mein Bestes tat, galt hier doch der Grundsatz: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.)

Jetzt erfuhr ich erst, unter welchen Umständen der Vater damals, 1944, „losgelassen“ wurde. Von der schweren Arbeit und ständigem Hunger war er völlig kraftlos geworden und atrophiert. Er konnte sich sogar nicht mehr selbständig auf den Beinen halten. Die Ärzte konnten solchen Kranken nicht helfen, sie starben aber auch nicht. Also wurden sie nach Hause geschickt, weil sie völlig nutzlos waren und nur zur Last fielen. Ich weiß nicht mehr genau, wie Vater sein Dorf und seine Familie erreichte. Nur eines ist mir bekannt, daß er nach einer Woche Erholung „arbeiten“ mußte. Er mußte Kühe hüten. Morgens hoben ihn die Nachbarn aufs Pferd, den ganzen Tag ritt er hinter der Herde her, und abends nahm man ihn vom Pferd herunter. So ging es zwei Monate lang, bis er lernte, wieder zu gehen und, wenn auch mit fremder Hilfe, selbständig aufs Pferd zu steigen. Doch danach erkrankte er an Lungen- und Herzleiden und wurde kein vollwertiger Arbeiter mehr. Er erlag seinen Leiden im Herbst 1954, gerade in dem Jahr, als wir wieder zum ersten Mal Brot satt zu essen hatten. Die Befreiung von der Sonderkommandantur erlebte er nicht.

So sah für uns die Trudarmee in groben Zügen aus. Und wir konnten beide noch von Glück reden, denn wir überlebten und kehrten zu unserer Familie zurück, was Tausenden dieser „Sklavenarbeiter“ nicht beschieden war.

## Meine Heimkehr aus der Trudarmee

Im Kapitel „Wie es war“ erwähnte ich schon, daß ich 1946 eigenmächtig aus der Trudarmee heimgekehrt war. Hier möchte ich etwas eingehender auf dieses Ereignis zurückkommen.

Als ich im Sommer 1946 erfuhr, daß ich im Juni Urlaub bekäme, begann ich, mich für meine Urlaubsreise nach Hause vorzubereiten. Man hatte uns zwar einreden wollen, wir sollten unsere Familien in den Wald zu uns kommen lassen, aber ich hatte mir nur eins in den Kopf gesetzt: nach Hause und nicht mehr zurückkehren, komme da, was da wolle. Ein älterer Mann aus Boaro, sein Name war Franz, der, wie so manche andere, seine Familie hatte kommen lassen und sich schon ein Holzhäuschen gebaut und einen großen Garten angelegt hatte, wollte mich überreden. Er sagte mir: „Junge, hier kann man leben, hole deine Familie her!“ Ich hatte dem Mann bei der Arbeit viel geholfen und wußte, daß er es gut meinte, in meinem Innern gab ich ihm sogar Recht. Aber ich gab mit meinem Starrkopf nicht nach. Einen Paß hatte nicht, lediglich eine Bescheinigung, daß ich ein Arbeiter der Forstwirtschaft sei und von dann und dann bis dann und dann in Urlaub wäre und daß mein Paß in der Personalabteilung der Forstwirtschaft aufbewahrt würde. Ich verhökerte meine Brotkarte für 10 Tage gegen einen Laib Brot, hatte mir auch etwas Kleidung angeschafft, meistens auch für Brot, das ich mir vom Munde abgespart hatte, und verstaute alles in einen deutschen Soldatenrucksack, den ich auch für Brot eingetauscht hatte. Geld hatte ich gerade so viel, daß ich hätte eine Fahrkarte kaufen können.

Am 18. Juni 1946 ging ich mit meinem Rucksack auf dem Buckel die 12 km nach Anshero-Sudshensk zum Bahnhof. Eine Fahrkarte verkaufte man mir nicht – dazu brauchte man eine Genehmigung der NKWD (Ministerium des Innern), die ich natürlich nicht hatte und als Deutscher auch nie bekommen hätte. Nicht umsonst gab man uns unsere Pässe nicht auf die Hand wie allen anderen. Über uns herrschte die Sonderkommandantur. Wir durften uns ja eigentlich nicht vom Wohnort entfernen. Ich hatte auch gar nicht damit gerechnet, eine Fahrkarte zu bekommen.

Als der Zug „Tomsk – Bijsk“ abfuhr, sprang ich auf das Trittbrett eines Waggons und begann meine Reise. Meinen Rucksack hatte ich auf dem Buckel. Jedes Mal, wenn der Zug anhielt, sprang ich ab, wenn er anfuhr, sprang ich wieder auf das Trittbrett. Manchmal fuhr ich auch auf den Waggonpuffern. In Nowosibirsk war der Bahnsteig von der Lokomotive durch ein Gitter abgesperrt. Dazwischen liefen Milizionäre hin und her. Ich hielt mich ganz vorn bei der ersten Lokomotive auf (der Zug wurde von zwei Lokomotiven gezogen). Nach den Lokomotiven kam zuerst der Postwagen, dann der Gepäckwagen, und dann erst der erste Personenwagen, der aber schon besetzt war. Als der zweite Wagen herankam, war die Geschwindigkeit des Zuges schon ziemlich groß, aber ich schwang mich drauf. Da stand zwar schon ein kleines Mädchen mit einer großen Schüssel auf dem Trittbrett, aber ich klammerte mich mit den Händen fest und drückte das Mädchen an den Waggon. Das Kind (vielleicht 8 Jahre alt) hatte Verständnis und gab mir noch Ratschläge, wie ich mich festhalten sollte. Sie fuhr zur nächsten Station zu ihrer Großmutter, und nicht das erste Mal, so daß für sie die Situation nicht neu war. Und ich hatte auch keine andere Wahl, wenn ich nicht zurückbleiben wollte. Als der Zug aus der Stadt draußen war, fuhr er über eine ganze Reihe von Brücken, deren Konstruktionen so nah an den Wagen heranreichten, daß sie meinen Rucksack hinten dauernd anstreiften. Ich schwebte in ständiger Angst, der Rucksack könnte sich an einer Schraube oder irgendwo festhängen. Dann hätte er mich heruntergerissen, und das wäre mein sicherer Tod gewesen. Ich drückte mich so fest es ging an das Kind, das diese Gefahr auch erkannt



hatte. Na, Gott sei Dank, alles ging glimpflich vorbei.

Weiter hatte ich mich mit einem Soldaten bekanntgemacht. Es war ein ganz junger Soldat, ein Altaier (Turkvolk). Er war laut seiner Erzählung 10 Tage zu Hause im Urlaub gewesen bei seiner kranken Mutter. Als er wieder zu seinem Truppenteil zurückgekehrt war, war der weiterverlegt worden. Jetzt wollte er zum Wehrkreisamt seines Wohnorts fahren und dort sein Mißgeschick melden. Er tat mir leid. Wir befreundeten uns unterwegs geradezu. Er gab mir ein weißes Brötchen zu essen, das er in der Tasche hatte. (Meine Verpflegung war ja im Rucksack, und ich konnte unterwegs nicht dran.) Als wir zur Station Altaiskaja kamen, wo ich den Zug verlassen mußte (er fuhr ja nach Bijsk, und ich mußte über Barnaul nach Rubzowka), war es schon Abend. Mein Reisegefährte stieg auch ab. Wir suchten uns im Wartesaal ein ruhiges Plätzchen und wollten Abendbrot essen. Mein Gefährte wollte immer in einer dunklen Ecke Platz suchen, ich bestand aber auf einen freien, hellen Platz mitten im Wartesaal. Ich nahm einen Becher und wollte auf dem Bahnsteig Milch kaufen, um nicht trockenes Brot essen zu müssen. Der Soldat gab mir eine leere Konservendose und 5 Rubel (so viel kostete ein halber Liter Milch) und bat mich, ihm auch Milch zu bringen. Ich ließ den fremden Kerl bei meiner Reisetasche und ging auf den Bahnsteig. Als ich nach 15 Minuten zurückkam, fand ich den Soldaten nicht mehr an der Stelle, wo wir uns eingerichtet hatten. Ich fragte die in der Nähe sitzenden Frauen, sie sagten mir, er sei vor 10 Minuten weggegangen. Ich suchte noch lange, wollte gar nicht glauben, daß der Kerl mich bestohlen hatte. Aber es war so. Ich meldete es der Miliz, aber die meinten, eben sei der Zug nach Barnaul abgegangen, da sei jetzt nichts mehr zu suchen. Das war einer der härtesten Schläge seit meines Lebens in der Trudarmee. Ich wußte, wie es zu Hause mit Kleidung stand und hatte das Beste im Rucksack verpackt und das Schlechteste auf dem Leib. Jetzt war alles hin. Wegen dieses Rucksacks hatte ich mein Leben riskiert. Jetzt hatte ich wirklich keine Lust mehr zu leben. Das Schlimmste war, daß auch der Laib Brot von 2 Kilo fort war. Wie sollte ich denn jetzt meinen Eltern und den hungrigen Geschwistern gegenüberreten? Aber das Leben ging weiter. Ich trank den Liter Milch aus, warf das Geschirr weg, steckte mein Dokument weiter weg und legte mich im Wartesaal auf den Fußboden und schlief ein (ich hatte ja unterwegs zwei Nächte nicht geschlafen). Einmal weckte mich ein Milizionär, prüfte meine Papiere und ließ mich weiterschlafen. Aber gegen Morgen wurden alle, die keine Fahrkarten hatten, aus dem Wartesaal hinausgejagt. Und draußen regnete es. Das waren auch unerhört schwere Stunden bis zum Morgen. Ich wurde ganz naß, fiel um vor Schlaf und Müdigkeit und fror im Regen. Das Wasser lief mir in den Kragen hinein.

Endlich wurde es hell. Ich lief auf dem Bahnsteig hin und her. Um 8 Uhr kam ein Güterzug mit demobilisierten Soldaten und Offizieren. Er fuhr nach Taschkent, demnach durch Rubzowka, die Station, wo ich aussteigen mußte und 45 km weiter endlich zu Hause war. Ich wagte mich an einen Waggon heran und fragte, ob ich nicht mitfahren könnte bis Rubzowka. Ein älterer Leutnant, der in der Tür saß, schaute sich um und sagte: „Steig‘ mal ein, wirst noch ein Plätzchen finden.“ Auf dem Fußboden des Waggons lag etwas Heu. Ich setzte mich auf ein freies Plätzchen, legte den Kopf auf die Knie und schlummerte sofort ein, halb glücklich und halb traurig. Als sich der Zug in Bewegung setzte, beruhigte ich mich endgültig vor der Angst, ein Kontrolleur könnte mich rauswerfen, weil ich ja keine Fahrkarte hatte. So zur Mittagszeit kamen wir in Rubzowka an. Jetzt stand ich auf dem Bahnhof und wußte nicht, wie ich weiterkommen sollte. Bis nach unserem Dorf Nowojegorjewka waren es ca. 45 km. Diesen Weg hätte ich zu Fuß vor Müdigkeit nicht mehr geschafft. Und ich mußte nur mit einem Fußmarsch rechnen. Es gab keine Busverbindung, und die seltenen Fahrzeuge hätten mich auch ohne Geld kaum mitgenommen. Da entschied

ich mich, in unsere Brigade, den Feldstandort, zu gehen. Dorthin waren es nur 27 km. Kurz entschlossen sprang ich auf das Trittbrett eines in Richtung Mamontowo fahrenden Güterzuges. Das Aufspringen war ich ja jetzt schon gewöhnt. Ich konnte mit dem Zug bis zum Stadtende fahren, von dort ging der Weg zur Brigade. Da waren mir 4-5 km Weges geschenkt. Am Stadtende hatte der Zug schon ein schönes Tempo, doch ich sprang glücklich ab. Es war ein schöner Tag, der 20. Juni 1946. Aber, wenn ich an meinen Rucksack dachte und an die bevorstehende Begegnung mit den Meinigen, wurde meine Stimmung wieder traurig. Unterwegs machte ich einige Male Halt, ruhte mich etwas aus und säuberte mich von den Läusen. Läuse gab es von den ersten Tagen an, als wir nach Sibirien kamen bis viele Jahre nach dem Krieg. Die machten nicht Halt, weder vor Soldaten und Offizieren, noch vor Kolchosbauern und Intellektuellen. Die waren einfach überall, auch bei denjenigen, die nicht gehungert hatten. Und es gab allerlei Sorten davon: Kleiderläuse, Kopfläuse und Filzläuse. Läuse hängen nicht nur vom Grad der Sauberkeit, oder vom Grad der Schmutzigkeit ab, sondern auch von der seelischen Verfassung des Menschen. Gegen 3 Uhr nachmittags kam ich in der Brigade an. Die Köchin der Brigade erkannte mich sofort. Sie stellte etwas zum Essen auf den Tisch, während sie mich ausfragte, und ich sie. Es stellte sich heraus, daß nur mein Bruder Sascha in der Brigade war. Er war damals 13 Jahre alt. Er kam auch bald von irgendwo herbei. Natürlich erkannten wir uns sofort. Es waren ja nur dreieinhalb Jahre vergangen, seitdem wir uns getrennt hatten. Das war ein Wiedersehen – freudig und traurig zugleich.

Ein Traktorist fuhr am späten Nachmittag mit einem Einspanner einen Traktorenmotor ins Dorf in die Maschinen-Traktoren-Station (MTS) zur Reparatur. Er willigte ein, mich mitzunehmen. Aber den Bruder konnte er nicht mehr mitnehmen, das wäre für das Pferdchen zu schwer geworden. Wir wollten den Bruder überreden, heute noch hier zu bleiben und morgen mit jemand nach Hause zu fahren. Da standen ihm die Tränen in den Augen. Wir wären ja zusammen zu Fuß gelaufen, aber ich hatte ja schon 27 km hinter mir und stand vor Müdigkeit kaum auf den Beinen. Ich hätte diesen Weg nicht mehr geschafft. Endlich gab der Bruder seine Einwilligung, bis morgen hier zu bleiben. Der Traktorist und ich fuhren los. Aber nach ein paar Kilometern sahen wir den Bruder so ungefähr einen Kilometer hinter uns herlaufen. Mir blutete das Herz. Manchmal, wenn das Pferd im Trab trottete, lief auch der Bruder schneller. Führen wir im Schritt, ging auch er langsamer. Er sah ein, daß wir ihn nicht mehr auf den Wagen nehmen konnten. Er wollte aber auch nicht neben dem Wagen herlaufen, er hatte doch wohl Angst vor dem Traktoristen. Er hatte ihm ja versprochen, in der Brigade zu bleiben. Ich war kaum 10 Minuten zu Hause, als auch er ankam.

Meine Familie empfing mich mit einer Traurigkeit und Armut, die ich mir gar nicht vorstellen konnte. Ich wußte ja, daß es zu Hause arm zuging, aber in solchen Maßen – das ging über mein Vorstellungsvermögen. Als ich mich dem kleinen Häuschen näherte, das sie bewohnten, war die jüngste Schwester *Lili* gerade auf der Straße. Sie war 4 Jahre alt und sah aus wie ein kleines Mädchen aus einem Zeichenfilm. Am Leib hatte sie ein durch und durch geflicktes Kleidchen. Sie kannte mich von früher natürlich nicht, aber da in der Familie nur immer von mir gesprochen wurde, stellte sie sich vor, wer vor ihr stand. Als sie mich sah, begann sie zu weinen und lief nach Hause in den Hof. Dort empfing mich die Mutter – mager wie ein Skelett und in einem ebenso geflickten Kleid wie das der kleinen Schwester; hier und da schimmerte die nackte Haut durch. Die älteste Schwester *Lea* (sie war 16 Jahre alt) war hoch gewachsen und schon ein reifes Mädchen. Aber genau so mager wie die anderen und auch so ärmlich gekleidet. Als letzter kam der Vater zum Vorschein. Er hatte gerade in der Küche gesessen und war dabei, mit einem Stück Draht einen alten Lederschuh

zusammenzuheften. Der Vater war ganz grau im Gesicht, unrasiert und ganz geschwollen, so daß er sich nur mit Mühe fortbewegte. Richard, der andere Bruder, war nicht zu Hause, er war bei der Kuhherde hinterm Dorf. Es gab sofort ein Geheul, das herzerreißend war. Auch ich und Vater weinten. Ich hatte Vater im März 1942 in die Trudarmee begleitet, war selbst im Dezember 1942 weggefahren, ohne zu weinen, aber diesen Empfang im Juni 1946 konnte ich nicht ohne Tränen überwinden, ein so trauriges Bild bot sich mir. Die Mutter fragte, ob ich wohl gar keine Sachen hätte, und ich mußte unter Tränen berichten, was mir unterwegs passiert war. Der Vater umarmte mich, versuchte, mich zu beruhigen und sagte: „Hauptsache, wir sind wieder alle zusammen.“

Mein erster Gedanke, als ich auf unseren Hof kam, war: Warum bin ich hierher gekommen? Warum habe ich nicht auf die Leute gehört und habe meine Familie nicht in die Taiga geholt? Zu groß war die Sehnsucht nach Hause gewesen, zu groß der Haß gegen den Wald mit den Stechmücken und Schnaken. Auch habe ich mich geschämt, nach so vielen süßen Träumen jetzt in den Wald zurückzukehren. Der Vater hatte ja gefragt, ob es denn jetzt wohl zu spät wäre, wenn wir alle zusammen zurückfahren würden. Ich sagte: „Ja, Date, es ist zu spät.“ Er verstand mich gut, und dieses Thema war abgeschlossen. An diese Stunde der damaligen Begegnung kann ich auch heute nicht denken ohne Tränen.

Ich hatte lange zuvor geschrieben, daß ich nach Hause kommen würde. Die Mutter hatte wochenlang einen Eimer Kartoffeln aufgehoben, den sie von den Dorfbewohnern fürs Kühehüten bekommen hatten. Aber der Hunger war zu groß. Sie nahm dann jeden Tag eine Kartoffel aus dem Eimer und kochte der Familie eine Suppe aus Melde (Unkraut) mit etwas Milch geschmelzt, die sie auch fürs Hüten jeden Tag von den Leuten holten. Ich konnte diese Suppe nur mit großer Mühe hinunterschlucken. Die übriggebliebenen Kartoffeln wurden noch am selben Abend fast alle gekocht.

Die erste Nacht schlief ich im Flur, wo auch die Hühner auf Stangen saßen. Es war ein schrecklicher Gestank, außerdem hatten die Hühner auch Läuse, Hühnerläuse, die mich auch die ganze Nacht hindurch peinigten. Ich stöhnte mehr, als ich schlief.

Der Vater drängte darauf, daß ich schneller zum Kolchosvorsitzenden gehen und in die Brigade fahren sollte. Dort hätte ich wenigstens besseres Essen. Aber ich wollte nicht im Kolchos arbeiten, wo die Leute verhungerten. Ich ging erst mal zu Fuß nach Rubzowka, der nächstgelegenen Industriestadt. Dort traf ich mich mit meinem Busenfreund *Fedja Saizew*, der im Traktorenbauwerk als Schlosser arbeitete. Wir waren beide gleich alt, besuchten zusammen im Winter 1941-42 die 7. Klasse, im Sommer 1942 arbeiteten wir zusammen im Kolchos, mähten mit der Haspelmaschine Getreide. Er begleitete mich in die Trudarmee, er selbst wurde nach mir nach Rubzowka in die Berufsschule einberufen.

Ich wollte bei meinem Freund auskundschaften, ob es möglich wäre, in der Stadt Arbeit zu finden. Nach mehreren Versuchen sagte er mir, daß es Arbeit überall genug gebe, sogar in seiner Abteilung im Werk. Aber ohne Paß sei nichts zu machen. Schweren Herzens mußte ich wieder zurück ins Dorf laufen. Erst dann meldete ich mich bei unserem Kolchosvorsitzenden. Der ging zum Kommandanten und vereinbarte mit ihm, daß ich zu Hause im Kolchos bleiben durfte. Dann fuhr ich in die Brigade. Der Kolchosvorsitzende gab sofort Anweisung, daß man unserer Familie 20 kg Weizen aus dem Kolchos gab, den ich selbst zur Windmühle brachte und dort mahlte. Jetzt ging es mit dem Leben in der Familie etwas bergauf, sie hatte ja jetzt auch einen anerkannten Arbeiter im Kolchos.

## Im Kolchos

Einige Jahre verrichtete ich im Kolchos die verschiedenste Arbeit, aber meistens war ich als Fuhrmann tätig, arbeitete sowohl mit Pferden als auch mit Ochsen. Den Sommer über war ich fast ununterbrochen in der Brigade, die 22 km vom Dorf entfernt war. Das ging vom Frühjahr bis zum späten Herbst. Bei der Aussaat fuhren wir Jungen das Saatgut zu den Sämaschinen auf die Felder. Dann begann die Heuernte. Hier arbeitete ich meistens mit der Grasmachine, mähte das Gras. Oft war ich aber auch beim Heuschobern tätig. Während der Ernte fuhren wir das Getreide mit Pferdewagen von den Mähdreschern auf die Tenne. Am späten Abend wurden die Pferde gefüttert und getränkt (das machte der Pferdefütterer), wir aßen Abendbrot. Die Mädels beluden inzwischen unsere Wagen mit sauberer Frucht. Wenn die Pferde gefüttert waren, spannten wir sie wieder ein und brachten das Getreide zu den staatlichen Getreidespeichern, wo wir es ablieferten. Wir waren immer so 5 bis 8 zweispännige Wagen, auf jedem Wagen ein Fuhrmann. Natürlich mußten wir das Getreide selbst abladen. Es wurde mit Schaufeln oder Eimern in Säcke gefüllt, die wir dann auf dem Buckel die Treppen hoch in die Speicher trugen und dort dann aus der Höhe in das Innere des Speichers schütteten. In die Säcke wurden 60 bis 80 und mehr Kilo gefüllt – wieviel man eben tragen konnte. Wenn man Glück hatte, konnte man das Getreide einfach mit der Schaufel vom Wagen auf den Boden schaufeln, von wo es mit einem Fließband in die Speicher befördert wurde. Wo und wie man die Wagen abladen mußte, hing weitgehend von den Laborantinnen der Annahmestelle ab. Diese Frauen oder Mädels prüften das Getreide auf Feuchtigkeit, Sauberkeit, Sorte und Güte und schickten uns dann zu den entsprechenden Speichern. Manche Jungen verstanden es, die Laborantinnen mit Wassermelonen oder Zuckermelonen zu bestechen, dann drückten die ein Auge zu und schickten die Wagen an eine günstigere Abladestelle, wo es leichter war, abzuladen. Da kam es oft vor, daß schmutziges Getreide in sauberes, feuchteres in trockenes usw. durcheinandergeschüttet wurde. Die Kolchosverwaltung unterstützte oft solche Tätigkeit, indem sie extra für solche Zwecke Melonen herausgab. Hauptsache war, mehr und schneller Getreide an den Staat liefern, damit das Soll schneller erfüllt wurde.

In der Erntezeit kamen wir Jungen fast nicht zum Schlafen. Hier erfuhr ich, was das heißt „beim Gehen schlafen“, was ich früher stets nur als stehende Redewendung verstanden hatte. Wenn wir nachts mit dem Getreidewagen zur Annahmestelle fuhren, konnten wir uns nicht auf die Wagen setzen, wir wären sofort eingeschlafen und die Pferde wären vom Weg aufs Feld gegangen, hätten können in einem Straßengraben den Wagen zerbrechen. So gingen wir immer hinter die Wagen her. Manchmal spürten wir plötzlich, daß unsere nackten Beine im nassen Gras einherstapften und ... erwachten.

Wenn wir dann gegen Morgen zurückkamen, waren wir hundsmüde und schläfrig. Aber nur selten gelang es, noch 1 Stunde zu schlafen, man mußte meist schon sofort wieder zum Mähdrescher.

Im Sommer 1948 arbeiteten Lea, Sascha und ich in der Brigade, Vater und Richard hüteten die Kühe der Dorfbewohner, die Mutter und Lili waren zu Hause. Da beschlossen wir, uns ein Lehmziegelhaus zu bauen. Wir machten am Dorfe Lehmziegelsteine. Diese harte Arbeit mußte hauptsächlich der kranke Vater verrichten, denn wir drei konnten ja nur selten ins Dorf kommen und mithelfen. So war es auch beim Herbeifahren der Ziegel zur Baustelle. Wir konnten nur manchmal

kommen, um die 40 kg schweren Lehmziegel an Ort und Stelle zu bringen und sie aufs Gerüst zu heben. Der Vater mußte auch selbst die Wände mauern, dann das Dach decken. Das war alles eine ungeheuer schwere Arbeit. Aber das Schlimmste war, daß wir uns dabei fast nie satt essen konnten und meist hungrig waren. Satt essen konnte man sich in jenen Jahren nur im Frühjahr während der Aussaat und im Herbst, während der Ernte, und auch nur diejenigen, die in der Brigade arbeiteten. Nach der Ernte hatten wir selten Brot zu essen bis Neujahr. Mit Fleisch und Schmalz war es genauso. Unsere Hauptlebensmittel kamen vom Gemüsegarten. Kartoffeln gab es gewöhnlich genug. Im Herbst 1950 hatten wir von unserem Garten über 8 Tonnen Kartoffeln geerntet, und die reichten kaum bis zur neuen Ernte, denn es war ja weiter nichts da zum Essen. Genug Brot gab es erst seit dem Herbst 1954, als in der Sowjetunion die Neulandkampagne durchgeführt wurde. Da war der Vater schon tot.

Die ersten Jahre als ich zu Hause war, wohnten wir in einem kleinen Häuschen in Privatmiete am Ende des Dorfes. Winters kamen nachts die hungrigen Wölfe bis vors Haus.

Ich arbeitete als Fuhrmann, der Vater fütterte im Winter im Wald jenseits des großen Sees, an dem unser Dorf Nowojegorjewka liegt, kranke Kolchospferde. Damals wurden in unserem Rayon die Pferde von einer fast unheilbaren Krankheit heimgesucht, der afrikanischen Pest, wie diese Krankheit genannt wurde. Der Körper der Tiere bedeckte sich mit größeren und kleineren Beulen, die sehr schmerzhaft waren und am Ende aufbrachen. Die meisten von dieser Pest befallenen Pferde starben nach 1-2 Jahren Krankheit. Die kranken Pferde wurden in einem im Wald eingerichteten Isolator gehalten, weit ab von den anderen Tieren. Dort war ein Haus für die Pferdewärter und für den Veterinärarzt eingerichtet und auch Ställe für die Pferde. Die kranken Tiere wurden vom ganzen Rayon hier versammelt. Ich mußte einige Winter über das Heu für unsere Pferde aus der Steppe dorthin bringen. Von dort brachte ich für uns Brennholz, das der Vater stets vorbereitet hatte. Das war sowohl für uns als auch für den Kolchos von Nutzen. Wir hatten unser Brennholz, und die kranken Kolchospferde waren stets mit Futter versorgt. Um das fertigzubringen, mußte ich dreimal wöchentlich fahren und verbrauchte dazu oft noch die halbe Nacht, was andere Fuhrleute nicht getan hätten. Die fuhren nicht öfter als zweimal pro Woche, aber ich konnte ja meinen Vater mit seinen Tieren nicht ohne Futter lassen. Außerdem versorgte ich auch noch den Kolchosvorsitzenden mit Brennholz. Das hatte der Mann klug ausgedacht. Im Sommer arbeitete ich wieder in der Brigade, da hatten die Pferde genug Futter im Wald.

## Heirat

Einige Jahre war ich das Frühjahr und den Sommer über als Traktoristengehilfe tätig. Den Beruf nannte man im Kolchos (buchstäblich aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt) „Anhängler“. Der Anhänger war für die Anhängegeräte am Traktor (Pflug, Sämaschine u.a.) verantwortlich. Der Anhänger und der Traktorist bildeten zusammen ein Team. Ein Anhänger bekam die Hälfte des Arbeitslohnes des Traktoristen. Das war gewöhnlich im Durchschnitt mehr, als ein anderer Kolchosbauer verdienen konnte. Im Winter arbeitete ich dann wieder als Fuhrmann mit Pferden.

Einige Winter wurde ich zusammen mit noch 15-20 Kolchosbauern in eine Forstwirtschaft geschickt. Dort mußten wir im Wald Bäume fällen. Der Kolchos bekam für diese Hilfe von der Forstwirtschaft Bauholz. In der Forstwirtschaft machte ich mich mit einem Russenmädchen aus unserem Dorf, aber aus einem anderen Kolchos, bekannt. Als wir schon wieder zu Hause waren, und ich wollte sie im Dorf besuchen, traf ich zufällig meine ehemalige Mitschülerin Berta Faller. Wir hatten vor dem Krieg in Marxstadt in einer Schule gelernt. Aber in der 1. Klasse war sie sitzengeblieben, so daß sie dann immer eine Klasse hinter mir war. Es war sehr interessant und angenehm, über unseren gemeinsamen Schulbesuch und über gemeinsame Schulkameraden Erinnerungen auszutauschen. Wir fanden sofort Gefallen aneinander und trafen uns dann öfter. Diese Treffen gingen dann in eine feste Freundschaft über, die vom Frühjahr 1948 bis zu unserer Heirat am 6. Dezember 1950 währte. Ich hatte auch da noch nicht die Absicht, zu heiraten. Ich wollte bei dieser Armut keine Familie gründen. Meine Verlobte (wenn man sie so nennen will) war derselben Meinung. Und wir hätten unsere Heirat vielleicht auch noch länger hinausgeschoben, aber es gab da Zustände, von uns nicht abhängige, die unsere Heirat vorantrieben.

Ich hatte im Winter 1950 in unserer Maschinen-Traktoren-Station (MTS) die Traktoristenkurse besucht und erhielt im Frühjahr 1950 die Qualifikation eines Traktoristen. Man gab mir einen Sporenrädertraktor (ChTS) und ich arbeitete damit den Sommer über auf den Feldern. Im Herbst, als die Feldarbeiten vorbei waren, mußten alle Traktoristen in der MTS arbeiten und die Traktoren, sowie andere landwirtschaftliche Maschinen reparieren und für das nächste Frühjahr vorbereiten. Also mußte auch ich in der MTS arbeiten. Meine Verlobte sollte aber mit anderen Kolchosbauern wieder in die Forstwirtschaft fahren und Holz fällen. Wäre sie verheiratet gewesen, hätte man sie nicht dorthin geschickt. Ebenso mußte auch meine Schwester Lea in den Wald fahren. Die Mutter war krank und konnte den Haushalt in der großen Familie nicht allein bewältigen. Da blieb uns nur ein Ausweg – heiraten. Das schaffte mit einem Schlag die größten Probleme aus dem Weg: Ich und meine Frau mußten uns nicht trennen; unsere Mutter erhielt eine Haushilfe; meine Schwiegermutter, die immer Angst hatte, daß ich ihre Tochter nur verführen und nicht heiraten wollte, bekam ihre Ruhe; meine Frau brauchte nicht in den Wald (die meisten Frauen und Mädchen fuhren nur ungern dorthin, denn die Arbeit im Wald war physisch sehr schwer). Aber es gab da trotzdem noch ein Problem, das ich früher immer mit einer Handbewegung abgetan hatte: ich war Lutheraner, und meine Frau war Katholikin. Da machten sich unsere Eltern schon immer Sorgen, was das geben wird mit unserem Nachwuchs. Und es hätte beim Freien noch Reibereien geben können. Da gingen wir kurzer Hand in den Dorfsowjet und ließen unsere Ehe im Stillen registrieren. Außerdem mußten wir auch so schnell wie möglich dem Kolchosvorsitzenden unsere Heiratsurkunde vorlegen, damit er meine Frau von der Waldarbeit befreite und zu Hause ließ. Es ging auch alles reibungslos, der Vorsitzende gratulierte uns und sagte, die Lebensmittel, die meine Frau für den Wald

aus dem Kolchos bekommen hatte, sollten wir als Hochzeitsgeschenk behalten. Wir waren natürlich sehr froh über solch ein „Geschenk“, denn zu Hause war schon fast kein Brot mehr. Natürlich wurden diese Lebensmittel im Herbst von unserem Lohn abgerechnet.

Also, wir hatten unsere Eltern vor vollendeter Tatsache gestellt, obwohl ich den meinen zuvor schon angedeutet hatte, daß ich meine Schwester nicht vor der Fahrt in die Forstwirtschaft retten könnte, aber wohl meine Verlobte. Jetzt machten sich meine Eltern auf den Weg zu meiner Schwiegermutter, um die Braut zu freien. Der Vater erklärte, wie es materiell bei uns stehe. Die Schwiegermutter zeigte sich aber verständnisvoll und meinte, der liebe Gott würde uns schon nicht verhungern lassen. Die beiden Mütter wollten noch auf die Taufe des zukünftigen Enkelkindes eingehen, aber der Vater ließ es nicht zu vielen Worten darüber kommen, lud die Familie meiner Frau zum nächsten Sonntag zu einem Abendessen ein und drängte nach Hause. Die Frage über die Kindtaufe blieb in der Luft hängen. Ich und meine Frau waren an diesem Abend absichtlich ins Kino gegangen, um bei dem Freien nicht dabeizusein. Wir kamen zurück, als sich meine Eltern schon verabschiedeten. Sie wären schon früher nach Hause gegangen, aber sie wollten ihre zukünftige Schwiegertochter wenigstens mal sehen, denn sie kannten sie ja noch gar nicht. Ich möchte hier nur noch erklären, daß meine Frau keinen Vater hatte, er war 1944 in der Trudarmee verhungert.

Am nächsten Sonntag spannte ich den Zuchthengst des Kolchos in einen Schlitten und fuhr nach meiner Frau. Die Fallers wohnten vielleicht 1 km von uns. Dort lud ich die „Mitgift“ meiner Frau, eine ganz kleine Truhe mit ihren Sachen, auf den Schlitten. Die ganze Familie setzte sich auch drauf und wir fuhren los. Als ich am Häuschen um die Ecke bog, schleuderte der Schlitten, und die linke Schlittenstange zerbrach. Ich mußte sie mit einem Riemen binden. Wir langten daheim an. Es war der erste Januar 1951. Der Vater hatte zwei Flaschen Schnaps gekauft, es waren Kartoffeln gekocht, die Schwiegermutter hatte Kuchen und Fleisch mitgebracht, und wir machten uns an den Hochzeitsschmaus. Mein Schwager Reimund Leikam, der Ehemann der Schwester meiner Frau, hatte eine Gitarre mitgebracht und spielte zum Tanzen auf. Es wurde ein bißchen getanzt, man gratulierte uns zwischendurch. Aber die ganze Hochzeit sah mehr einem Leichenessen ähnlich. Die Tatsache, daß unsere Familie nur noch Kartoffeln zu essen hatte, konnte uns nicht lustig werden lassen.

Gegen 12 Uhr nachts verabschiedeten sich die Schwiegermutter und ihre Familie. Ich lud sie wieder auf den Schlitten mitsamt der kleinen leeren Truhe und brachte sie nach Hause. Das hätte auch mein Bruder Sascha machen können, aber ich wollte die Frauen mal allein lassen und genierte mich auch, diesen „Weibersachen“ beizuwohnen. Ich hatte mir aus der Brigade für die erste Zeit ein schmiedeeisernes Bettgestell geben lassen, damit ich und meine Frau nicht auf dem Fußboden schlafen mußten. Als ich die Schwiegermutter und ihre Familie nach Hause brachte, richteten die Mutter und meine Frau unser Nachtlager her. In der einen Ecke unseres Zimmers stand jetzt unser Bett, zwei Meter davon, in der anderen Zimmerecke – das der Eltern. Das waren Flitterwochen! Die anderen Geschwister schliefen in der Küche auf dem Fußboden. Beim Bettmachen zerriß meine Frau einen ihrer neuen Kissenzüge, die sie von zu Hause mitgebracht hatte, an einer der „Verzierungen“, die der Kolchosschmied an unserer Bettstelle angebracht hatte, und ich traf nach meiner Rückkehr meine Frau in Tränen an. Erstens tat ihr der Kissenzug leid, zweitens sollte das kein gutes Vorzeichen sein.

Aber uns ging es auch ohne böse Vorzeichen in jenem Winter sehr schlecht. Ich mußte jeden Morgen zur Maschinen-Traktoren-Station laufen und dort Traktoren reparieren. Im Hause gab es keine Kopeke Geld, nicht mal für Salz, Zündhölzer und

Lampenöl. Brot gab es auch keines, auch kein Fleisch und kein Schmalz. Nur Kartoffeln. Meine Frau mußte dreimal am Tag Kartoffeln schälen: morgens einen Eimer, mittags einen und abends einen, denn es gab weiter nichts zu essen. Zu allem Unglück wurde meine Frau auch noch schon im ersten Monat unseres Ehelebens schwanger, was wir in dieser Armut nicht mit einkalkuliert hatten. Aber wir lebten ja damals in einer ganz anderen Zeit und anderen Verhältnissen, da konnte man keine Familienplanung voraus machen. Davon verstanden wir einfach nichts. Aber wie heißt es denn so schön: Alles geht vorüber, / alles geht vorbei, / nach einem Dezember / kommt wieder ein Mai. Es war ein schwerer Winter, aber auch der ging vorbei. Es wurde warm, der Schnee schmolz, das Gras kam hervor. Ich fuhr mit den Traktoristen in die Brigade, dort begann die Aussaat. Meine Frau Berta fuhr auch wieder in ihre Brigade, so auch meine Geschwister Lea und Sascha. Dort gab es auch wieder zu essen. Der Vater und Richard hüteten wieder die Kühe der Dorfbewohner und erhielten sofort wieder Lebensmittel für ihre Arbeit und auch etwas Geld. Es schien, als ob wir das schwere Jahr besiegt hätten. Aber das Unglück lauerte schon hinter der Ecke.



## „Faschist und Saboteur“

Im Frühjahr 1951 mußte ich mit meinem Traktor 10 Tage lang vor dem Dorf die Kolchosgemüseärten pflügen. Ich war ganz allein und als Anfänger mir selbst überlassen, ohne Brigadier und ohne Mechaniker. Durch meine Unerfahrenheit kam es so, daß, bis ich die Gärten gepflügt hatte, ich auch den Traktor zugrunde gerichtet hatte: ich hatte es soweit kommen lassen, daß die Lager an der Kniewelle schmolzen, und auch die Kniewelle selbst hatte eine Ellipse. Das stellte sich alles erst heraus, als ich mit dem Traktor wieder in der Brigade war. Ich mußte mit den defekten Maschinenteilen in die MTS, in die Werkstatt fahren, um sie dort zu reparieren. Der Mechaniker der MTS sah sich die Sache an und rief den MTS-Direktor herbei, der gerade irgendwo in der Nähe war, und erklärte ihm alles. Der Direktor, ein richtiger Deutschenbeißer, begann sofort über mich zu fluchen, nannte mich einen Saboteur, einen Faschisten, einen Fritzen, der hierher kam, um Sabotage zu treiben. Diese ganze Tirade war reichlich vermengt mit den unflätigsten russischen Mutterflüchen. Und das vor einer ganzen Menge von Arbeitern. Mir wurde schwindlig vor Scham, Kränkung und Ohnmacht. Ich beherrschte mich, so gut ich konnte, und sagte nur leise: Wenn er von mir solche Meinung hätte, wäre es das Beste, wenn ich ginge und nicht mehr bei ihm arbeiten würde. Ich warf ihm die schmierigen Pleuelstangen vor die Füße und ging weg. Die Arbeiter um uns herum, auch Deutsche dabei, schwiegen verblüfft. Einer von ihnen, ein mir gut bekannter Schlosser, nahm die Maschinenteile und trug sie weg.

Als ich nach Hause kam und die Sache erzählte, waren alle schockiert. Wir waren alle auf das Äußerste gefaßt. Wir kannten ja alle den Vorkriegserlaß vom 14. Juli 1940, laut dem Verspätungen und Versäumnisse auf der Arbeit, eigenmächtiges Verlassen der Arbeitsstelle und dgl. mit bis zu einem Jahr Gefängnis bestraft wurden. Bei mir war es noch schlimmer: es war Frühjahrsaussaat, und ich war Deutscher. Da konnte mein Vergehen auch leicht als Sabotage qualifiziert werden. Und das hätte mir 8 bis 10 Jahre Freiheitsentzug eingebracht. Am nächsten Morgen riet mir Vater zum Kommandanten zu gehen und ihm die Sache ehrlich und wahrheitsgetreu zu schildern. Vielleicht wüßte der einen Ausweg. Aber der Kommandant sagte mir nur, er verstehe ganz gut meinen Zustand, und verstehe auch, daß es mir unter diesen Umständen schwer würde, bei diesem Direktor zu arbeiten. Ich solle aber vorschriftsmäßig vorgehen und bei dem Direktor eine Entlassungseingabe einreichen. Ich brachte auch dem Direktor sofort eine solche Eingabe. Der fluchte mich nur nochmals aus und sagte, ich solle mich in die Brigade scheren und arbeiten. Ich ließ die Eingabe auf dem Tisch liegen und sagte nur beim Weggehen, er solle mich von nun an nicht mehr als seinen Arbeiter ansehen. Ich ging sofort in die Brigade und half noch drei Tage, den Traktor zu reparieren, dann bat ich die Feldbaubrigadierin, sie solle mir ein paar Pferde geben, ich wolle bei ihr als Fuhrmann arbeiten. Sie willigte sofort ein, denn es fehlte an Arbeitskräften. Ich begann also, in der Feldbaubrigade zu arbeiten. Das ging so 10 Tage lang, bis eines Tages der MTS-Direktor unsere Brigade aufsuchte und erfuhr, daß ich wirklich nicht mehr auf dem Traktor arbeitete. Am nächsten Tag wurden in allen Brigaden Verordnungen ausgehängt, daß ich absichtlich den Traktor kaputtgemacht und die Frühjahrsaussaat gehemmt hätte. Dabei sei dem Staat ein Schaden von rund 2000 Rubel entstanden. Ich sei sofort vor Gericht zu stellen.

Auf solch einen Ausgang des Konflikts war ich nicht gefaßt gewesen. Ich hatte ja erwogen, daß man mich der Sabotage beschuldigen könnte, aber daß man auch noch die Familie ruinieren würde, das ging zu weit. 2000 Rubel – das wäre der Verlust unserer Kuh gewesen. Denn das war damals so üblich: wenn jemand eine solche

Summe zu zahlen hatte, an den Kolchos oder an den Staat, so wurde die Kuh weggeführt, denn eine solche Summe konnte ja kein gewöhnlicher Kolchosbauer aufbringen. Das Ärgerlichste an der Sache war, daß das alles nicht der Wahrheit entsprach. Für die Reparatur des Traktors war nur eine neue Dichtung der Ölwanne nötig, und die 6 Rubel, die sie kostete, wurden sofort mir, meinem Schichtpartner und dem Traktoristenbrigadier in Rechnung gestellt. Alles andere wurde beim Schrott zusammengesucht, sogar eine noch gute Kniewelle. Mein bekannter deutscher Schlosser Robert Schmidt half mir dabei sehr viel. Der Traktor war auch nur drei Tage außer Betrieb, während wir ihn reparierten. An dem Traktor gab es keine Scheinwerfer, so daß nachts nicht gearbeitet wurde. Ich und mein Partner arbeiteten je über einen Tag von Sonnenaufgang bis spät in die Nacht. Jetzt, wo ich weggegangen war, nutzte mein Partner das aus und arbeitete jeden Tag. Er tat das sogar gern, denn er verdiente ja gut dabei. Das alles beschrieb ich in einer Erklärung, die ich schriftlich zusammenstellte. Ich bat einige Kollegen, die den Sachverhalt gut kannten (meinen Partner, den Traktoristenbrigadier und den Schlosser), das auch zu unterschreiben. Sie taten es auch, denn es war ja die reine Wahrheit. Nur einer, der Rechnungsführer der Traktoristenbrigade, der am besten bezeugen konnte, daß alles so war, weigerte sich, seine Unterschrift zu geben. Er meinte, er wolle mit der ganzen Sache nichts zu tun haben. Nun, mir genügten auch die drei Unterschriften, die ich hatte. Mit diesem Papier ging ich zum Kommandanten. Er las es durch und sagte, ich solle beruhigt nach Hause gehen. Er werde alles in die richtigen Bahnen leiten.

Am nächsten Morgen fand der Prozeß statt. Es waren im Gerichtssaal einige meiner Kameraden, meine Frau und mein Bruder anwesend. Doch die Gerichtssekretärin rief mich in das Kabinett des Richters. Und hier fand die ganze Verhandlung statt. Anwesend waren: der Richter, die Sekretärin und ich. Die „Öffentlichkeit war ausgeschlossen“. Der Richter hörte sich meine Erklärung an und sagte, der Direktor habe eine sehr verantwortliche und nervenzerreibende Arbeit, da könne mal schon solch ein Ausrutscher passieren. Ich solle zu ihm gehen, um Verzeihung bitten und weiterarbeiten. Dann würde mein Vergehen mit 6 Monaten je 25% Lohnentzug bestraft. Wenn ich aber die Arbeit nicht fortsetzen werde, müßte ich ins Gefängnis. Ich erwiderte, daß ich lieber ins Gefängnis gehen würde. Darauf schickte man mich hinaus in den Saal, und das Gericht traf seine Entscheidung. Nach 10 Minuten wurde ich wieder hereingerufen. Wir standen alle um den Tisch des Richters und er verlas das Urteil: 4 Monate Gefängnishaft. Das Gesetz sah für solch ein „Verbrechen“ 2 bis 6 Monate Gefängnishaft vor (wie ich später erfuhr). Ich bekam also die Durchschnittsfrist. Als ich dieses Urteil hörte, wurde mir so leicht ums Herz, als ob gar nichts geschehen wäre. Ich hatte mit 8 bis 10 Jahren gerechnet.

Ich durfte im Gerichtssaal noch bei meinen Verwandten und Freunden sitzen, bis ein Milizionär kam und mich abholte.

Der Milizionär war ein Bekannter von mir, ich hatte zusammen mit seinem Bruder die Traktoristenkurse absolviert. In der Miliz übergab er mich dem Diensthabenden. Es war der Stellvertreter des Kommandanten. Er führte mich in eine Zelle, die ziemlich schmutzig war. Dann rief er mich in eine andere, die sauber gewaschen war. Ich nahm meine Steppjacke, breitete sie auf dem Fußboden aus und legte mich hin. Mutter hatte mir am Morgen zwei kleine Kartoffelpasteten in die Tasche gesteckt. Ich wollte jetzt etwas essen, brachte aber nichts hinunter. Ich lag und dachte über meine Lage nach. Dann ging ich zu dem kleinen vergitterten Fenster und schaute hinaus, so gut es ging. Es war Anfang Mai, das Gras fing gerade erst an zu wachsen. Ich stellte mir vor, daß in 4 Monaten alles Gras schon wieder verwelkt und vertrocknet wäre. Also würde ich diesen Sommer überhaupt kein Gras mehr richtig zu sehen bekommen. Bei solcher Vorstellung wurde mir so wehmütig ums Herz, daß mir die Tränen kamen. Jetzt

verstand ich, warum den Häftlingen alle Metallknöpfe, Schnallen, Hosenriemen und dergleichen weggenommen werden. Da habe ich nur 4 Monate abzusetzen und liege da und fenne. Aber wenn ich 8 oder 10 Jahre vor mir gehabt hätte!

Indessen kam ein anderer Milizionär, öffnete die Tür und fragte, was ich hier in der Frauenzelle suche, und wer mich hierher gebracht hätte? Ich mußte mitkommen, wieder in die schmutzige Zelle. Kaum hatte ich mich dort umgesehen, brachte man noch drei Häftlinge. Zwei in meinem Alter und einer etwas älter. Der ältere hatte ein Metallröhrchen in der Gurgel, durch das er atmete. Wenn er sprechen wollte, mußte er das Röhrchen mit dem Finger zuhalten. Er hatte noch ein vorrätiges, denn er mußte jedes Mal nach dem Essen das Röhrchen mit heißem Wasser saubermachen. Konnte aber ohne das Ding nicht atmen.

Ich erfuhr, daß man diese drei Häftlinge nach Rubzowka bringen wollte. Sie hatten mit einem Milizionär 4 Stunden am Dorfende am Weg gesessen und auf eine Gelegenheit gewartet, mitzufahren, waren aber nicht fortgekommen. Es hieß, daß man uns jetzt morgen um 8 Uhr fortschaffen wollte.

Ungefähr um 7 Uhr abends gab es Abendessen. So um 10 Uhr abends holte mich mein bekannter Milizionär in die Dienststube. Er hatte Nachtdienst. Jetzt wollte er mich „malen“, wie er sagte. Er beschrieb genau mein Äußeres, suchte meinen Körper nach Tätowierungen ab, nahm Fingerabdrücke. Er bestätigte, daß wir morgens weg sollten. Ich sprach ihm meinen Kummer aus, daß meine Sachen, die ich mitnehmen wollte, noch zu Hause seien, wir hätten nicht damit gerechnet, daß wir so schnell unsere Miliz verlassen würden. Er fragte mich, ob ich bestimmt zurückkäme, wenn er mich nach Hause gehen lasse, um die Sachen zu holen und mich zu verabschieden. Ich beteuerte natürlich, daß ich ihn gewiß nicht hereinlegen würde. Er lachte dann und sagte: „Du Dummerchen, ich würde den eigenen Bruder nicht laufen lassen. Wenn so etwas herauskäme, würde man mich erschießen.“ Aber er sagte, ich solle ihm jemanden nennen, der hier in der Nähe wohnt, und auf den ich mich verlassen könnte, und sollte eine Nachricht schreiben, aber nur russisch, er würde den Zettel dorthin bringen, und die Leute würden ihn morgen in aller Früh zu meiner Familie bringen. Wir wohnten ja ganz am anderen Ende des Dorfes. Und so machten wir es auch. Am Morgen, als wir vor dem Frühstück zur Toilette gehen mußten, dann auf dem Hof uns die Beine vertraten und gleichzeitig Späne sammelten, damit man für den Kranken heißes Wasser für sein Röhrchen machen konnte, kam mein Bruder Sascha mit meinem Eßsack angeritten. Ich sagte ihm, daß er ans Dorfende reiten solle. Dort empfingen mich dann mein Bruder mit dem Sack, meine Frau und meine Schwester. Sie waren noch so lange bei mir, bis der Milizionär einen Tankwagen angehalten hatte und uns darauf verfrachtete. Sogar die Miliz hatte damals kein Auto und mußte sehen, wie sie ihre Transportangelegenheiten erledigte.

Einige Wochen Haft verbrachte ich in verschiedenen Gefängnissen und verschiedenen Zellen in Rubzowka und Barnaul, wo ich das Leben von seiner Kehrseite her etwas kennenlernte. Hier möchte ich kurz beschreiben, wie sich das Leben damals in einem sowjetischen Gefängnis abspielte, wenigstens dort, wo ich war.

Ich kam in Rubzowka in eine Zelle, wo sich so 25 Häftlinge befanden. Der Platz auf der zweistöckigen Pritsche reichte nicht für alle, so mußte ich mich mit meiner Steppjacke auf dem Fußboden einrichten, wie auch einige andere, die keinen anderen Platz hatten. Neben der Tür stand der traditionelle Toilettenkübel aus Eisenblech mit einem Deckel aus demselben Material. Er hatte an den Seiten zwei Griffe und wurde jeden Morgen von zwei Mann, die gerade Dienst hatten, in die Toilette geschleppt, geleert und ausgewaschen. Dieser Kübel diente nur für die kleine Notdurft, worauf von den Insassen streng geachtet wurde. Es gab noch einen Stubenältesten, der

auch auf Ordnung sah. Bettsachen gab es hier keines, jeder schlief nachts auf dem, was er hatte. Wenn jemand nur Hemd und Hose anhatte, der lag eben auf der blanken Pritsche, außer sein Nachbar erbarmte sich und ließ ihn neben sich auf einen Zipfel seiner Sachen legen. In Rubzowka war ich nur drei Tage, und es gab keine besonderen Vorkommnisse. Ich hielt mich auch stets von jeglichen Aktionen und Spielen abseits. Es wurden verschiedene Geschichten erzählt zum Zeitvertreib, manche erzählten von sich und warum und wofür sie hier gelandet waren. Das Wort führten gewöhnlich die Diebe, die sich hier als die Herren der Lage aufspielten und in der ganzen Ordnung den Ton angaben. Aber keiner wurde gezwungen, über sein Leben und über die Ursache zu erzählen, die ihn ins Gefängnis brachte. Wenn der Betroffene noch keinen Gerichtsprozeß hinter sich hatte, verboten ihn die erfahrenen Insassen sogar, darüber zu reden, das könne ihm schaden.

Eines Morgens, es war gerade ein Sonntag, begann einer ein Gespräch, er habe aber schrecklichen Kohldampf (Hunger), das Essen sei miserabel, und wir würden alle bald verrecken, wenn wir nichts unternehmen würden. Er sagte: „Heute ist Sonntag, also Markttag. Wir könnten auf den Markt gehen, einige Sachen verkaufen und etwas zum Essen einkaufen.“ Es fragten sofort einige, ob denn so etwas möglich wäre. Andere behaupteten, das dies völlig möglich sei, nur dürfe man keinen schicken, der eine große Frist abzusitzen habe. Denn, wenn der Abgeordnete fliehen würde und nicht mehr zurückkäme, würde man seine Frist auf alle übrigen verteilen. Jetzt wurde gefragt, wer was geben könne zu verkaufen. Es fanden sich sofort einige, die sogar ihre Sachen vom Leib nahmen, um sie zu verkaufen. Die Sachen wurden begutachtet, eingeschätzt und in eine Liste eingetragen, mit dem Namen des Spenders. Irgendjemand holte einen Sack herbei, in den die Sachen verstaut wurden. Es gab über einen halben Sack der verschiedenartigsten Kleidung, so 8 -10 Kilo. Auch eine Liste von Lebensmitteln wurde aufgestellt, die gekauft werden sollten. Jetzt mußte ein Bote gewählt werden, der sich einwilligte, auf den Markt zu gehen. Es fanden sich einige Freiwillige, aber ihre Kandidaturen wurden abgelehnt, weil sie zu hohe Haftfristen hätten, ein anderer fiel weg, weil er noch keinen Gerichtsprozeß hatte, den würde die Gefängnisleitung nicht gehen lassen. Schließlich fand sich einer von den „Kolchosniks“ **das heißt ein blöder Kolchosbauer, der sich nach langen Bedenken einwilligte, zu gehen. Er wurde aber sehr gewarnt, daß man ihn, wenn er nicht mehr zurückkäme, auch unter der Erde noch finden und erschlagen würde, obwohl er nur 6 Monate abzusitzen habe und 6 Monate geteilt durch 25 (Zahl der Insassen) ergebe nur für jeden ca. eine Woche größere Frist, abzusitzen. Der Kerl beteuerte und schwor, er würde niemals so etwas tun und würde seine Kameraden reinlegen, auch wenn er 10 Jahre Haft hätte. Nun, man glaubte ihm. Jetzt schrieb jemand eine Eingabe an die Gefängnisleitung, alle unterzeichneten und der Botengänger mußte an der Tür anklopfen und dem Wachhabenden den Zettel überreichen und seine Bitte noch mündlich hervorbringen. Der Wachhabende schrie den Tölpel an, er solle machen, daß er von der Tür wegkomme, sonst würde er ihn für 3 Tage auf solch einen Markt schicken, an den er sein Leben lang denken würde.** Der Junge rannte mit Tränen in den Augen und einem dummen Lächeln im Gesicht unter dem Gelächter und Gegröle der ganzen Zelle zurück auf seinen Platz. Er konnte kein Wort sagen. Aber die Insassen konnten sich noch lange nicht beruhigen und freuten sich wie Kinder über ihren gelungenen Scherz. Endlich nahmen sie ihre Sachen auseinander und sannen darüber nach, was sie noch zum Zeitvertreib anstellen könnten.

Am nächsten Tag prahlten manche Kerle, wie stark sie wären, und welche Tricks man anwenden könne, wenn die Kraft nicht ausreiche. Einer sagte: „Wollt ihr, ich zeige es euch an einem kleinen Beispiel? Ich lege mich mit dem Rücken auf den Fußboden, es können sich 9 Mann mittlerer Größe auf mich setzen, und ich stehe mit ihnen vom

Fußboden auf.“ Er legte sich auf den Fußboden und rief die anderen auf, sich auf ihn zu setzen. Es fanden sich Freiwillige. Sie mußten sich zu beiden Seiten mit dem Hintern auf den Fußboden setzen, die Beine über den Liegenden legen und einander an den Armen festhalten. So setzten sich 4 Paare über den Kerl, vom Kopf bis zu den Füßen. Jetzt rief der Liegende, jemand müsse sich auf die Beine der anderen legen, auf den Bauch, mit dem Kopf zum Gesicht des Liegenden. Es fand sich einer, den lehnte der Mann aber ab, er sei zu schwer, es müsse ein leichterer Mann sein. Einer von den Gaffern schubste einen kleinen, schwächtigen Kerl heran und sagte: „Lege dich hin, du paßt genau!“ Der legte sich auch mit dem Bauch auf die Beine der 4 Paare, mit dem Gesicht neben das Gesicht des unten Liegenden. Der rief, er solle den Kopf tiefer legen. In dem Moment goß ein anderer dem Jungen einen Becher Wasser ins Genick. Der sprang auf und das Wasser lief ihm den Buckel runter in die Hose hinein. Da brach das Gejohle und Gelächter wieder aus. Der Betroffene lächelte nur verlegen.

Schon am ersten Tag, als ich im Rubzowker Untersuchungsgefängnis war, warf man gegen Abend einen Taschendieb in unsere Zelle (man hatte ihn nach einem schrecklichen Lärm im Korridor buchstäblich durch die Tür hineingeworfen). Das war ein mittelgroßer, ca. 25 Jahre alter Kerl, der jetzt vom Boden aufstand, schrecklich schrie, fluchte, mit den Händen gestikuliert und dann hysterisch weinte und jammerte: „Drei Tage war ich in der Freiheit, hatte nach acht Jahren Gefängnis nur erst einmal mit einer Frau geschlafen, dann haben sie mich wieder geschnappt auf dem Markt: so eine alte Schlampe schrie, ich hätte ihr das Geld aus der Tasche gezogen. Es war gar nicht wahr, sie hatte es fallen lassen, ich hob es auf und wollte es ihr geben, da faßte man mich von hinten! Sollte denn keine von den Bettlern, denen ich so viel Geld verteilt habe, für mich beten! Einer habe ich 10 Rubel gegeben, einer anderen – 5, einer jungen Zigeunerin mit einem kleinen Kind gab ich einen ganzen Laib Weißbrot! Aber hübsch war sie, die Schlampe“, beruhigte er sich plötzlich und lachte. Dann ging er zu einem ganz jungen Kerl mit einem schwarzen Lockenkopf, der an der Wand saß, faßte ihn am Schopf und schrie wieder hysterisch: „Was suchst du hier, du Freier, das ist nicht für dich, das Gefängnis, das ist mein Zuhause! Dein Platz ist im Kolchos! Sieh mal einer an! Hat einen Schopf wachsen lassen, der Freier!“ und so weiter in diesem Sinne. Dann zog er seine Chromstiefel aus, sah nach einem Mann, der seine Schuhe vor sich auf dem Fußboden stehen hatte, und sagte zu ihm: „Probiere mal die Stiefel an, ich glaube, die passen dir, mir haben sie schon die Füße kaputtgedrückt. Ich probiere mal deine Schuhe an – gerade wie für mich geschaffen! Passen dir die Stiefel? So behalte sie!“ und begann mit den Schuhen zu tanzen. Dann wandte er sich an mich und sagte: „Freund, schenke mir dein Hemd, du hast ja noch eins darunter, ich beginne zu frieren!“ Ich gab ihm das Hemd widerstandslos, ich wußte doch, daß dies die beste Lösung für mich war, denn solche Banditen gab es noch viele in der Zelle, die im Moment nur den Neuen abschätzend beobachteten. Dann hörte ich, wie sie miteinander in ihrer Gaunersprache redeten. Die Rede war von einer anerkannten Gaunerautorität. Sie sprachen scheinbar Russisch, aber ich verstand fast nichts davon.

Nach drei Tagen wurden wir in Viererkolonnen zum Bahnhof getrieben. Wir mußten einander mit den Armen unterhaken und in schnellem Schritt laufen, bewacht von Soldaten mit Maschinenpistolen und Hunden. Vor dem Weggehen wurde uns die übliche Warnung zugeschrien: „Einen Schritt zur Seite und es wird scharf geschossen!“ Am Bahnhof mußten wir uns so untergehakt, wie wir waren, auf die Erde setzen, bis der Zug kam. Jetzt wurden wir in einen speziellen, mit eisernen Gittern versehenen Waggon hineingezählt, auch die Abteile waren vergittert und

verschlossen. So fuhren wir bis nach Barnaul. Dort kamen wir am Nachmittag an. Wieder mußten wir untergehakt durch die Stadt marschieren. Wir kamen bis zum Fluß Ob. Hier mußten wir einzeln über eine schmale, löchrige, sehr schaukelnde Hängebrücke, hoch über dem Wasser, zum anderen Ufer balancieren. Dort ging es noch ca. 100 m bergan und wir waren vor dem Barnauler Untersuchungsgefängnis. Hier kamen wir in einen Korridor, wo wir uns alle in einer Reihe nackt ausziehen mußten und von zwei Ärzten untersucht und nach Krankheiten befragt wurden. Inzwischen untersuchten Wachsoldaten unsere auf dem Fußboden liegende Kleidung. Dann ging es ins Bad, danach wurden wir auf die Zellen verteilt. Ich kam mit einigen anderen in eine große Zelle, wo sich gut ein halbes Hundert Gefangene befanden. Sie lagen auf zweistöckigen eisernen Betten, ohne Matratzen und anderes Bettzeug. Die Innenausstattung war, abgesehen von den eisernen Betten, fast die gleiche wie in der Zelle von Rubzowka, nur größer. Das war eine Quarantänezelle. Mir wurde ein Bett angewiesen, ich breitete meine Steppjacke aus, legte meinen Sack, in dem ich noch einige Sachen hatte, unter den Kopf und streckte mich aus. Mich interessierte nicht, was um mich herum vorging, wovon erzählt wurde, oder was es alles in der Zelle gab.

Gegen Abend erhielten wir Matratzen, Decken und Kissen, am Morgen, nach dem Aufstehen, mußte man die Bettsachen wieder abliefern. Ich legte mich dann gewöhnlich wieder auf meine Steppjacke, manchmal schlief man noch einmal etwas ein. Das machten mehrere Insassen so. Eines Morgens, so gegen 11 Uhr, öffnete sich die Tür und der Wachhabende trat ein und zeigte mit dem Finger auf 4 Personen, darunter auch auf mich, und rief: „Mitkommen!“ Wir fragten: „Mit unseren Sachen oder ohne?“ Er sagte: „Ohne!“ Er führte uns 4 Mann den Korridor entlang, öffnete dann eine Tür, drehte den am nächsten Stehenden um, mit dem Rücken zur Tür, und schob ihn in den Türeingang. Hinter der Tür war aber kein Raum, sondern eine Wand; dann schob er die anderen zwei Männer auf dieselbe Weise hinein und als Letzten mich. Wir hatten zu viert kaum Platz in dem Türrahmen, der Wachhabende machte die Tür zu, stemmte sich dagegen und sie fiel ins Schloß. Wir verstanden jetzt, was er mit uns vorhatte. Er sagte dabei: „Ich zeige euch, wie man am Tage schläft und die Ordnung verletzt!“ Wir riefen, daß wir Neue sind und nicht wußten, daß man am Tage nicht auf dem Bett liegen darf. Er meinte: „Könnt ihr nicht lesen? Es steht doch in der Hausordnung!“ Dann fragte er unsere Namen ab, den Artikel des Strafrechts und wie groß unsere Haftfrist sei. Das alles notierte er sich und sagte dann: „Ich werde daß überprüfen, und Gnade Gott, wenn jemand von euch gelogen hat!“ Er ging weg. Wir standen aneinander gepreßt und unsere Gliedmaßen wurden immer lahmer. Wir konnten uns nicht rühren, konnten aber auch nicht mehr stehen. Wir sackten einfach ab wie locker gefüllte Säcke. Der ganze Körper schmerzte, es atmete sich schwer. Endlich kam der Mann und öffnete die Tür, wir wären beinahe herausgefallen. Er sagte: „Ihr Schweinehunde, habt so geringe Haftfristen (zwei hatten zu 6 Monaten, einer ein Jahr und ich – 4 Monate.) und treibt solche Sachen. Daß mir so etwas nicht mehr vorkommt.“ Wir entschuldigten uns und bedankten uns für unsere Befreiung. Diese Strafe nannten sie: in der Box stehen. Ein anderes Mal verletzte ich die Hausordnung, als wir am Nachmittag uns auf dem Innenhof die Beine vertraten. Wir marschierten im Gänsemarsch auf dem Hof hin und her. Plötzlich kam der Gefängnisdirektor, sah sich um und schrie etwas. Ich kümmerte mich nicht darum, ich hatte ja nichts getan. Dann schrie er wieder. Mein Hintermann stieß mich in den Rücken und zischte: „Die Hände auf den Rücken, du Idiot, willst wohl in den Karzer wandern?!“ Ich steckte die Hände schnell hinter den Rücken und alles ging glimpflich vorbei.

Aus dem Untersuchungsgefängnis wurde ich einer Baukolonne unweit von Barnaul zugeteilt. Dort mußten wir meistens Lehmziegel für den Bau einer Geflügelfarm machen. Wir waren 300 Männer, hatten verschiedene Fristen, von 4 Monaten bis 25 Jahren, mit solchen Vergehen wie das meine bis Mord, Banditismus und Vaterlandsverrat. Wir lebten in Baracken in einer Ecke eines riesigen Frauenlagers. Von der Außenwelt waren wir durch einen 6reihigen Stacheldrahtzaun getrennt. Von dem Frauenlager durch eine 6 Meter hohe Bretterwand, auf der noch 3 Reihen Stacheldraht befestigt waren. Aber diese Vorkehrungen und die strenge Ordnung hinderten manche Männer und Frauen nicht daran, Kontakt miteinander aufzunehmen. Das geschah meistens nachts oder am Abend, wenn die Häftlinge von der Arbeitsstelle ins Lager marschierten. Wenn sie erwischt wurden, hagelte es Karzer. Manche Männer verbrachten mehr Nächte bei den Frauen und im Karzer als in ihren Betten.

Wir mußten 9 Stunden am Tage arbeiten, genau so lange, wie die Wachmannschaften Dienst hatten. Wenn wir zur Essenaufnahme durch das Frauenlager marschierten, in dessen einer Ecke sich die riesige Speisehalle befand, schoben uns alte Frauenhäftlinge stets einen Kanten Schwarzbrot zu. Diese Frauen waren alle aus der nächsten Umgebung und erhielten von zu Hause viele Pakete mit Lebensmitteln, so daß sie das Knastbrot nicht brauchten. Unter den älteren Frauen waren auch Deutsche, die aus religiösen Gründen ins Gefängnis gekommen waren.

Ich arbeitete zusammen mit einem deutschen Jungen aus Barnaul. Er mußte 1 Jahr absitzen wegen Körperverletzung. Er hatte, seinen Worten nach, seinen jüngeren Bruder aus einer Schlägerei herausgehauen und dabei mehrere Teilnehmer krankenhausreif geschlagen. Wir warfen mit ihm aus der Lehmgrube den fertigen Ziegellehm hinauf auf niedrige Karren. Das war eine physisch sehr harte Arbeit. Aber wir lehnten eine Ablösung ab, die uns zustand, nur damit wir allein in der Grube sein und uns miteinander unterhalten konnten. Wir sprachen über die Schule, über Literatur und Kunst, über Frauen und über das Leben. So langweilten wir uns nicht und die Zeit verlief schneller.

Ich mußte nur 2 Monate und 10 Tage absitzen, denn ich kam durch die Amnestie vom 26. Juni 1951 frei. Es wurden alle freigelassen, die unter 1 Jahr hatten und wegen solcher Delikte wie das meine verurteilt waren. Die Zeit im Lager war nicht die schlimmste in meinem Leben. Ich war jung, gesund, hatte genug zu essen und nur die einzige Sorge, ob ich bald wieder einen Brief von zu Hause bekäme. Nur das Regime und die Umgebung waren für solch einen „Kolchosnik“ wie ich ungewohnt und deshalb auch schlimm genug. Die Tatsache, daß wir uns nicht frei bewegen konnten und von Stacheldraht und Wachposten umgeben waren, kümmerte mich wenig, das war ich ja von der Trudarmee noch gewöhnt. Als ich freigelassen wurde und nach Hause gehen durfte, fingen die Sorgen von neuem an. Sie begannen schon, als ich meine Entlassungspapiere bekam. Alle, die entlassen wurden, gingen zum Lagertor hinaus und waren frei. Ich jedoch stand als Deutscher unter Kommandanturaufsicht und wurde wie ein Gefangener unter Bewachung zusammen mit anderen Gefangenen bis nach Rubzowka transportiert. Dort mußte ich noch drei Tage im Gefängnis bleiben bei echten Verbrechern, bis ich von unserem Kommandanten abgeholt wurde.

## Wieder daheim

Ich war nicht abgemagert, war gesund und bei Kräften. Aber schon unterwegs, vom Kommandanten nach Hause, fingen schon wieder, wie gesagt, die Sorgen an, zu nagen: wo Arbeit finden (in den Kolchos gehen wollte ich nicht mehr, das stand fest), wo wohnen (wir konnten ja nicht noch einen Winter bei den Eltern und den Geschwistern wohnen, wo es für diese schon eng war), wie Heizmaterial für den Winter beschaffen.

Meine Frau verstand sich schlecht mit meinen Eltern. Sie glaubte immer, ich würde gegen die anderen Geschwister benachteiligt, wenn die Eltern für das Geld, das Vater und Richard fürs Hüten bekamen, für die Geschwister irgendwelche Kleidung kauften und für mich nicht. Sie konnte nicht verstehen, daß die Kinder nackt waren und nicht arbeiten konnten ohne Kleidung, ich aber erst zum Herbst zu Hause erwartet wurde. Sie schrieb sich ihre Sorgen und ihren Kummer in Briefen an mich von der Seele. Ein solcher Brief kam zurück, denn ich war schon nicht mehr im Lager. Er fiel dem Vater in die Hände, und es gab Streit in der Familie. Ich beschloß, mit meiner Frau auszuziehen. Wir kamen für den Anfang bei den Nachbarn unter, dann mieteten wir ein Häuschen, nicht weit von uns entfernt. Meine Eltern waren überrascht und beleidigt, weil ich sie verlassen wollte. Aber mein Verstand lehrte mich, daß wir zusammen nicht ruhig und friedlich leben könnten. Und so blieb mein Entschluß fest und endgültig.

Ich und meine Frau lebten jetzt noch ärmer als zuvor, denn wir mußten nun auch den primitivsten Hausrat entbehren, den wir bei den Eltern mit benutzen konnten. Dazu kam noch, daß ich sozusagen zwischen zwei Fronten leben mußte. Ich fand Arbeit als Lagerarbeiter im Waren- und Lebensmittellager des Rayonkonsumvereins. Von hier wurden die Läden und Geschäfte des ganzen Rayons mit den entsprechenden Waren versorgt. Ich konnte da auch manches für mich bekommen, für Geld natürlich. Das war schon gut, denn es mangelte überall an allem. Als erstes schleppte ich zwei leere Zigarettenkisten aus Furnierholz nach Hause, die ich dort für 5 Rubel das Stück kaufen konnte. Daraus machte ich eine Mehlkiste und eine Truhe für unsere Wäsche. Dann konnte ich manchmal für einen billigen Preis etwas schadhafte Tassen, Teller oder Kannen erstehen. So fingen wir an, unsere eigene Wirtschaft zu führen.

Mein Heimweg von der Arbeit führte am Elternhaus vorbei. Da sah die kranke Mutter stundenlang zum Fenster hinaus und wartete, ob ich nicht für 10 Minuten zu ihr hereinschaute, wenn ich von der Arbeit kam. Ungefähr 300 m weiter schaute meine Frau zum Fenster hinaus, die den ganzen Weg übersehen konnte. Sie war schon in den letzten Monaten schwanger, saß den ganzen Tag über allein zu Hause und wartete auch mit Sehnsucht auf meine Heimkehr. Ging ich bei der Mutter vorbei, ohne hereinzuschauen, war sie zutiefst beleidigt.kehrte ich aber da ein, so traf ich dann nach einer Viertelstunde zu Hause meine Frau in Tränen. Das war für mich die reinste Hölle. Und weder die Mutter, noch meine Frau wollten einsehen, daß ich mich nicht in Stücke zerreißen konnte.

Am 18. Oktober war es soweit, ich mußte meine Frau in das ca. 2 km entfernte Krankenhaus bringen. Wie ich sie dorthin brachte, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Am 19. Oktober 1951 kam unser Sohn Adolf zur Welt. Meine Frau war von dem schlechten Essen so entkräftet, daß sie nicht imstande war, ihr Kind selbständig zur Welt zu bringen. Die Geburtshelferinnen mußten allerlei Tricks anwenden, um unseren Sohn ans Tageslicht zu befördern. Als ich ihn am nächsten Tag durchs Fenster sah, sah er aus wie eine abgehäutete Zieselmaus und hatte Härchen am



ganzen Körper. Aber es war geschafft. Mutter und Kind erholten sich schnell. Zu Hause erzählte mir dann meine Frau den schwierigen Vorgang dieser Geburt. Unter den beiderseitigen Verwandten kam es jetzt zu einer kurzen Diskussion, wie der neue Erdenbürger heißen sollte, und wie er getauft werden sollte: lutherisch oder katholisch. So kam es, daß er von beiden Seiten die Nottaufe erhielt. Was den Namen anbetrifft, so stand für mich schon lange fest, daß er zu Ehren meines im Krieg gefallenen Onkels „Adolf“ heißen würde. Dagegen gab es von beiden Seiten heftige und nicht ganz unbegründete Einwände. Alle hatten Angst, daß das für das Kind ein Schimpfname würde, wo wir doch auch ohnehin oft genug als „Fritz“ und „Faschist“ beschimpft wurden. Aber ich piff auf alle diese Argumente und ließ ihn Adolf einschreiben. Aber er wurde dann doch von allen weder „Wanja“ (wie es manche gerne gewollt hätten, meine Frau mit eingeschlossen), noch „Adolf“ gerufen, sondern „Tolja“ (von „Anatoli“). So wird er auch heute noch meistens gerufen.

Wir wohnten damals in dem Haus des alten Bytschkow in Miete. Aber im Frühjahr 1952 wurde das Haus verkauft an den Traktoristen Dmitrij (Mitja) Stukolow. Wir mußten uns eine neue Bleibe suchen und fanden ein kleines vernachlässigtes Häuschen in der Zentralstraße. Ich und meine Frau waren gerade dabei, es etwas aufzupäppeln, da erreichte mich die Nachricht, ich sollte sofort zu der alten Großtante meiner Frau, der Tante Anna Schüler kommen, es sei dringend notwendig. Sie wohnte ganz im Zentrum des Dorfes, der Kolchosverwaltung gegenüber. Sie sagte mir, daß unweit von ihr, auf der anderen Seite der Kolchosverwaltung, auf der Ecke ein altes Lehmhaus verkauft würde. Es hatte weder Dachstuhl noch Flur, auch keinerlei Nebengebäude, deshalb wurde es für einen ganz billigen Preis von nur 500 Rubel abgegeben. Die Großtante wohnte nur drei Häuser davon entfernt. Als sie über diesen Verkauf erfuhr, ließ sie mich sofort rufen. Sie erklärte mir kurz worum es ging, gab mir 500 Rubel und befahl mir, sofort dorthin zu gehen und den Leuten das Geld zu geben. Die alte Dame war Näherin von Beruf und besaß immer Geld. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. In einer halben Stunde war ich Inhaber eines eigenen „Hauses“. Die Papiere wurden später gemacht. Natürlich mußte an dem Häuschen geschuftet und geschuftet werden, bis es erst mal für Menschen wohnlich war, aber es war unser Heim. Das vorgestreckte Geld konnte ich bei der Tante in ihrer Hauswirtschaft abarbeiten. Ich arbeitete an unserem Häuschen am Wochenende und abends nach der Arbeit, oft bis spät in die Nacht bei Mondschein.

Die Tatsache, daß ein Enkel da war, versöhnte unsere Eltern mit uns mit der Zeit. Es kam so, daß der Sohn bis zu seinem dritten Lebensjahr meistens bei meinen Eltern war, da Berta und ich arbeiten mußten, die Mutter aber, war immer zu Hause. Da lernte er auch Deutsch, und anfangs verstand er kein Wort Russisch. Wir schleppten den Kleinen jeden Morgen, im Sommer mit dem Fahrrad, im Winter bei Sturm und Frost in einem Handschlitten, die 1,5 km zu den Eltern, abends holten wir ihn auf derselben Weise ab. Uns wurde heiß bei diesen Fahrten im Winter, aber das Kind erkältete sich und erkrankte. Als er 3 Jahre alt war mußte er für 2 Monate in ein Sanatorium für Lungenkranke. Als er von dort zurückkam, war er ziemlich gut ausgeheilt, sprach aber schon kein Wort mehr Deutsch, obwohl er noch alles verstand. So wuchs er dann auch zweisprachig auf, wobei das Russische mit der Zeit dominierte.

Eines Abends, es war im März 1959, wir wohnten noch in Kant, kam ich aus Frunse von der Arbeit nach Hause. Ich traf im Haus eine schreckliche Aufregung an. Ich dachte im ersten Moment, es sei mit Berta etwas geschehen. Doch da sah ich schon unseren Sohn auf dem Bett liegen mit verdrehten Augen und fürchterlich krampfhaften

Bewegungen, die an das Gebaren eines Irrsinnigen erinnerten. Ich war so erschrocken, daß ich aus dem Haus rannte, dabei wußte ich noch gar nicht, wo ich hin wollte. Aber ich lief instinktiv zum Bahnhof, wo die einzige öffentliche Telefonzelle war. Ich rief den Rettungsdienst an. Man sagte mir, der Rettungswagen sei gerade unterwegs, man werde ihn sofort schicken, sobald er zurückkäme. Das dauerte mir zu lange. Ich lief weiter zur Autostraße. Dort hielt ich einen Selbstkipper an und erklärte dem Fahrer, worum es gehe. Wir fuhren auch sofort los, ich wollte den Kleinen ins Krankenhaus bringen. Als wir schon vor dem Haus hielten, kam auch der Rettungswagen. Ich bezahlte meinen Fahrer und entließ ihn. Ich trug den Jungen zum Rettungswagen und wir fuhren los. Zu Hause blieben meine Frau, die Mutter und meine Schwester im Schock zurück. Im Krankenhaus erklärte ich den Ärzten, was passiert war, soweit ich es wußte. Der Junge hatte im Garten Wurzeln von Tollkraut gegessen. Man pumpte ihm den Magen aus (wobei er einer Schwester in den Finger biß) und legte ihn nackt in ein Bett im Korridor. Ich mußte mich zu ihm legen und ihn ständig festhalten, denn er bäumte sich auf und schlug um sich wie wild. Ich quälte mich die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag mit ihm herum, ohne eine Minute Ruhe im buchstäblichen Sinn des Wortes. Am nächsten Abend bat ich den Arzt, er solle doch etwas zur Beruhigung des Jungen unternehmen. Man gab ihm eine Spritze, dann schlief er auch bald ein. Er schlief fast zwei Tage lang, ohne zu sich zu kommen, so daß ich schon Angst bekam. Am Morgen des vierten Tages erwachte er und war wieder ganz normal. Er fragte mich, wo wir seien und warum er nackt wäre. Der Arzt untersuchte ihn noch einmal, er zog sich an, und wir konnten zusammen nach Hause gehen. Aber dieser Zwischenfall blieb nicht ohne Folgen. Der Junge wurde kurzzeitig und nervös. Diese Mängel behielt er auch fürs ganze Leben. Und sie beeinflussten, meiner Meinung nach, auch seinen Charakter.

So lebten wir bis 1954. Dieses Jahr war reich an Ereignissen, sowohl erfreuliche, als auch traurige, und ist mir besonders im Gedächtnis geblieben. In diesem Jahr wurde in der Sowjetunion die Neulandkampagne gestartet, die Bevölkerung brauchte Brot, der Staat brauchte Geld. Jeder freie Flecken in der großen Sowjetunion sollte, da, wo es möglich war, bearbeitet werden. Es war nicht nur Neuland, sondern auch früheres Weideland wurde bis vors Dorf umgepflügt und besät. Von überall wurden Arbeitskräfte angeworben. Es wurden ganze neue Sowchose gegründet. Das war eine richtige extensive Wirtschaftsführung. In diese Kampagne wurde ein Haufen Geld hineingesteckt. Aber eines hatte man erreicht, seit jenem Jahr begannen die Sowjetmenschen sich wieder satt zu essen mit Brot. Zumal es damals (wenigstens im Altai) ein regenreiches Jahr war, und alles sproß nur so aus der Erde. Die Ernte war so reich, daß es unmöglich war, sie mit jener Technik, die es damals gab, mit jener Organisation und Vorbereitung ohne Verluste einzuheimsen. Ich erinnere mich noch gut: anfangs zog der Traktor den Mähdrescher im 1. Gang und nahm nur 1/3 der Mähplattform. Später, als das Wetter die Bauern antrieb (das Wetter wurde immer schlechter), fuhr der Traktorist im 4. Gang und nahm die volle Mähplattform, so daß hinten aus dem Drescher mit dem Stroh und der Spreu mehr Getreide herauskam als oben in den Getreidebunker floß. In jenem Jahr ging während und nach der Ernte mehr Getreide verloren, als in manchen Jahren geerntet wurde. Die Fuhrleute brachten den Kolchosbauern ihr Getreide, das sie auf ihre Arbeitseinheiten verdient hatten, in den Hof und schütteten es direkt vor die Haustür. Es gab keine Zeit, das Getreide ordentlich wegzuräumen, die Leute hatten auch keinen Platz dazu. Und nicht nur das Getreide ergab solch eine reiche Ernte, beim Gemüse und anderen Hackfrüchten war es genauso. Und in jenem Jahr, wo die Leute endlich wieder genug zu essen hatten, erlag der Vater seinen langjährigen Krankheiten (Asthma, Lungen-

und Herzerweiterung). Er lag einige Monate krank im Krankenhaus und dann zu Hause, bis er am 29. September 1954 gegen 10 Uhr abends starb. Ich und Berta waren gerade am frühen Abend nach dem Kleinen gekommen und blieben den ganzen Abend da. Als es dunkel wurde ging meine Frau mit dem kleinen Adolf nach Hause. Ich blieb noch am Bett des Vaters. Auf einmal bekam er keine Luft mehr, ich hob ihn auf, aber es half nichts mehr, er verschied in meinen Armen. Das war das erste Mal, wo ich einen Menschen so nah sterben sah. Aus seinem Mund floß noch ein dünnes Gerinnsel Blut. Die Mutter sagte: „Lege ihn hin und lasse ihn ruhen.“ Ich legte ihn wieder aufs Kissen und mußte mich um die Mutter kümmern, ihr wurde schlecht. Zu Hause waren nur noch Lili und Sascha anwesend. Lea war schon verheiratet und wohnte bei ihrem Mann und ihrer Schwiegermutter am anderen Ende des Dorfes. Richard war in der Brigade. Als ich die Mutter mit Arznei versorgt hatte, lief ich zu einer alten Russenfrau in der Nachbarschaft, zu der buckligen und lahmen Mutter Suchaterina, wie sie von allen genannt wurde. Sie wurde immer gerufen, wenn ein Leichnam gewaschen werden mußte. Sie fühlte sich an jenem Abend selbst sehr krank, versprach aber, sofort zu kommen, wir sollten den Vater nur auf eine Bank legen und Wasser besorgen. Als ich und Sascha ihn dann vom Bett hoben, hörte ich ein Röcheln und war anfangs erschrocken, dann verstand ich, daß beim Anheben die Luft aus den Lungen strömte und das Röcheln verursachte. Die Alte kam, wusch den Vater ab und half uns, ihn anzuziehen, dann legten wir ihn wieder aufs Bett. Wie wir dann einen Sarg machen ließen und wann wir ihn beerdigt haben, das weiß ich nicht mehr so genau. Ich weiß nur, daß wir den Sarg auf einen Pferdewagen gestellt hatten und ihn zum Friedhof fuhren, der ziemlich weit von unserem Haus entfernt war. Ich weiß auch nicht mehr, wer bei der Beerdigung anwesend war. Ich hatte andere Gedanken.

Der Vater wurde auf dem Friedhof von Nowojegorjewka beerdigt. Anfangs stand auf seinem Grab ein einfaches Holzkreuz. Dann ließ ich in der Schmiede ein eisernes schmieden mit eingeschlagenen Namen und Geburts- und Sterbedaten. Nach einiger Zeit kaufte ich Holzstaketen und machte daraus eine Einfriedung um das Grab. Die stand auch mehrere Jahre, bis die Pfosten in der Erde verfaulten und die Wände zusammenbrachen. Danach schweißten Sascha und sein Kamerad einen eisernen Zaun, Lea strich ihn mit Farbe an.

Mein Bruder Sascha heiratete am 8. Januar 1955 die Olga Schmidt. Wir hatten in dem Häuschen, das wir 1948 gebaut hatten und wo die Mutter mit den drei Kindern (Sascha, Richard und Lili) wohnte, eine kleine Hochzeit gemacht. Doch die war schon etwas besser als meine Hochzeit am 1. Januar 1951. Die Leute im Kolchos lebten nach der Neulanderschließung und der guten Ernte von 1954 schon etwas besser.

Am 3. Februar 1956 brachte Olga, Saschas Frau, ein totgeborenes Mädchen zur Welt. Sie beerdigten es im Grab unseres Vaters.

## Abendschule. Neue Konflikte

Im Frühjahr 1952 wurde ich von meiner Arbeit im Konsumverein entlassen. In den Kolchosen fehlte es an Arbeitskräften. Da beschloß das Parteiaktiv des Rayons kurzerhand, alle ehemaligen Kolchosbauern, die im Laufe der letzten zwei Jahre den Kolchos verlassen hatten, in allen Betrieben des Rayons zu kündigen, um sie zu zwingen, wieder in den Kolchos zurückzukehren. Ich stand jetzt auf der Straße. Kein Vorgesetzter irgendeines Betriebs getraute sich, einen Arbeiter mit solch einem Wolfspieß einzustellen. Ich wandte mich an unseren neuen Volksrichter mit der Frage, ob er mich verurteilen werde, wenn ich nicht mehr in den Kolchos zurückkehre. Er meinte, ich hätte ja schon eine Strafe für derartiges Vergehen abgebüßt, und man könne einen Menschen nicht zweimal für ein und dasselbe Verbrechen vor Gericht stellen. Ich bedankte mich für die Auskunft und dachte bei mir: da könnt ihr mir dann mal den Buckel hinunterrutschen. Da überall Arbeiter gebraucht wurden, fand ich auch bald Gelegenheitsarbeit im Dienstleistungskombinat des Rayons. Ich half beim Holzfahren aus dem Wald, beim Lehm- und Ziegelfahren in der Ziegelei, bei der Heuernte im Kombinat. Ich schuftete so, daß ich oft Blasen in den Händen hatte.

Im Herbst 1952, als die „Jagd“ nach den ehemaligen Kolchosangehörigen etwas abgeflaut war, wurde ich endlich im Dienstleistungskombinat fest eingestellt. Dort war ich im Sommer in der Ziegelei tätig (wo auch meine Frau arbeitete), im Winter - in der Walkerei, ich walkte Filzstiefel. Das war sehr schwere Arbeit, sowie im Sommer, als auch im Winter. Aber man verdiente auch relativ gut. Im Winter 1956 kam es zum Konflikt mit dem neuen Direktor des Kombinats. Das kam so.

Ich wollte schon immer gern lernen, denn ich hatte ja bis zu Kriegsbeginn nur 6 Klassen einer deutschen Schule in Marxstadt absolviert. Im Sommer 1955 wiederholte ich mit einer Lehrerin das Programm in Algebra, Geometrie und russische Sprache für die 6. Klasse. Ich wollte mich im Herbst in die 7. Klasse der Abendschule einschreiben lassen. Es gab aber keine 7. Klasse, weil keine Schüler zusammenkamen. Aber es gab eine 8. Klasse. Im Vorjahr wurden alle Rayonvorgesetzten, die keine Mittelschulbildung hatten, in die 7. Klasse zusammengetrommelt. Sie sollten die Mittelschule absolvieren, damit sie ihr Abitur machen konnten. Und die waren jetzt alle, 12 an der Zahl, in der 8. Klasse. Ich überredete den Schuldirektor, er solle mich die 8. Klasse besuchen lassen. Vielleicht würde ich es schaffen. Er meinte, er hätte nichts dagegen, aber er brauche irgendeine Bescheinigung, daß ich einmal in der 7. Klasse gelernt hätte, als Unterlage für die Aufnahme in die 8. Klasse. Ich ging zum Vorsitzenden des Dorfsowjets, mit dem ich zusammen 1942 die 7. Klasse besucht hatte. Der gab mir auch ohne weiteres eine solche schriftliche Bescheinigung. Der Direktor nahm das Papier und sagte, ich könne heute Abend schon zum Unterricht kommen. In ein paar Monaten hatte ich an Kenntnissen die meisten meiner Mitschüler überholt, obwohl ich parallel zur 8. Klasse auch das Programm für die 7. Klasse bewältigen mußte. Das Lernen machte mir ungeheuren Spaß.

In meiner Klasse lernten zusammen mit mir: eine Mitarbeiterin des Volksgerichts, eine Mitarbeiterin des Rayonvollzugskomitees, der Direktor der Rayonsparkasse, unser Kommandant und noch andere „höhere Persönlichkeiten“ von Rayonrang, auch der Direktor unseres Dienstleistungskombinats.

Im Winter 1956 sollte ich mit noch einigen Arbeitern des Kombinats 20 km von unserem Dorf auf einem zugefrorenen See Schilf mähen, aus dem dann Matten gepreßt wurden, die man als Baumaterial verwendete. Da hätte ich dort auch übernachten müssen. Ich sagte meinem Chef, daß das nicht ginge, ich müsse doch

jeden Abend die Schule besuchen. Er sagte, einen Monat lang könne ich die Schule versäumen, er habe auch schon eine Woche lang den Unterricht nicht besucht. Ich antwortete ihm, er besuche ja die Schule, um seinen Arbeitsplatz nicht zu verlieren, ich dagegen besuche sie, um einen Beruf nach meinem Interesse zu erlernen. Das sei doch ein Unterschied. Am nächsten Tag gab mir mein Brigadier keine Arbeit. Ich solle zum Direktor kommen, er habe mich entlassen. Der Direktor bestätigte das. In mein Arbeitsbuch schrieb er eigenhändig: „Entlassen wegen Verletzung der Arbeitsdisziplin.“ Ich fand das ungerecht und gesetzwidrig. In der Schule hatten wir einen Mathematiklehrer, einen Deutschen. Ich erzählte ihm mein Mißgeschick. Er meinte, der Direktor sei im Unrecht. Ich solle an das Gewerkschaftskomitee eine Beschwerde einreichen, was ich dann auch tat. Nach ein paar Wochen erhielt ich Antwort: Ich solle alle notwendigen Unterlagen vorbereiten und sie zusammen mit meiner Erklärung und dem Brief vom Gewerkschaftskomitee dem Gericht übergeben, d.h. den Direktor verklagen. Ich übergab also die Papiere dem Gericht. Natürlich ging nicht alles so glatt, wie es sich in diesem meinem Bericht anhört. Ich will die Leser mit Einzelheiten verschonen.

Der Gerichtsprozeß war für mich sehr peinlich, aber noch peinlicher muß er für unseren Direktor gewesen sein. Er war selbst Schöffe beim Gericht und stand jetzt als Angeklagter da. Zudem verlor er auch noch den Prozeß. Das Urteil lautete: „Die Eintragung im Arbeitsbuch ändern und mir für die Tage, die nicht aus meiner Schuld ausgefallen waren, meinen mittleren Arbeitslohn auszahlen.“ Der Direktor fragte den Richter, ob man mich nicht zwingen könne, bei ihm weiter zu arbeiten. Der Richter antwortete darauf, das wäre jetzt meine Sache, ob ich bei ihm arbeiten wolle oder nicht. Er habe mich ja entlassen. Ich willigte natürlich nicht ein. Ich hatte Angst vor weiteren Schikanen. Ich fand im Frühjahr Arbeit in einer Brutstation, die aber nur 4 Monate währte, bis die Brutzeit vorbei war.

## Endlich frei. Wir wechseln den Wohnort

Im März 1956 wurden die Deutschen unseres Rayons von der Kommandanturaufsicht befreit. Wir bekamen neue Pässe, in denen das Kainsmal „Aufenthalt erlaubt nur auf dem Territorium des Jegorjewsker Rayons / Altai-Region“ nicht mehr stand. Die Deutschen freuten sich schon über diese winzige Freiheit. Die Leute begannen, einander zu besuchen, wechselten den Wohnort, suchten nach besseren klimatischen und Lebensverhältnissen. Ich war nächtelang allein im Maschinenraum der Brutstation, wo an der Wand eine große Karte der Sowjetunion hing, und schmiedete auch meine Reisepläne. Es ist doch ein sonderbares, angenehmes Gefühl, eine, wenn auch beschränkte, Freiheit zu genießen. Wir durften uns jetzt auf dem riesigen Territorium der Sowjetunion frei bewegen, nur die Ortschaften und Rayons, von wo wir 1941 ausgesiedelt worden waren, waren uns untersagt. Und natürlich die Grenzgebiete, deren Besuch ja für alle eingeschränkt war. Ich träumte von den westlichen Regionen der Sowjetunion, oder von den warmen mittelasiatischen Republiken.

Also, nach nächtelangem Planen und „Reisen“ auf der Landkarte, faßte ich den Entschluß, nach dem Ende der Brutsaison mal allein eine „Aufklärungsreise“ zu unternehmen und einen Platz auszusuchen für einen künftigen Wohnsitz. Ich arbeitete eine Reiseroute aus zu Bekannten in den verschiedensten Regionen der Sowjetunion, wo es solche gab, bei denen ich übernachten und die mich beraten konnten. Die Reiseroute verlief folgenderweise: Rubzowka – Nowosibirsk – Moskau – Taganrog – Mariupol (beide am Asowschen Meer) – Debalzewo (in der Ukraine) – Marx (an der Wolga) – Taldy Kurgan (in Kasachstan) – Rubzowka.

Anfang Juli 1956 war die Arbeit in der Brutstation zu Ende. Ich packte den alten hölzernen Koffer, dessen Herkunft ich nicht mehr weiß. Meine Frau nähte mir einen Überzug dazu aus grauem Stoff. Zwischen dem Überzug und dem Kofferdeckel verstaute ich eine dünne Wolledecke. So ausgerüstet begab ich mich auf „Entdeckungsreise“. Einen Monat lang reiste ich umher, war mehr im Zug als in den Ortschaften. Ich besuchte alle die vorgemerkten Städte und beschloß nach meiner Rückkehr, mit meiner Familie (Frau und 5jähriger Sohn) nach Debalzewo (Ukraine) zu ziehen. Dort lebte mein ehemaliger Hausnachbar aus Marxstadt, Heinrich Halle. Die Frau hatte zu Hause inzwischen unser Häuschen und das ganze Hab und Gut vorläufig verkauft an Bekannte für den Fall, daß wir wirklich wegzögen. Zwei Wochen dauerten noch die Reisevorbereitungen, dann fuhren wir mit dem Zug vom Altai in die Ukraine nach Debalzewo. Wir beeilten uns, denn ich wollte zum 1. Oktober, zum Beginn der Abendschule, an Ort und Stelle sein. Dort lebten wir zuerst eine Woche bei meinem Freund, dann mieteten wir ein Zimmer bei einem Rentnerehepaar, ehemalige Lehrer, (gerade Letzteres imponierte mir so.) Ich fand Arbeit in einem Maschinenbauwerk als Koppler an einem Brückenkran. Abends besuchte ich die 9. Klasse der Abendschule. Meine Frau war in einer Bäckerei tätig. Das Leben gefiel uns, leider lenkte es das Schicksal wieder mal anders.

## Neues Unglück

Im Herbst 1957 hauste in Europa eine bis dahin unbekannte Grippe, eine sogenannte Virusgrippe. In unserer Stadt fielen die Leute direkt auf der Straße um. Es wurden provisorische Krankenhäuser eingerichtet, Hilfstrupps gingen durch die Straßen und brachten die Erkrankten in die Krankenhäuser. Eine regelrechte Epidemie hatte die Region heimgesucht. Auch meine Frau erkrankte und lag länger als einen Monat im Krankenhaus. Als sie nach Hause entlassen wurde, war sie noch nicht wieder gesund, aber die Plätze wurden für Schwerkranke gebraucht, und diejenigen, die schon halbwegs auf den Beinen waren, wurden entlassen. Arbeiten konnte meine Frau noch nicht, da nahm sie Urlaub. Sie hatte schon ein ganzes Jahr auf diesen Urlaub gewartet, um ihre Mutter und ihre Geschwister im Altai zu besuchen. Jetzt ließ sie sich nicht mehr halten und fuhr mit unserem 6jährigen Sohn am 6. November 1957 nach Sibirien. Sie meinte, ihre Mutter würde sie schon wieder auf die Beine bringen. Ich blieb allein zurück. Ich konnte sie nicht begleiten, denn ich mußte ja arbeiten und zur Schule gehen. Am 8. November (es war gerade Feiertag) saß ich bei meinem Landsmann Wolodja Halle beim Festessen, da kam unser Wohnungsnachbar und übergab mir ein Telegramm. Es war von der Miliz der Eisenbahnstation Kamyschlow bei Swerdlowsk im Ural. Man teilte mir mit, daß meine Frau ins Krankenhaus eingeliefert worden sei, und der Sohn sich in der Miliz befinde. Ich solle ihn abholen. Ich eilte sofort nach Hause, borgte mir Geld bei unserem Nachbarn (die Sparkasse war ja geschlossen) und lief zum Bahnhof. Das Telegramm von der Miliz bewirkte, daß ich sofort ohne weiteres eine Fahrkarte erhielt. Ich fuhr noch am selben Abend ab. Nach zwei Tagen kam ich spät abends in Kamyschlow an. Der Diensthabende der Eisenbahnmiliz zeigte mir den Weg zur Stadtmiliz, wo unser Sohn in einem Kinderraum zusammen mit einer Wärterin schlief. Dort empfing mich der diensthabende Milizionär und sagte, ich solle es mir auf dem Sofa bequem machen bis zum Morgen. Ich schlief etwas, dann kam die Wärterin. Wir tranken Tee und unterhielten uns. Sie erzählte mir, was geschehen war. Man hatte meine Frau nachts schwerkrank und fiebernd vom Zug genommen und ins Krankenhaus eingeliefert. Sie hatte sehr starke Rheumaanfälle, konnte nicht gehen und schrie vor Schmerzen. Den Jungen hatte man der Miliz übergeben. Er war in der Obhut dieser Wärterin und besuchte jeden Tag zusammen mit ihr seine Mutter. Am Morgen, als er aufwachte, erzählte er mir die ganze Geschichte selbst. Es war sehr traurig, anzuhören. Nach dem Frühstück gingen wir zu dritt ins Krankenhaus. Meine Frau fühlte sich besser und konnte schon gehen. Doch der Arzt sagte, sie müsse wenigstens noch drei Tage das Bett hüten. Ich wohnte während dieser Tage bei unserem Sohn in der Miliz. Die Wärterin war froh, daß sie zu Hause schlafen konnte. Als meine Frau entlassen wurde, wollte ich zusammen mit ihnen zurück nach Debalzewo fahren. Aber sie bestand darauf, weiter nach Sibirien zu fahren. Wir verabschiedeten uns von der Miliz und fuhren weiter. Es war sehr kalt, und wir waren leicht gekleidet (in der Ukraine war es ja warm). Deshalb war das ein harter Weg für uns alle, aber für die kranke Frau ganz besonders. Wir mußten noch 4 Tage mit dem Zug fahren, bis wir nach Rubzowka, der Endstation, kamen. Von da mußten wir noch 40 km mit einem mit einer Plane verdeckten LKW bis ins Dorf fahren. Andere Möglichkeiten gab es keine. Die Frau hatte sich während dieser Fahrt tüchtig erkältet, obwohl ich sie in der Kabine auf dem Beifahrersitz untergebracht hatte. Aber sie war froh, daß sie zu Hause bei der Mutter war. Die war sehr zuversichtlich und meinte, sie werde sie schon wieder gesund pflegen, es sei doch nicht das erste Mal. Hier muß ich sagen, daß meine Frau schon seit ihrer Kindheit an chronischem Rheuma litt. Die

Krankheit suchte sie nach einem genauen Zyklus heim: mit 7 Jahren, mit 17 Jahren und jetzt, wo sie 30 war.

Ich mußte ja wieder zurück zu meiner Arbeit und zur Schule. Nach 3 Tagen Aufenthalt fuhr ich weg. Meine Familie blieb im sibirischen Dorf bei meinen Verwandten zurück.

Ich lebte bis Neujahr 1958 allein in Debalzewo. Ich arbeitete und lernte in der Abendschule. Von Jegorjewka, wie das Dorf in Sibirien hieß, bekam ich ein Telegramm nach dem anderen mit der Mitteilung, daß sich der Zustand meiner Frau von Tag zu Tag verschlechterte. Da entschloß ich mich, zurück nach Jegorjewka zu ziehen. Am Silvesterabend packte ich in der Wohnung meine Sachen und kam in den ersten Tagen des Januar 1958 mit meiner ganzen Habe zu meiner Familie.

In Jegorjewka traf ich ein erschütterndes Bild an: das ganze Dorf war fast im Schnee versunken. In dem kleinen Häuschen der Schwiegermutter lag im überhitzten Zimmerchen mit dumpfer Luft, in Decken und Kissen gehüllt, meine Frau. Ihre Gelenke waren mit Rheumaknoten bedeckt, das Gesicht vor Schmerzen entstellt. Alle „Künste“ und die ganze Mühe der Schwiegermutter konnten ihre Tochter nicht auf die Beine bringen.

Ich lief sofort, ohne den Mantel abzulegen, zu meinem Bruder Sascha, der gegenüber wohnte, und ließ ein Pferd vor den Schlitten spannen (er war im Kolchos Fuhrmann und hatte seine Pferde und Schlitten immer zu Hause). Ich trug die Frau in einem großen Pelz gehüllt aus dem Haus und legte sie in den Schlitten. Wir fuhren, so schnell es die Schmerzen meiner Frau zuließen, durch das ganze Dorf ins Krankenhaus, das sich am Waldrand befand. Das war für meine Frau und auch für mich eine schreckliche Fahrt: der holprige und von Schneewehen überquerte Weg bereitete ihr unmenschliche Schmerzen. Sie schrie die ganze Zeit über und ich konnte ihr nicht helfen. Manchmal biß ich die Zähne zusammen, um selber nicht zu heulen, und trieb das Pferd an, denn wir konnten ja diese Marter nicht ins Unendliche ziehen. Aber die Schreie der Frau veranlaßten mich immer wieder, langsamer zu fahren. Endlich kamen wir im Krankenhaus an. Ich trug sie hinein und übergab sie dem Personal. Es war gegen Mittag. Am nächsten Morgen, als ich sie besuchte, hatte sie durch das Eingreifen der Ärzte schon weniger Schmerzen.

Sie lag den ganzen Winter über, sowie auch das ganze Frühjahr im Krankenhaus. Ich wohnte bei meinem Bruder Sascha. Unser Hab und Gut befand sich bei meiner Mutter, die mit dem jüngsten Bruder Richard und der jüngsten Schwester Lili, die beide noch ledig waren, am anderen Ende des Dorfes wohnte. Adolf, unser 6jähriger Sohn, wurde im ganzen Dorf umhergereicht – mal hier, mal dort. Es war eben so, daß keiner von den Verwandten so viel Platz im Hause hatte, daß da unsere ganze Familie (ich, die Frau, das Kind und unsere Habseligkeiten) Unterkunft gefunden hätte.

Ich besuchte vor allen Dingen wieder die Abendschule. Am Tage fand ich kärglich bezahlte Gelegenheitsarbeit in der örtlichen Bauorganisation. Im Winter war es in den kalten, schneereichen sibirischen Dörfern immer schwierig mit Arbeit. Im Sommer machte ich mein Abitur an der Abendschule mit zwei „guten“ und die anderen „sehr guten“ Noten. Als ich mein Reifezeugnis erhielt, war ich überglücklich, nur die Krankheit meiner Frau betrübte dieses Glück. Ihre Lage besserte sich indessen nicht, sondern verschlechterte sich noch mehr. Die Ärzte meinten, sie könnte hier nochmals den rauhen Winter nicht überleben. Sie mußte milderes Klima aufsuchen. Auf unsere Frage, ob wohl Kirgisien für sie besser geeignet wäre, antworteten sie mit „Ja.“ (Sie wollten sie einfach loswerden.)



## In Kirgisien

Wenn ich so zurückdenke, muß ich feststellen, daß ich in meinem Leben sehr viel gereist bin, ob es gegen meinen Willen geschah (Aussiedlung, Trudarmee, Gefängnis) oder nach eigenem Willen („Entdeckungsreise“, Ukraine, Kirgisien). Bei diesen letzteren Reisen bemühte ich mich stets solche Reiseziele auszusuchen, die außer dem eigentlichen Ziel noch einer Bedingung entsprachen: es mußte ein Ort sein, wo wenigstens ein Bekannter lebte, von dem ich irgendwelche Unterstützung erhoffen konnte. Und ich reiste gewöhnlich zuerst allein, um dort für die Familie erst mal eine kleine Basis zu schaffen – eine Wohnung, eine Arbeitsstelle für mich, und immer mußten Bedingungen zum Lernen oder Studieren dabei sein. In die Ukraine fuhr ich zu meinem ehemaligen Nachbarn und Freund Wolodja Halle, Kirgisien hatten wir ausgewählt, weil hier die Tante Berta Becker mit ihrer Familie und die Schwester meiner Frau Anja Faller lebten. Die wohnten alle in der Siedlung Kant, 25 km von der Hauptstadt Kirgisiens Frunse. Kirgisien war damals eine der 15 Unionsrepubliken der Sowjetunion. So beschlossen wir, daß ich zuerst allein dorthin fahre und uns einen Lebensunterhalt und eine Unterkunft vorbereitete. Ich konnte ja nicht mit der kranken Frau und dem Kind einfach so in die Welt hinein fahren, ins Ungewisse. Ich fuhr nach Kirgisien. Bei Anja Faller fand ich diesmal eine erste Unterkunft. Sie wohnte allein in einem kleinen, alten Häuschen, das dem Sowchos gehörte, in dem sie arbeitete. Ich konnte bei ihr wohnen, bis ich für mich eine Wohnung gefunden hätte. Ich fand in Frunse verschiedene Gelegenheitsarbeit: beim Entladen von Waggons an der Eisenbahn, beim Herstellen von Lehmziegeln bei den Leuten (nach Anzeigen, die gewöhnlich an Pfosten oder Wänden angebracht waren). Ich nahm beliebige Arbeit an, denn ich brauchte Geld zum Leben, für eine Wohnung, und schließlich, um meine Familie aus dem Altai zu holen. Ich fuhr morgens von Kant mit dem Zug nach Frunse, arbeitete, ernährte mich sehr sparsam (gewöhnlich mit Brötchen und Milch) und fuhr abends zum Übernachten wieder zurück nach Kant. Oft fand ich tagelang keine Arbeit, das brachte mich völlig zum Verzweifeln. Ich dachte oft darüber nach: was bin ich nur für ein jämmerlicher Versager, war 30 Jahre alt, gesund und stark, hatte es aber noch zu nichts im Leben gebracht, war nicht imstande, eine Familie von drei Personen zu ernähren. Da kam zu jener Zeit noch hinzu, daß meine Frau, die abgesehen von den Verwandten, allein sterbenskrank in Jegorjewka bald im Krankenhaus lag, bald bei ihrer Mutter lebte, auch noch von einer krankhaften Eifersucht befallen wurde, weil sie mich jetzt gar nicht mehr sah und mich bei ihrer Schwester wußte. Sie hatte ja keine Ahnung, wie mir selbst in Wirklichkeit zu Mute war. In dieser ihrer Verzweiflung schickte sie an mich ein Telegramm mit ungefähr solchem Inhalt: Ich treibe mich hier mit ihrer Schwester herum und hätte sie und unseren Sohn ganz vergessen. Dieses Telegramm kam zuerst in die Hände ihrer Schwester, die mich sofort aus ihrer Wohnung hinauswarf, obwohl ich überhaupt an nichts schuld war. Ich fand wieder bei Tante Berta einen zeitweiligen Unterschlupf. Ich war auch in den ersten Tagen meines Aufenthalts in Kirgisien bei denen untergekommen, aber dort war es so eng, daß mich diese Tante zu ihrer Nichte Anja verfrachtete, mit deren Einverständnis natürlich. Ich konnte ja nicht wählen, ich mußte hinnehmen, was man mir anbot.

Nach dieser „Begrüßung“ von meiner Frau war ich bereit, meinem Dasein, d.h. meinem Leben, ein Ende zu machen. Ich fuhr nach Frunse und ging zur Eisenbahn mit dem Ziel, mich beim Ankommen eines Zuges auf die Schienen zu werfen. Ich setzte mich unweit eines Gleises auf einen Stein und ließ in Gedanken mein Leben an mir vorbeiziehen. Als ich an den jetzigen Augenblick angelangt war, dachte ich: Hier ist meine Endstation. Wenn der Zug schon ganz nahe ist, lege ich mich mit dem

Hals auf die Schiene, mache die Augen zu und nach einem Ruck ist alles vorbei. Dann dachte ich wieder: Halt! Es ist dann für mich vorbei, aber was wird aus der kranken Frau, aus unserem Sohn, aus meiner Mutter und all meinen Verwandten? Wie werden die Leute, meine Bekannten meine Tat, meine Flucht aus dem Leben einschätzen? Das wäre in ihren Augen sicher nichts als eine feige Flucht aus dem Leben vor mir selbst. Bin ich denn wirklich so feige? Die Leute kennen mich doch ganz anders! Nein', dachte ich, das ist keine Lösung, ich muß etwas anderes unternehmen!' Ich gab mir einen Ruck, stand auf und ging fort, schnell weg von dem Gleis. Ich wußte selbst noch nicht, wohin.

Es war mir schon zur Gewohnheit geworden, wo ich ging oder stand die Anzeigen an den Wänden und Pfosten zu studieren. Überall hielt ich Ausschau nach Arbeits- und Wohnungsangeboten. So fiel ich auch diesmal wieder schnell in meine alte Gewohnheit. Plötzlich sah ich eine Anzeige, die meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Eine Bauorganisation, die SMU-7, suchte verschiedene Baufachleute und Hilfsarbeiter. Hilfsarbeiter! Das war etwas für mich, denn Beruf hatte ich keinen, den sie hier gebraucht hätten. Ich schrieb mir die Adresse an und suchte das Büro dieser Organisation auf. Man fragte mich etwas aus, erklärte mir, was für Arbeit bevorsteht, was für einen Lohn man ungefähr dafür bekommt und sagte mir, wenn ich einverstanden sei, solle ich sofort eine Bewerbung schreiben. Man gab mir ein Stück Papier, Feder und Tinte standen auf einem Tisch im Korridor. Ich schrieb die Bewerbung (die Dame in der Personalabteilung half mir dabei), unterschrieb sie und gab sie ab. Man nahm meinen Paß und schrieb alle Angaben davon ab. Dann sagte man mir, ich könne morgen mit der Arbeit beginnen, ich solle hierher kommen, der Bauleiter werde hier sein und mir alles Weitere erklären. Am nächsten Morgen kam ich wieder hierher, machte mich mit dem Bauleiter bekannt und der führte mich zum Bauobjekt. Dort übergab er mich dem Brigadier (Vorarbeiter). Ich erhielt eine Schaufel, eine Picke und mußte in einem Gebäude, das erst im Rohbau war, ein Loch an der Wand graben, dann dieses Loch unter dem Fundament nach außen führen, daß man ein Elektrokabel von draußen hereinführen konnte. So bekam ich in Kirgisien meinen ersten festen Arbeitsplatz. Als ich am Abend nach Hause kam, freuten sich alle über meinen Erfolg. Das Leben sah jetzt schon wieder etwas besser aus. Ich wohnte schon einige Tage bei Beckers, fuhr morgens nach Frunse zur Arbeit, abends mit dem 6-Uhr-Zug wieder nach Kant. In meinem Abteil fuhr gewöhnlich noch eine junge Frau mit, hin und zurück. Sie war als Malerin in einer anderen Bauorganisation tätig. Unterwegs erzählten wir einander immer über unser Leben, über unser Schicksal. Als sie meinen Namen hörte, sagte sie, daß in der Siedlung Nowo-Pokrowka, unweit von Kant, wo wir immer durchfuhren, auch eine Familie Herber wohnt, ob die vielleicht mit mir verwandt wären. Ich sagte, daß das wohl kaum möglich wäre, ließ mir aber beschreiben, wo die Leute wohnten. Am anderen Tag, stieg ich dort aus und suchte die Herber-Familie auf. Wie ich auch gehnt hatte, waren wir weder verwandt noch bekannt. Dann erzählten sie mir, daß in Kant auch eine Herber-Familie wohne, und erklärten mir, wie ich sie finden könne. Ich suchte am selben Abend auch diese Familie auf. Diesmal hatte ich mehr Glück. Es stellte sich heraus, daß die Hausfrau eine weitläufige Kusine zu mir war: ihre Mutter Pauline Herber und mein Vater waren Halbgeschwister. Die Pauline war unseres Großvaters Tochter von seiner ersten Frau. In solchem Zusammenhang waren wir mit der Frau Lydia Herber, die ich gefunden hatte, verwandt. Sie hatte meinen Vater und meine Mutter gut gekannt. Es gab ein langes Ausfragen und Erzählen. Sie lebte hier in ihrem eigenen Häuschen mit ihrem Mann und ihren zwei Töchtern. Die dritte, älteste Tochter war schon verheiratet und wohnte in einer anderen Abteilung von Kant. Der

Mann von Tante Lydia, wie wir sie zu Hause immer nannten, war ein sehr geselliger und guter Mensch. Als sie meine Geschichte hörten, sagten sie, ich könne bei ihnen wohnen, sollte sofort hier bleiben und bei ihnen übernachten. Ich ging aber zu Beckers, denn die machten sich doch Sorgen um mich, aber am nächsten Tag, als ich früher nach Hause kam, holte ich meine Sachen her zu Tante Lydia und Onkel Sascha Herber. Sie boten mir selbst ein Zimmerchen an, bis wir etwas Besseres gefunden hätten, damit ich schneller meine Familie holen könnte, und wir ruhig zusammen leben konnten. Darauf fuhren dann auch ich und Tante Lydia nach Jegorjewka, um meine Familie zu holen. Sie wollte auch mal ihre so lange vermißte Verwandtschaft besuchen. Und wir kamen nach ein paar Wochen zusammen mit meiner immer noch schwerkranken Frau und unserem Sohn wieder zurück nach Kant, also nach Kirgisien. Während dieser Fahrt hatte ich wieder einmal Pech. Ich stieg an einer Station aus dem Waggon, um eine Wassermelone zu kaufen. Als ich zurückkam, stellte es sich heraus, daß man mir die letzten 25 Rubel aus der Hosentasche gestohlen hatte. Ja, es heißt nicht umsonst: Wo es dünn ist, da reißt es.

Wir hatten uns bei den Herbers eingerichtet, so gut es ging. Ich arbeitete in Frunse in der Bauorganisation und fuhr jeden Morgen mit dem Zug hin und abends zurück. Die Krankheit meiner Frau wurde indessen immer schlimmer. Die hiesigen Ärzte meinten, was uns denn eingefallen wäre, daß wir eine herz- und rheumakranke Frau hierher ins Gebirge gebracht hätten (Frunse liegt 800 m über dem Meeresspiegel). Ungefähr 40 km von uns lebte damals in den Bergen hinter der Stadt Tokmak ein alter Dugane (Vertreter eines chinesischen Volksstammes), ein Heilpraktiker, der angeblich mit verschiedenen Wurzeln und Kräutern heilte und dabei Wunder vollbrachte. Ich glaubte zwar nicht an Wunder, aber auf Drängen der Frau willigte ich ein, sie mal dorthin zu bringen. Ich verkaufte unsere Nähmaschine, das einzige Stück, das noch einen Wert hatte, und fuhr mit der Frau zu dem Duganen. Wir fuhren mit dem Bus bis nach Tokmak, von da mit einem Taxi in die Berge, wo der Dugane ganz abgeschieden von den Siedlungen mit seiner Familie und seinem Vieh lebte. Der begegnete uns schmutzig und voller Mist (er war gerade beim Mistholzmachen) und befühlte, ohne sich die Hände zu waschen, der Frau den Puls. Dann fragte er sie aus und nahm aus verschiedenen Beutelchen Kräuter, warf sie in eine Dreiliterblechtonne, die wir mitgebracht hatten, und schickte uns zu einem 12jährigen Jungen, der in einem großen Kessel verschiedene Wurzeln kochte. Der Junge goß uns die Tonne voll von dem Sud. Davon sollte meine Frau dreimal täglich zu je drei Eßlöffel austrinken. Es würde ihr bestimmt helfen. Ich fragte, was wir schuldig wären, der Dugane sagte: „Soviel ihr gebt.“ Ich gab ihm 50 Rubel (ich verdiente 500-600 Rubel im Monat). Zu Hause angekommen begann die Kur. Aber der Frau wurde schon am zweiten Tag so schlecht, daß ich sie schleunigst ins Krankenhaus bringen mußte.

Ich war der Verzweiflung nahe: ich mußte jeden Tag zur Arbeit fahren, die Frau im Krankenhaus besuchen, Lebensmittel und Arznei beschaffen, für mich und den Jungen kochen. Den ganzen Tag über war er allein zu Hause. In meiner Ausweglosigkeit schrieb ich an meine Mutter nach Jegorjewka und bat sie, zu uns zu kommen. Sie kam. Mein Bruder Richard (23) und die Schwester Lili (16) blieben in Jegorjewka. Da wurde in unserer Straße, unserem Haus gegenüber, ein kleines Lehmhäuschen zum Verkauf angeboten. Wir besprachen uns mit der Mutter, ihr Haus in Jegorjewka zu verkaufen und dieses hier zu kaufen. Ich nahm mir Urlaub und fuhr nach Jegorjewka. Es war Winter und kalt. Dort verkauften wir mit großer Mühe Mutters Haus, beluden zwei große Eisenbahncontainer mit den Sachen der Familie und mit zum Bauen brauchbarem Holz und kamen zu dritt nach Kirgisien. Das war auch nicht so schnell und so einfach getan. Es fanden sich nur sehr schwer passende

Käufer für das Haus. Dann mußte ich mit Hilfe von Bekannten den Hausrat und das Holz nach Rubzowka auf einen Einkehrhof schaffen, von der Eisenbahn die Container holen, den ganzen Kram einladen, die Container wieder an der Eisenbahn abgeben, dann Fahrkarten für uns drei nach Frunse beschaffen. Und das alles bei Schneesturm und großer Kälte.

Als wir nach Kant kamen, kauften wir das Häuschen und planten, auf dem Grundstück ein Zweifamilienhaus zu bauen. Den Winter über wohnten wir alle zusammen in dem kleinen Häuschen. Es war eng und ungemütlich. Aus den Bauplänen wurde nichts. Richard heiratete und zog von uns weg. Die Mutter und Lili sehnten sich nach Jegorjewka. Ich wollte nach der Arbeit ein Abendstudium aufnehmen, und das konnte ich nur in Frunse. Wir verabredeten uns, daß ich für meine Familie in Frunse eine Wohnung mieten sollte, dann wollten wir das Häuschen verkaufen und Mutter und Lili würden wieder nach Jegorjewka ziehen. So machten wir es auch. Ich fand in der Stadt eine Sommerküche als Wohnung für uns, das Häuschen verkauften wir wieder, und für das Geld konnten sich Mutter und Lili in Jegorjewka wieder ein Häuschen kaufen, in derselben Straße, wo Sascha, unser ältere Bruder, wohnte.

Berta, meine Frau, befand sich mehr im Krankenhaus als zu Hause. Wieviel mal mußte ich nachts einen Arzt oder den Krankenwagen holen! Sie bekam zu dem Rheuma noch sehr schwere Herzfehler – Myokarditis. Ich hatte an ein Moskauer Institut geschrieben, wo man damals schon Herzoperationen unternahm. Von dort kam die Anfrage an das Krankenhaus in Frunse nach gründlichen Analysen und Befunden. Die ärztliche Kommission in Frunse entschied, daß der allgemeine Zustand der Patientin zu schwach wäre, und sie nicht nur eine Herzoperation, sondern auch den Transport nach Moskau nicht überleben würde. Und dabei blieb es dann auch. Ich konnte nur hilflos zusehen.

Als wir in der Stadt wohnten, arbeitete ich zuerst in einem Bauunternehmen als Maler- und Verputzergehilfe. In meiner Freizeit (viel gab es ja nicht) las ich sehr viel. Durch die Bibliothekarin, von der ich mir Bücher auslieh, wurde ich mit dem Direktor des Stahlbetonwerkes bekannt, der einen Deutschlehrer suchte, der ihn zur Aufnahme an der Aspirantur vorbereiten sollte. Ich bot ihm meine Hilfe an, obwohl ich von der Lehrerarbeit nicht viel verstand. Er selbst meinte nach einer Unterredung, wir würden es zu zweit schon schaffen, und ich brauchte Geld. Die Bibliothekarin sprach uns beiden Mut zu, denn sie wollte mir zu einem kleinen zusätzlichen Nebenverdienst verhelfen, weil sie unsere materielle Lage gut kannte. Nach einer Woche schlug mir der Direktor vor, bei ihm im Werk als Betonierer zu arbeiten. Ich nahm das Angebot an, schon deshalb, weil ich zu ihm Vertrauen hatte. Die Arbeit war ziemlich schwer, aber ich arbeitete mich schnell ein und verdiente nicht schlecht – bis 700 Rubel im Monat (nach der Währungsreform vom 1. Januar 1961 waren es 70 Rubel). Zudem war das eine ständige und wetterunabhängige Arbeit in einer Werkhalle. Wir stellten Eisenbetonplatten für das Abdecken von Wohnhäusern und Werkhallen her. Aber nach zwei Jahren Arbeit litt durch den schrecklichen Lärm und die starke Vibration mein Gehör sehr stark, worunter ich bis heute noch leide.

Das war 1960-61. Wir wohnten damals in einer Sommerküche nicht weit von meiner Arbeitsstelle. Für die Wohnung zahlten wir 150 Rubel im Monat (seit 1961 – 15 Rubel).

## Studium

Ich hatte meinen Traum von einem Abendstudium an einer Hochschule nicht aufgegeben. Der Direktor meines Werkes, wo ich arbeitete, unterstützte mein Vorhaben. Ich hatte aber Angst, ich könnte während der Aufnahmeprüfung in irgendeinem Fach durchfallen, deshalb bewarb ich mich im Herbst 1960 an einem Vorbereitungskurs zur Aufnahme an der Universität. Ich wurde gegen eine geringe Bezahlung in einem Abendkurs aufgenommen. Ich wählte die ökonomische Abteilung. Alle Fächer gingen mir gut von der Hand, nur mit der Mathematik hatte ich Schwierigkeiten. Einmal begegnete mir im Gebäude der Universität ein bekannter Zeitungskorrespondent. Wir unterhielten uns ein wenig, dann fragte er mich: „Bist du sicher, daß du ein guter Ökonom wirst? Paß auf, schlechte Ökonomen braucht das Land nicht, die gibt es auch ohnehin genug. Aber garantiert würdest du ein guter Deutschlehrer werden. Überlege dir das mal, bevor es zu spät ist.“ Ich hatte auch selbst schon Zweifel, ob ich das Richtige für mich gewählt hätte. Jetzt freute ich mich, daß mich jemand unterstützte. Ich übersiedelte schon am nächsten Tag an die humanitäre Abteilung. Hier gab es keine Mathematik, alles andere war für mich ein Spiel. Jetzt hatte ich es leichter und hatte auch mehr Lust am Studieren. Nach dem 8monatigen Vorbereitungskurs bewarb ich mich im Sommer 1961 an der Abendfakultät für Fremdsprachen an derselben Universität, an der deutschen Abteilung. Ich legte die Aufnahmeprüfungen erfolgreich ab mit zwei „guten“ und zwei „sehr guten“ Noten. Ich wurde immatrikuliert und mein Traum erfüllte sich – ich wurde Abendstudent. 6 lange, schwere Jahre arbeitete ich tagsüber im Stahlbetonwerk, abends studierte ich an der Universität. Zweimal jährlich bekam ich bezahlten Urlaub während der Prüfungssessionen. Auf der Arbeit während der Mittagspause aßen die Kollegen schnell ihr Mittagessen hinunter, um anschließend Domino oder Schach zu spielen. Ich verschlang auch in 15 Minuten mein Essen, setzte mich in eine Ecke und machte meine Ausaufgaben. Unterwegs im Bus oder im Trolleybus büffelte ich deutsche Grammatik oder Vokabeln. Ich ging selten ins Kino und schon gar nicht irgend wohin zu Besuch. Bis ich mein Diplom eines Deutschlehrers erworben hatte, hatte ich insgesamt 10 Jahre Abendstudium hinter mir mit 2 Jahren Unterbrechung. Das waren die schweren Jahre, als ich mit der kranken Frau nach Kirgisien kam, bald einen Arzt rufen mußte, bald in die Apotheke laufen und bald auf Wohnungssuche gehen mußte. Es war eine sehr schwere Zeit. Ich weiß gar nicht, wie ich das alles schaffte, wie ich den Mut und die Kraft aufbrachte. Aber ich war jung und gesund und hatte einen sehr, sehr großen Wunsch zum Lernen. Darin liegt wohl die Erklärung, warum ich damals nicht zusammengebrochen bin. Dabei wurde ich von niemandem unterstützt (ich meine moralisch) und war auf mich selbst angewiesen. Die Lehrer – die taten ihre Arbeit. Von meiner Frau bekam ich keine Unterstützung, ich war ihr noch dankbar, daß sie nicht murrte. Aber einmal ließ sie doch die Katze aus dem Sack: sie meinte, wenn sie gesund wäre, würde sie mir ein allabendliches Studium zeigen. Ich konnte sie verstehen. Sie meinte, auf dem Hintergrund einer so schweren Lage wie der unseren, wäre es nicht angebracht, solch ein Abendstudium zu machen. Aber ich gab nicht auf, ich hätte für sie auch nicht mehr tun können, wenn ich nicht studiert hätte. Ich selbst hätte es nur physisch leichter gehabt.

## Die letzten Tage meiner Frau

Am 1. Mai 1962 erhielten wir eine Kommunalwohnung – 2 Zimmer, Küche, Bad und im Keller einen Abstellraum in einem ganz neuen Haus, im 2. Stock, insgesamt 44 Quadratmeter Wohnfläche. Um diese Wohnung mußte ich lange und hart kämpfen. Ich war in der Wohnungsliste in unserem Betrieb der hundertvierte Mann. Als ich den Gewerkschaftsleiter fragte, der für die Verteilung der Wohnungen zuständig war, wie lange wohl die Wartezeit dauern würde, antwortete er: „Wir bekommen 2, selten 3 Wohnungen jährlich, jetzt kannst du selbst rechnen, wann du an die Reihe kommst.“ Da war guter Rat teuer. Wir lebten in der Sommerküche eng aufeinander gepfercht, ohne irgend welche Bequemlichkeiten, das Wasser holten wir im Eimer von einem Pumpbrunnen auf der Straße, aus dem Ofen mußte jeden Morgen die Asche herausgekratzt und hinausgetragen werden, dann mußte er mit Holz und Kohle geheizt werden. Es gab nur ein Stübchen und einen kleinen Flur. In der Stube schlief die kranke Frau in unserem Ehebett, an der Wand gegenüber schlief der Sohn in seinem Kinderbett, ich schlief auf einem Klappbett, das zwischen den zwei Betten aufgestellt wurde. Oft war die Schwiegermutter da, dann schlief sie auf meinem Klappbett, ich begnügte mich mit einer Matratze auf dem Fußboden vor (beinahe unter) dem Bett meiner Frau. Wenn ich nachts den Notarzt rufen mußte, konnte der gar nicht an die Kranke herankommen. Die Ärzte gaben mir eine Bescheinigung über unsere Wohnungslage, halfen mir, einen Antrag an das Gesundheitswesen zu schreiben, die sollten eine Kommission schicken, die unsere schwere Lage bestätigen sollte, daß man uns vom Wohnungsdezernat im Kreishaus so schnell wie möglich eine normale Wohnung zur Verfügung stelle. Das Rote Kreuz mischte sich auch ein. Überall bemitleidete man uns, aber Wohnung gab es keine. Im Wohnungsamt zeigte man mir einen Haufen solcher Verordnungen vom Kreisamt wie die meine. Man sagte mir: „Wenn der Kreisdirektor Ihnen zusammen mit diesem Papier auch eine Wohnung zur Verfügung gestellt hätte, könnten Sie morgen schon einziehen.“ Das zog sich so anderthalb Jahre lang. Endlich sagte man mir: „In dem Botanischen Wohnungsmassiv wird in drei Wochen ein Haus mit 48 Wohnungen fertiggestellt, wir geben eine Wohnung Ihrer Gewerkschaft extra für Sie. Also, ab jetzt wenden Sie sich an Ihre Gewerkschaft.“ Dort wollte man die neue Wohnung mit allen Bequemlichkeiten einem Gewerkschaftsfunktionär geben, und wir sollten in seine Wohnung ziehen. Der Mann habe aber im Laufe der Jahre viel Geld in seine Wohnung rein gesteckt, und da sollte ich mich mit ihm einigen und verrechnen. Und der Mann arbeite immerhin schon 7 Jahre im Betrieb, ich aber erst 2 Jahre. Ich sagte dem Gewerkschaftsboss: Wenn Euer Mann meint, daß die neue Wohnung besser ist als die seine, da komme ich Ihnen und ihm entgegen und tausche mit ihm. Aber Geld zahlen werde ich ihm keine Kopeke, schon allein aus dem Grund, weil ich keines habe. Und sollte er in seiner Wohnung nur einen Nagel aus der Wand ziehen, dann gehe ich sofort zum Wohnungsamt und stelle ihnen dort die ganzen Machenschaften vor. Der Mann soll für eine alte Wohnung eine neue kriegen und will auch noch Geld dafür bezahlt haben. Wen meinen Sie denn, hier vor sich zu haben? Ich komme nicht aus der Klapsmühle!“ Der Boss nahm eine Wohnungsorder, füllte sie schweigend auf meinen Namen aus, unterschrieb sie und drückte ein Siegel drauf. Er gab mir das Papier und sagte: „Gehen Sie zu Ihrer neuen Wohnung, ich gratuliere Ihnen.“ Ich sagte kurz „Danke“ und verließ das Zimmer. Als ich draußen war, wurde mir schwindlig, ich mußte mich setzen. Ich fuhr mit der Order zu der neuen Wohnung, zeigte das Papier dem Mann, der da für die Verteilung zuständig war, und erhielt die Wohnungsschlüssel. Mein Wohnungsnachbar, ein junger Mann, sagte mir: „Die Schlüssel passen für jedes Schloß, sie sind alle einerlei. Diese Schlösser kann man mit einem beliebigen Nagel

öffnen.“ Ich fragte ihn, was er jetzt zu tun gedenke. Er sagte: „Ich fahre sofort in ein Geschäft und kaufe ein neues Schloß. Was soll man weiter machen?“ Ich bat ihn, er solle auch für mich eins kaufen. Er willigte ein, bat aber seinerseits, ich solle hier bleiben und auf die Wohnungen aufpassen. In einer knappen Stunde war er da. Er war auch schon zu Hause bei sich angefahren und hatte einen Kasten mit Instrumenten mitgebracht. Er sagte, er sei Tischler von Beruf, er werde das Schloß sofort selbst einbauen. Ich bat ihn, auch bei mir das zu machen und blieb da, bis er beide Schlösser eingestellt hatte. Erst dann verließ ich das Haus und fuhr zu meiner Arbeitsstelle. Ich suchte den Direktor auf und bat ihn, mir zu einem LKW zu verhelfen zum Umziehen und erzählte ihm kurz die ganze Sachlage. Er sagte, ich solle unseren Zweitonner-LKW auf dem Gelände des Werks suchen und den Fahrer sofort zu ihm schicken. Wenn ich den Wagen bis zum Ende des Arbeitstages nicht fände, solle ich nach Hause fahren, eine Matratze und eine Decke nehmen, in die Wohnung fahren und dort vorläufig allein übernachten. Es kam vor, daß leere Wohnungen über Nacht eigenmächtig besetzt wurden, dann war es nicht so leicht, diese Wohnungsstürmer wieder heraus zu bekommen. Ich fand schnell den Fahrer mit dem Auto, wir fuhren zum Direktor und der befahl dem Mann, er solle meine Sachen heute noch überfahren. Wir fuhren schnell zu uns nach Hause, luden die wichtigsten Sachen und Möbelstücke auf den Wagen, setzten die kranke Frau auf den Beifahrersitz, ich, meine Schwiegermutter und unser Sohn kletterten auf die Sachen und wir fuhren los. Ich und der Fahrer trugen unsere Sachen hoch, dann bezahlte ich den Fahrer, obwohl er seinen Lohn bekam, und entließ ihn.

Jetzt wollte ich meine Frau, die fast nicht gehen konnte, die Treppen hoch tragen, aber sie protestierte. Sie wollte versuchen, ob sie allein die 3 Treppen bewältigen könnte – sie konnte es nicht. Sie weinte und sagte: „Was habe ich nun von der schönen neuen Wohnung, wenn ich darin nicht leben kann? Ich wußte ja, daß ich die Treppen nicht kann hoch gehen, und daß ich hier oben keine Luft bekomme, wo ich doch zu gleicher Erde keine Luft bekomme.“

Ich hatte unsere Sachen fast alle in eine Ecke des Schlafzimmers gestellt, stellte das Bett auf seinen Platz, damit die Frau sich legen konnte. Die Schwiegermutter schaute sich in der Wohnung um und sagte: „Du lieber Gott, was wollt ihr denn in diese Räume alles hereinstellen?“

Die Frau wurde mit jedem Tag schwächer. Sie mußte wirklich einen Monat nach dem Einzug in die neue Wohnung wieder ins Krankenhaus. (Die 2. Etage spielte dabei gewiß keine Rolle.) Ihre Lage verschlechterte sich von Tag zu Tag. Ich ging jeden Tag schon früh morgens zu ihr. Es war Juni Monat und schrecklich heiß in Frunse. Sie bekam keine Luft und streckte mir, sobald ich zur Tür herein kam, die Hände entgegen, sie wollte hinaus an die frische Luft. Ich hob sie in einen Sessel und trug sie mitsamt dem Sessel hinaus in den Garten. Ihr ganzer Körper schmerzte, von innen und von außen, ich konnte sie gar nicht anfassen. Rollstühle gab es dort keine. Sie klagte stets, daß ihr im Innern alles brenne. Man gab ihr kleine Eiswürfel, die sie im Mund zerschmelzen ließ. Der Arzt meinte, retten könne man sie nicht mehr, denn das Herz arbeite wie eine defekte Pumpe. Es pumpt und pumpt, bringt aber das Blut nicht mehr in Bewegung. Man müsse jetzt alles tun, um ihr die Schmerzen zu lindern. Ich hatte gerade Prüfungen an der Universität. Da war ich jeden Tag von morgens früh bis abends spät bei ihr. Manchmal löste mich ihre Mutter ab, die jenes Jahr meistens bei uns wohnte. Sonst wohnte sie bei der ältesten Tochter in der Siedlung Kant. Ich war in diesen Tagen selbst dem Zusammenbrechen nahe. Den Sohn hatte ich in ein Ferienlager gebracht. Seine Mutter spürte, daß sie ihn nicht mehr zu sehen bekäme und trennte sich nur sehr schwer von ihm. Aber sie wollte ihm auch die Freude nicht verderben und ließ ihn fahren. Am 12. Juni 1962, um 10 Uhr morgens erlag meine

Frau ihren 5jährigen Leiden. Sie starb an Blutkreislaufstockung. Bei ihr war nur ihre Mutter. Ich war gerade unterwegs. Ich wollte versuchen, ihren Bruder Waldemar, der im hohen Norden der Sowjetunion im Militärdienst war, herzuholen, aber er konnte nicht kommen. Am Abend desselben Tages fuhr ich ins Ferienlager und holte unseren 10jährigen Sohn. Das ging auch nicht problemlos. Ich hatte ein Taxi angemietet, aber es hatte geregnet und der „Wolga“ kam auf dem rutschigen Weg nicht auf die Anhänge hinauf. Dann hatten wir uns auch noch verfahren. Mit einem Wort – wir kehrten gegen Abend unverrichteter Dinge zurück in die Stadt. Ich ließ mich in meinen Betrieb fahren. Dort arbeitete immer ein großer Selbstkipper. Ich ging zum Schichtmeister und erklärte ihm die Sache. Wir gingen zu dem Selbstkipper, der Fahrer ließ von einem Bagger so zwei Tonnen Splitt aufladen, warf drei Schaufeln hinauf, wir setzten uns alle drei in die Fahrerkabine und fuhren los. Jetzt passierten wir alle Abhänge ohne Problem. Wir weckten unseren Sohn und fuhren mit ihm nach Hause. Es war schon 12 Uhr nachts. Die Schwiegermutter stand im Hof und schaute auf die hell erleuchtete Wohnung. Unseren Sohn (er war 10 Jahre alt) hatte ich unterwegs auf die Tatsache vorbereitet, daß seine Mutter nicht mehr lebt. Er weinte still, reagierte aber sehr passiv. Ich glaube, er konnte doch noch nicht richtig wahrnehmen, was geschehen war.

Am nächsten Tag kam der Onkel meiner Frau, der Onkel Jakob Becker aus Kant. Wir holten aus der Tischlerei unseres Werks den Sarg, den ich dort bestellt hatte, nahmen die Kleidung für die Tote und brachten alles in das städtische Totenhaus. Die Mitarbeiterinnen, die dort tätig waren, zogen sie an und legten sie in den Sarg. Wir bedeckten den Sarg mit dem Deckel, aber ohne ihn festzunageln, stellten ihn auf das Auto und fuhren ihn nach Kant. Unser Werkdirektor hatte uns für den Tag der Beerdigung einen LKW zur Verfügung gestellt. Damit fuhren wir den Sarg auch zum Friedhof von Kant. Das war noch der alte Friedhof in der Nähe der Eisenbahn vor dem Fließchen Tschupra. Wir beerdigten meine Frau in Kant, weil da ihre Mutter, ihre Schwester und andere Verwandte lebten. Auch noch, weil hier das Beerdigen nicht so kompliziert war wie in der Stadt Frunse.

Die Nacht nach der Beerdigung schliefen ich und unser Sohn bei der Schwiegermutter. Ich hatte die ganze Nacht hindurch schwere Alpträume und stöhnte ununterbrochen.



## Neuer Anfang

Nach dem Tod meiner Frau dachte ich sehr viel über das Leben nach, über die Winzigkeit des Menschen, über das unnötige (wie mir schien) Streben des Menschen nach einer Zukunft. Da schmiedet der Mensch Pläne für Jahre voraus, dann kommt plötzlich der unerbittliche Tod, rafft den Menschen im Nu hinweg und alles ist verloren, alles Planen und Streben war umsonst. Ich hatte ja jahrelang gelebt mit der Angst, daß der Tod meine Frau hinwegraffen würde, hatte aber doch nicht gedacht, daß das so schnell, so plötzlich geschehen würde. Ich hatte mich schon daran gewöhnt, mit der Angst zu leben, mit der Unbequemlichkeit eines Lebens mit einer schwerkranken Frau. Ich hatte mein Leben schon danach eingerichtet, konnte mir gar nicht mehr vorstellen, wie das ist, mit einer gesunden, starken Frau zu leben. Jetzt mußte ich mich daran gewöhnen, alle Entscheidungen im Leben, im Alltag, allein zu treffen. Das Leben ging weiter, aber es wurde, da ich jetzt ganz allein war, noch unbequemer als mit der kranken Frau. Der Kleine war nach dem Pionierlager, wo er insgesamt nur 4 Wochen verbrachte, oft in Kant bei der Großmutter und der Tante Anja. Aber ich mußte jemand um mich herum haben. So ließ ich nach einem Monat meine Mutter und die Schwester Lili wieder von Jegorjewka nach Frunse zu mir kommen. Wir hatten jetzt Platz in der Wohnung genug. So schien es mir. Ich forderte sie nicht auf dazu, bat sie auch nicht wie das erste Mal, ich hatte es ihnen einfach empfohlen. Sie waren auch der Meinung, daß es für uns alle besser wäre, wenn wir hier zusammen wären. Lili hatte in Jegorjewka eine schwere Arbeit und es ging ihnen nicht gut. Ich half Lili und sie wurde in unserem Werk in der Armaturenabteilung als Netzbinderin, dann als Schweißerin eingestellt und verdiente nicht schlecht. Die Mutter war zu Hause. Adolf ging wieder in die Schule. Ich studierte weiter an der Abendfakultät, hatte es jetzt aber leichter als früher. An Heiraten dachte ich natürlich noch nicht. Vor dem Heiraten hatte ich Angst. Ich hatte Angst, daß mein Sohn durch das Gründen einer neuen Familie beleidigt werden könnte.

Als Berta noch lebte, fuhren wir manchmal nach Kant zu ihren Verwandten, meistens nämlich zu ihrem Vetter Jakob Becker junior. Der hatte schon xmal geheiratet. Zu jener Zeit lebte er mit Pauline Friedrich zusammen. Von der vorigen Frau, der Russin Soja Skorochokowa, hatte er zwei Kinder, einen Sohn Wolodja und eine Tochter Larissa. Seine jetzige Frau Pauline konnte infolge eines Unfalls in der Kohlengrube keine Kinder bekommen. Sie hing jetzt mit ganzem Herzen an der kleinen Larissa, die damals, als Pauline zu dem Becker kam, gerade 10 Monate alt war und bei Sojas Mutter lebte. Der vierjährige Wolodja lebte bei Jaschas Mutter. Jetzt nahm Pauline die kleine Larissa zu sich. Soja, die eigentliche Mutter des Kindes, war weggefahren. Sie kam nur immer und holte die Kinder weg, wenn der Jascha aufhörte, Alimente zu zahlen. Sobald sie wieder das Geld erhielt, ließ sie die Kinder wieder beim Vater und seiner neuen Frau Pauline. Pauline hatte es bei dem impulsiven Jakob Becker nicht leicht. Er betrog sie auf Schritt und Tritt mit anderen Frauen, beschimpfte sie unflätig und wenn er betrunken war, schlug er sie und bedrohte sie sogar mit dem Beil. Er hielt sie nur als Arbeitskraft für die große Wirtschaft, die er besaß. Wenn wir mit Berta, meiner Frau, zu ihnen kamen, tat mir die Frau immer leid. Sie hielt die Wohnung stets in bester Ordnung, versorgte die Kinder und das Vieh, mußte auf Arbeit gehen, nähte zu Hause (sie war eine gelernte, gute Näherin), war sehr kinderlieb und sehr unglücklich, weil sie keine eigenen Kinder haben konnte. Schließlich hielt sie das Leben bei dem Becker nicht mehr aus und

verließ ihn. Ihr Vater holte sie wieder zu sich nach Hause. Das war das zweite Mal, daß sie ihn verlassen hatte, genau drei Monate vor Bertas Tod.

Nach der Beerdigung meiner Frau mußte ich unseren Sohn wieder ins Pionierlager bringen. Er brauchte ein neues weißes Hemd, und ich wandte mich an Pauline, sie sollte dem Jungen eins nähen. Ich besuchte sie im Atelier während der Mittagspause und rief sie heraus in den Korridor. Hier brachte ich meine Bitte vor. Sie sagte, ich solle im Laden weißen Stoff kaufen und ihr bringen, morgen würde das Hemd fertig sein. Dann klagte sie über ihr Schicksal und fragte, ob ich in Frunse nachsehen könnte, ob in irgendeinem Atelier Näherinnen oder Zuschneiderinnen gebraucht würden. Sie würde gern in der Stadt arbeiten und sich dort auch eine Wohnung suchen. Dann sagte sie plötzlich: „Und später würden wir zwei vielleicht auch zusammenfinden. Ich würde deinen Sohn nicht beleidigen, da brauchst du keine Angst zu haben.“ Sie wurde rot im Gesicht und lief weg. Sie hatte doch wohl schon von jemandem gehört, daß ich keine Kinder mehr wollte, wegen des Jungen. Ich hatte mich vielleicht einmal irgendwo ähnlich geäußert, und das hatte sich herumgesprochen. Ich hatte nach Bertas Tod schon einige Male ähnliche Andeutungen gehört von anderen Frauen, aber so geradeheraus hatte mir solch einen „Antrag“ noch keine gemacht. Pauline war dem Charakter nach nicht mein Typ, und ich hatte ihr damals eine nichtssagende Antwort gegeben, so halb im Spaß. Ich sah aber, daß es ihr todernst war. Ich fuhr in jenem Sommer und Herbst einige Male nach Kant und war meist in Gesellschaft von Bertas Schwester Anja und ihrer Freundin Maria. Die hatten sich gewiß auch irgendwelche Hoffnungen für die Zukunft gemacht, wobei meine Person mit einkalkuliert war. Später kehrte ich auch bei den Friedrichs ein, bei Pauline. Aber ich hatte noch keinen festen Entschluß gefaßt, was ich tun sollte. Ich besuchte oft den Friedhof, Bertas Grab, brachte Blumen dorthin. Da die Friedrichs unweit vom Friedhof wohnten, ging ich manchmal auch zu ihnen herein. Pauline ging manchmal mit auf den Friedhof. Unsere Gespräche hatten stets nur einen nicht konkreten Charakter. Mir imponierte die Frau, auch das, daß sie keine Kinder bekam (das am meisten), ihr Äußeres, ihr Fleiß. Aber in unseren Gesprächen gab ich ihr unmißverständlich zu verstehen, daß ich sie nicht liebe, aber mit etwas Verstand und Geduld würden wir vielleicht miteinander auskommen. Sie antwortete auf gleiche Weise. Aber eins stand fest, daß ich in diesem Jahr nicht gedenke zu heiraten. Natürlich wußten ihre Arbeitskolleginnen Bescheid, manche warnten sie, daß sie nur drei Klassen Schulbildung habe und ich an der Universität studiere – da könne nichts Gescheites herauskommen. Solche Bedenken schlug sie in den Wind, und ich antwortete darauf genauso. Ich hatte damals nicht damit gerechnet, daß verschiedene Interessen in der Familie, zwischen Eheleuten, große Probleme mit sich bringen könnten.

Pauline hatte noch in jenem Sommer Arbeit in einem Atelier im Zentrum von Frunse gefunden. So fuhr sie jeden Tag mit dem Zug zur Arbeit und wieder zurück nach Kant, wie ich es einst getan hatte.

Ich weiß nicht mehr, was damals den konkreten Anlaß dazu gegeben hatte, aber am 17. Dezember 1962 holte ich sie aus Kant zu mir nach Frunse. Wir waren jetzt dem Charakter nach eigentlich drei Familien in einer: ich und mein Sohn (wir hatten unsere Gewohnheiten); die Mutter und Lili (die hatten ihre Gewohnheiten), Pauline (die war wiederum an anderes gewöhnt). Anfänglich ernährten wir uns gemeinsam. Zur Verpflegung legten wir das Geld zusammen: Lili anderthalb Teile, wir mit Pauline – dreieinhalb Teile. Das ging nicht lange gut. Dann teilten wir unsere Ernährung, jeder kochte für sich, d.h. die Mutter und Lili zusammen und wir. Jetzt schienen anfänglich alle zufrieden zu sein, die Stimmung in der Familie hob sich. Aber auch

das währte nicht lange, es gab immer etwas, was dem einen oder dem anderen nicht paßte. Am meisten bohrte Pauline. Vor unserer Heirat freute sie sich auf die große Familie, sie sei das gewöhnt, sie seien schon immer eine große Familie gewesen. Dann warf sie mir vor, sie habe ihr Leben lang noch nicht selbständig sein können, und jetzt wieder nicht. Um einen größeren Streit zu vermeiden, schlug ich der Mutter und Lili vor, sie sollten in eine eigene Wohnung gehen. Ich versprach ihnen, daß ich helfen werde, wo ich nur kann. Es war ja auch ziemlich eng für 5 Personen in der 44 Quadratmeter großen Wohnung. Wir fanden ganz in der Nähe eine Sommerküche. Natürlich half ich beim Einrichten der Wohnung, half für den Winter Holz und Kohle beschaffen. Im Mai 1963 bezogen die Mutter und Lili ihre selbständige Privatmietwohnung.

Im selben Monat 1963 wurde unsere Ehe im Standesamt registriert. Früher ging es nicht, die Papiere meiner Frau waren nicht in Ordnung. Meine Frau nahm mir jegliche Hausarbeit ab, so daß ich in Ruhe meiner Arbeit im Werk und meinem Studium an der Universität nachgehen konnte. Auch materiell ging es uns besser, wir waren ja jetzt zwei Verdienner. Außerdem verdiente Pauline noch viel zu Hause beim Nähen.

Größere Probleme gab es jetzt mit unserem Sohn. Pauline wünschte, daß er „Mama“ zu ihr sagen sollte, sie wollte auch mal Mama sein. Der Junge war auch einverstanden. Er übte sich sogar, seine neue Rolle zu spielen. Aber, als er dann in den Frühjahrsferien eine Woche in Kant bei seiner Großmutter war, kam er ganz verändert von dort zurück. Er weigerte sich nicht nur, Pauline mit „Mama“ anzurufen, er verweigerte ihr überhaupt jeglichen Gehorsam. Er erzählte dann, die Großmutter hätte ihm gesagt, sie sei nicht seine Mutter, deshalb brauche er auch nicht „Mama“ zu ihr sagen. Die Beziehungen zwischen Pauline und dem Jungen spitzten sich immer mehr zu, besonders, wenn er nach dem Wochenende aus Kant zurückkehrte. Ich wußte ja ganz gut, daß das Problem nicht in den „Pauline – Adolf – Beziehungen“ bestand, sondern darin, daß die Schwiegermutter die Hoffnung gehegt hatte, ich würde Bertas Schwester Anja zur Frau nehmen, da hätten sich dann die Beziehungen in der Familie nicht verändert, und die Anja wäre gut unter die Haube gekommen (sie war immer noch ledig). Als sich diese Hoffnung nicht erfüllt hatte, wurde die Schwiegermutter sauer und suchte, Pauline eins auszuwischen, was ihr auch gewissermaßen gelang. Ich hatte selbst Paulines Idee, daß der Junge Mama zu ihr sagen sollte, und zwar auf Geheiß, für ziemlich absurd gehalten. Eine andere Sache wäre es gewesen, wenn sie das Kind mit ihrem Benehmen und Verhalten zu ihm so weit gebracht hätte, daß er sie selbst, aus eigenem Trieb, „Mama“ genannt hätte. Das hatte ich auch versucht, ihr beizubringen, aber vergebens, sie kannte ja das „Mutter – Kind – Gefühl“ nicht. Sie versuchte, ihren innigen Wunsch von „oben“ durchzusetzen und hatte jetzt mit Hilfe der Schwiegermutter das Gegenteil erzielt, der Junge wurde geradezu stur. Das ging mir zu weit. Ich fuhr nach Kant und sagte der alten Dame direkt ins Gesicht, daß, wenn sie den Jungen auch weiterhin aufhetzen würde, ich ihn nicht mehr nach Kant zu ihr fahren lassen würde. Immerhin wäre für seine Erziehung ich verantwortlich und nicht sie. Das half, zwischen Pauline und der Fallers-Familie (meine erste Frau war eine Faller) entwickelten sich im Weiteren geradezu freundschaftliche Beziehungen, wir besuchten sie, und sie kamen oft zu uns nach Frunse. Adolf nannte aber Pauline nicht „Mama“, er konnte es einfach nicht, brachte es nicht über die Lippen. Ich sagte ihm, er könne sie ja Tante Pauline nennen, das wollte er auch nicht, das sei zu beleidigend für sie. Ihre Beziehungen konnte man ja als gute bezeichnen, aber er vermied, Pauline irgendwie anzurufen. Als er älter wurde, rief er sie „Mamascha“, das war schon besser.

Es gab manchmal Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten, aber, wir haben es geschafft, haben alle Klippen überwunden und unser Eheleben gemeistert. Im Dezember 2002 feierten wir unser 40-jähriges Jubiläum des „gemeinsamen Kampfes um eine friedliche Koexistenz“. Wir begingen dieses Ereignis mit einer Reise in die Ukraine und auf die Krim (Siehe „Ukrainereise 2002“).

1967 erhielt ich nach der Beendigung der Universität und der Verteidigung meiner Diplomarbeit (ein grammatisches Thema: „*Syntaktische Funktionen der unflektierten Form in den verbal-adjektivischen und verbal-partizipialen Wortverbindungen der deutschen Gegenwartssprache*“) das Diplom eines Deutschlehrers. In den 2 letzten Jahren meines Studiums an der Universität leitete ich in den Sommermonaten ein Übersetzungspraktikum. Dann behielt man mich auch als Lehrkraft an unserem Lehrstuhl für deutsche Sprache. Außerdem hielt ich Vorlesungen und leitete Seminare in Landeskunde Deutschlands (DDR + BRD). Meine Lehrtätigkeit am deutschen Lehrstuhl der Universität Frunse begann offiziell im September 1967. Wir bildeten Deutschlehrer für die Schulen Kirgisiens aus. 5 Jahre arbeitete ich für den Spottlohn von 105 Rubel im Monat, (vergleiche: in den letzten Jahren verdiente ich im Stahlbetonwerk als Betonierer bis 200 Rubel im Monat). Nach 10 Jahren wurde ich Oberlehrer und erzielte einen Monatslohn von 185 Rubel. Insgesamt war ich an der Universität bis März 1988, bis ich in Rente ging, d.h. rund 21 Jahre tätig.

Als ich im März 1988 die letzten Tage abgearbeitet hatte und in Rente ging, veranstaltete ich zu Hause eine kleine Abschiedsfeier von meinen Kollegen, d.h. von den Lehrern der deutschen Abteilung. Am Tisch verlas Frau Schurr, mit der ich vom ersten Tag meiner Tätigkeit an der Fakultät zusammenarbeitete, ein von ihr verfaßtes Gedicht, in dem sie in humorvoller Form meinen ganzen 60-jährigen Lebenslauf sehr treffend wiedergab. Ich glaube, es ist auch für meine Leser nicht uninteressant und führe es deshalb hier, an dieser Stelle, an.

*Hans Herber gewidmet*

Vor 60 Jahren in Boaro geboren,  
 hat er im Leben gehungert, gefroren.  
 Wenn man dran denkt, da wird's einem bange.  
 Ist ein paar Jahr' in die Schule gegangen...  
 Aber das Leben ist manchmal verzwickt,  
 und unser Hans wird gen Osten verschickt.  
 Ist nicht mal fünfzehn und schon – Trudarmee.  
 Hart ist die Arbeit bei Frost und im Schnee.  
 In der Taiga hat er Bäume gefällt,  
 oft ohne Essen, geschweige denn Geld,  
 hatte keine Kopeke in den Hosenflicken,  
 ja nicht mal 'nen Lappen, die Hosen zu flicken.  
 Von solchen Strapazen könnt' viel man noch sagen...  
 Nun hat ihn das Schicksal nach Frunse verschlagen.  
 Abends studierte er mehrere Jahre,  
 einbüßen mußte er Zähne und Haare.

Nach Abschluß ist er an der Uni geblieben,  
 auf Tabak und Baumwoll‘ wird oft er getrieben,  
 Hans unterrichtet, kuriert, kontrolliert,  
 daß nicht, Gott bewahre, mit wem was passiert.  
 In Deutschlands Geschichte kennt er sich gut aus,  
 doch leider macht mancher Student sich nichts draus.  
 Das ärgert den Hannes, und er wird nervös,  
 deswegen wird mancher Student ihm auch böse.  
 Für seine Studenten tut Hans, was er kann:  
 Er weckt sie am Morgen, er kleidet sie an.  
 Nicht selten tut er sie im Heime besuchen,  
 verwöhnt sie mit Paulinas Bretzeln und Kuchen.  
 Wenn Kuchen nicht helfen, dann greift er zur Rute,  
 dabei ist ihm unheimlich scheußlich zumute.  
 In vielen Sachen ist Hannes naiv,  
 im Drange nach Ordnung, da greift er zu tief.  
 Beim Arbeiten hat er wohl niemals versagt,  
 hat selber geschuftet und andre geplagt.  
 War mießpetrig manchmal, doch niemals unfair,  
 war ehrlich und fleißig – wenn jeder so wär‘!  
 Und jetzt ist er Rentner und klug wie ’n Professor,  
 (ein klein bißchen dümmer, das wär‘, scheint’s mir, besser.)  
 Trägt modische Pullis und Schuh‘ „Salamander“,  
 und wird von Pauline verwöhnt wie kein anderer,  
 kriegt Geld vom SOBES und vom Funkkomitee,  
 kann tagsüber liegen, die Füß‘ in die Höh‘.  
 Muß manchmal was schreiben? Das fällt ihm nicht schwer.  
 Na, sag mal, Johannes, was willst du noch mehr?!

In den Jahren meiner Tätigkeit an der Universität machte ich fast jeden Sommer während der Ferien eine Bildungsreise, um nicht in der Allgemeinbildung hinter meinen Studenten zurückzubleiben. Ich war in Leningrad und Umgebung, im Baltikum, im Kaukasus an der Küste des Schwarzen Meeres, in Kiew und in der Westukraine, machte eine Schifffahrt auf der Wolga von Jaroslawl bis Saratow, war oftmals zur Erholung am Hochgebirgssee Issyk-Kul in Kirgisien, war im Fernen Osten in der unmittelbaren Nähe der chinesischen Grenze, war mehrere Male in Kasachstan und im Altai bei meinen Verwandten zu Besuch, machte eine Touristenreise durch Polen und die DDR, war zweimal in der Bundesrepublik Deutschland, war in Moskau. Ich wurde oftmals auch als Dolmetscher für Gruppen und Einzelpersonen, hauptsächlich Gelehrte, die Kirgisien besuchten, herangezogen. Ich war in der Industrie- und Handelskammer Kirgisiens als Dolmetscher und Übersetzer registriert. Außerdem war ich mehrere Jahre als Mitarbeiter des deutschen Rundfunks Kirgisiens tätig. In der Zeit der Perestroika (politische und ökonomische Umgestaltung unter Gorbatschow) kamen oft Journalisten und Regisseure aus der Bundesrepublik nach Kirgisien. Da sprang ich auch als Dolmetscher ein, half Fernsehfilme über die Deutschen in Kirgisien drehen.

Seit 1988 war ich in Rente. Ich erhielt nach 46 Arbeitsjahren ganze 102 Rubel Rente. Ich machte mir aber Nebenverdienste, wie gesagt, als Dolmetscher und Übersetzer. Außerdem organisierte ich Familienkurse für deutsche Sprache für

diejenigen, die in die Bundesrepublik auswandern und jetzt Deutsch lernen wollten. In meiner Tätigkeit als Deutschlehrer war ich unermüdlich, denn ich liebte diese Arbeit. Ich stand meinen Studenten Tag und Nacht zur Verfügung und half, wo ich nur konnte, meinen jüngeren Kollegen. Und meine Hilfe wurde oft in Anspruch genommen. Ich verlor die Verbindung zu meinen Studenten und deren Familien auch nicht, wenn sie selbst schon längst im Berufsleben standen. Ich wurde nicht müde, den Studenten zusätzlichen Unterricht zu erteilen, in Deutsch oder in Landeskunde, an der Fakultät, im Studentenheim oder zu Hause bei mir. Ich bemühte mich, Studenten und Lehrer soviel wie möglich über Deutschland und die deutsche Sprache aufzuklären. Ich suchte Begegnungen mit deutschen Touristen, wo und wann es nur möglich war, hörte jahrelang am Rundfunk die „Deutsche Welle“ (was damals gar nicht ungefährlich war), unterhielt Briefwechsel mit Kollegen und anderen Personen aus beiden Teilen Deutschlands. Aber das war mir alles zu wenig. Seit vielen Jahren hegte ich den heimlichen Wunsch, nach Deutschland umzusiedeln, um die deutsche Kultur und das deutsche Leben aus erster Hand kennenzulernen.

## **Meine Tätigkeit an der Kirgisischen Staatlichen Universität (1967-1988)**

Die 21 Jahre meiner Tätigkeit an der Universität spielten in meinem Leben eine derart wichtige Rolle, daß ich es für notwendig halte, ihnen ein spezielles Kapitel zu widmen.

Nach 12 Semestern Abendstudium hatte ich mein Diplom als Deutschlehrer erhalten. Da es an qualifizierten Deutschlehrern am deutschen Lehrstuhl mangelte, behielt man mich sofort als Lehrkraft einer russischen (sprich: europäischen) Studiengruppe.

An der deutschen Abteilung wurden jährlich 50 Abiturienten immatrikuliert (an der englischen – 80, an der französischen – 30). Manchmal wurden an jeder Abteilung noch 10 – 20 Kandidaten aufgenommen, die nach dem ersten Semester entweder immatrikuliert oder weggeschickt wurden, je nach dem, was für Kenntnisse und Bestreben sie aufwiesen. An der deutschen Abteilung wurden aus den 50 – 60 Studenten und Kandidaten 5 Studiengruppen gebildet: 2 russischsprachige Gruppen, die sich der Nationalität nach aus Russen, Deutschen, Juden, Koreanern, Chinesen u.a. und Kirgisen, die eine russische Schule absolviert hatten, zusammensetzten, und 3 Gruppen, die ausschließlich aus Kirgisen bestanden, die eine kirgisische Schule absolviert hatten. Nach erfolgreichem fünfjährigem Studienabschluß, der mit einer obligatorischen Staatsprüfung im Fach „Wissenschaftlicher Kommunismus“ und in den Fächern Deutsche Sprache und Deutsche Literatur, oder einer Diplomarbeit zu einem Aspekt der deutschen Sprache endete, erhielten die Absolventen das Diplom eines Deutschlehrers für die Mittelschule und Übersetzers. Anschließend erhielten sie eine Einweisung in irgendeine Schule der Kirgisischen Republik, wo Deutschlehrer gebraucht wurden. Nach zwei Jahren Arbeit an der vorgeschriebenen Schule erhielten sie das Recht, sich selbständig eine Arbeitsstelle zu suchen.

Eine Studiengruppe enthielt 8 bis 12 Studenten, die aus ihren Reihen einen Gruppenältesten wählten. Aus den Reihen der Lehrkräfte erhielt die Gruppe einen Kurator (Betreuer), der diese Gruppe gewöhnlich vom ersten bis zum letzten Studienjahr betreute. Wie gesagt, waren die Studiengruppen ihrem nationalen Bestand nach sehr mannigfaltig. Eine Gruppe aus 10-12 Personen konnte aus 4-5 und mehr Nationalitäten bestehen. Es muß unterstrichen werden, daß es niemals zu Meinungsverschiedenheiten oder gar Zusammenstößen auf nationaler Grundlage kam. So etwas wäre auch niemals zugelassen, sondern streng geahndet worden. Aber außerhalb der Lehr- oder Arbeitsstellen, auf der Straße, im Verkehrsmittel, im Geschäft oder anderen öffentlichen Stellen kam es manchmal zu Beschimpfungen auf nationaler Grundlage. Aber auch dies wurde gewöhnlich von der Öffentlichkeit verurteilt.

Anders war es, wenn in der Gruppe ein Mitglied einer religiösen Sekte oder Konfession entdeckt wurde. Es wurden natürlich gegen solch einem Studenten keine offiziellen Maßnahmen ergriffen (das wäre verfassungswidrig gewesen), aber es wurde gezielte antireligiöse Propaganda betrieben, hauptsächlich von Seiten des Komsomol (Kommunistische Jugendorganisation) oder der Partei, die dem Betroffenen das Leben sauer machte. Aber es kamen solche Fälle vor, die meistens von den Studiengenossen gedeckt wurden. Auch manche Lehrer wußten davon und nahmen es stillschweigend hin, oder taten, als ob sie nichts wüßten.

Das Hauptfach Deutsch war in Aspekte gegliedert: Analytik, Grammatik, Phonetik, Orthographie, Zeitungslektüre, Stilistik, Lexikologie und selbständige Hauslektüre. Dann wurde noch Landeskunde unterrichtet, die die Studenten mit der Geschichte, der Geographie, Kultur und Wirtschaft des jeweiligen Landes bekanntmachte, d.h.

der DDR und der BRD. Die Lehrer spezialisierten sich gewöhnlich auf zwei bis vier Sprachaspekte. Ich unterrichtete gewöhnlich praktische Phonetik im 1. Studienjahr in der Gruppe, wo ich als Betreuer tätig war, praktische Grammatik, Hauslektüre, Zeitungslektüre, seltener Analytik in den ersten Studienjahren und leitete Übersetzungspraktiken, Jahres- und Diplomarbeiten. In den letzten 15 Jahren war die Landeskunde fast ausschließlich mein Prärogativ. Viele Studenten schrieben Diplomarbeiten zu Themen der Landeskunde, die ich persönlich vorschlug, oder, die sie auch selbst auswählten. Das waren z.B. solche Themen wie: „Martin Luther und seine Rolle in der deutschen Reformation“, „Etymologie der deutschen geographischen Namen von Flüssen, Seen und Gebirgen“, „Sitten, Bräuche und Feste in der Bundesrepublik Deutschland“, „Sitten, Bräuche und Feste des deutschen Volkes in der Literatur“, „Der deutsche Humanismus und seine Rolle in der Vorbereitung der Reformation“, „Neue deutsche Nachkriegslexik und ihre geschichtliche Grundlage“, „Deutsch-Russisch-Kirgisches Lexikon der Geschichte Deutschlands“ u.v.a.

Die langjährige Arbeit an der Landeskunde trug dazu bei, daß ich zweimal die Bundesrepublik auf Einladung von Verwandten während der Sommerferien besuchen durfte. Diese Besuche wiederum halfen mir, Kenntnisse und Material für meine Arbeit an der Universität zu sammeln. Die Landeskunde Deutschlands war, wenigstens zu jener Zeit, eines der beliebtesten Fächer der Studenten der deutschen Abteilung. Zweimal im Jahr kamen zu uns, d. h. an die Universität, Deutschlehrer aus den Schulen der Rayons und der Hauptstadt Frunse zu vierwöchigen Weiterbildungskursen und Seminaren, wo sie ihre Kenntnisse nicht nur in der deutschen Sprache erweiterten, sondern auch mit besonderer Vorliebe die Vorlesungen in der Landeskunde besuchten. Hier muß hervorgehoben werden, daß zu jener Zeit die Einwohner Kirgisiens (auch der anderen Republiken der Sowjetunion) nur ganz wenige Möglichkeiten hatten, sich über Deutschland, hauptsächlich über die Bundesrepublik, zu informieren. In den 60er – 70er Jahren waren noch verhältnismäßig wenige Deutsche aus der Sowjetunion nach Deutschland emigriert, und die Verbindung mit Deutschland, hauptsächlich mit der Bundesrepublik, war noch sehr spärlich. Die wenigen Deutschen, die in der Bundesrepublik Verwandte oder Freunde hatten und Briefwechsel unterhielten, oder gar sie besuchen durften, stellten dies nicht besonders zur Schau.

Außer den oben angeführten Fächern, die alle zur deutschen Sprache gehörten, wurden die Studenten der deutschen Abteilung an der Universität noch in folgenden anderen Fächern unterrichtet:

Geschichte der KPdSU, Marxistisch-leninistische Philosophie, Politische Ökonomie, Wissenschaftlicher Atheismus, Pädagogik, Psychologie, 2 Semester Kirgisische Sprache, 1 Semester Latein, Ausländische Literatur, 1 Fremdsprache (Englisch oder Französisch) u.a.

Große Bedeutung wurde der politischen und kulturellen Erziehungsarbeit beigemessen. Einmal in der Woche wurden sogenannte Kuratorenstunden durchgeführt, wo die Studenten der Reihe nach kurze politische Informationen aus aller Welt vorbereiteten und damit vor der Gruppe auftraten. Außerdem wurden Berichte über kulturelle Ereignisse und erzieherischen Charakters erstattet. Alle diese Maßnahmen wurden unter der Leitung des Kurators durchgeführt, der einen schriftlichen Arbeitsplan dazu dem Dekanat vorlegen mußte, sowie auch eine Abrechnung über dessen Erfüllung.

Meine Vorlesungen in der Landeskunde wurden öfters von Vertretern des Rektorats, der Parteiorganisation oder des Dekanats geprüft. Dabei kam es manchmal zu kuriosen Fällen. Ich hatte eine Broschüre, wo in Farbe eine Tabelle abgebildet war,



die das Bruttonationalprodukt der 10 führenden Länder der Welt darstellte. Diese Tabelle ließ ich von einem Studenten, der sehr schön zeichnete, in Großformat anfertigen und hängte sie zu den anderen Anschauungsmitteln an die Wand. Die Sowjetunion war auf dem 8. Platz. Diese Tabelle kam einem Vertreter des Rektorats unter die Augen. Noch am selben Tag mußte ich die Tabelle ins Dekanat bringen, von dort wurde sie ins Rektorat geholt. Nach drei Tagen durfte ich sie wieder aus dem Dekanat abholen. Der stellvertretende Dekan sagte mir, ich solle sie nicht heraushängen. Sie kompromittiere die Sowjetunion. Er meinte, ich hätte die Angaben pro Personen geben sollen. Ich mußte ihm dann 10 Minuten lang erklären, daß eine solche Tabelle die Sowjetunion noch mehr bloßstellen würde.

Das größte Problem in meiner Arbeit als Lehrer an der Universität, sowie auch aller anderer Lehrkräfte, war der „Druck von oben“, die „Prozentschere“, das heißt, daß wir angehalten wurden, jedes Jahr möglichst so viele Lehrer herauszulassen wie vor 5 Jahren Abiturienten immatrikuliert wurden. Das wirkte sich negativ auf die Qualität der fachlichen Kenntnisse der Absolventen aus.

Das zweite Problem war, daß die Studenten sowie auch die Lehrer alljährlich ein bis zwei Monate der Lehrzeit und auch einen beträchtlichen Teil der Ferien auf den Feldern der Kolchose und Sowchose bei der Ernte der Feldfrüchte und in der Heuernte verbringen mußten. So daß das Lehrprogramm, das auf 5 Studienjahre berechnet war, praktisch in 4 Jahren bewältigt werden mußte. Außerdem wurden die Studenten regelmäßig zu den sogenannten „Subbotniks“ herangezogen, wo sie unentgeltlich die Lehrräume und das anliegende Territorium aufräumen und saubermachen mußten. Nicht diese Arbeit selbst fiel den Studenten schwer oder störte sie beim Studium, sondern die Tatsache, daß es bei diesen Arbeiten nicht gerecht zugeht. Die Faulen drückten sich vor der Arbeit, wo und wie sie nur konnten, so daß sich die mehr Gewissenhaften dann benachteiligt fühlten, und die Schlawen von ihnen es dann den ersten nachmachten.

So verliefen die Jahre meiner Tätigkeit an der Kirgisischen Staatlichen Universität. Es waren für mich schwere, aufreibende, aber glückliche Jahre.

## **Nach Deutschland**

Als Anfang der 70er Jahre weitläufige Verwandte von mir nach Deutschland ausreisten, begannen meine Träume Gestalt anzunehmen. Ich sammelte in aller Stille die notwendigen Dokumente und schickte sie auf Umwegen nach Deutschland zu meinen Nichten Ella Rosenfeld und Katja Hübert. 1974 erhielt ich mit Freude und Bangen eine Anforderung und die Einreiseerlaubnis aus Deutschland. Unter großer Angst und großer Geheimhaltung begann ich jetzt die Vorbereitung der Papiere für die Auslandspaßstelle. Ich und meine Frau (wir lebten ja nur zu zweit) mußten von jedem Verwandten 1. Grades (von den Eltern, den Kindern und den Geschwistern) eine eigenhändig geschriebene und unterzeichnete Zustimmung zu unserer Ausreise vorlegen. Die mußte ich mit großen Schwierigkeiten aus den verschiedensten Regionen der großen Sowjetunion zusammenholen. Da gab es Kopfschütteln, Tränen und auch Vorwürfe. Aber Absagen erhielten wir von keinem. Aber das Schlimmste stand mir noch bevor: im Falle einer Genehmigung von der Auslandspaßstelle – die Erklärungen und Auseinandersetzungen mit meinem Kollektiv und meinen Vorgesetzten an der Universität. Diejenigen, die zu jener Zeit eine Ausreise aus der Sowjetunion nach Deutschland erwirkt hatten, mußten in den Belegschafts- und

Gewerkschaftsversammlungen alle Kreise der Hölle durchlaufen. Da gab es Schmähungen und Beschimpfungen, Unverständnis und Drohungen, die Ausreisewilligen wurden als Verräter abgestempelt. Ein guter Arbeiter, der jahrzehntelang einer der besten Arbeiter des Kollektivs war, von allen geachtet und geehrt, Dutzende mal ausgezeichnet worden war mit Staatsorden für gute, gewissenhafte Arbeit, wurde im Handumdrehen ein Landesverräter, ein Volksfeind, ein Verbrecher, ein heimlicher Faschist, der gewöhnlich seine Arbeit verlor und in Bann und Acht geriet. Vor dieser Prozedur hatte ich die größte Angst. Es kam vor, daß ein Mensch nach solch einem Verfahren bis zum Selbstmord getrieben wurde. Ich glaube, ich wäre auch einer von letzteren geworden. Denn ich hatte mir immer eingeflüßt: was einem einfachen Arbeiter oder Kolchosbauern verziehen wird, wird man mir nicht verzeihen. Doch das Schicksal hatte diesmal Erbarmen mit mir.

Als ich alle Papiere zusammen hatte, gab man mir in der Paßstelle nur widerwillig auf mein hartnäckiges Drängen die Vordrucke für einen Ausreiseantrag. Nachdem ich alles ausgefüllt und abgegeben hatte, verging ein halbes Jahr, bis man uns mit zwei Zeilen benachrichtigte, daß unser Antrag um Ausreise abgelehnt sei, weil wir in der BRD keine Verwandten 1. Grades hätten. Ich versuchte danach 2mal, beim Chef der Auslandspaßstelle (OVIR) vorzusprechen – vergebens. Dort waren immer so viele Menschen mit irgendwelchen Fragen, daß man da nie an die Reihe kam. Da erklärte mir einmal ein „Leidensgenosse“, wenn ich doch schon eine Anforderung (Wysow) aus Deutschland hätte, sollte ich mich an die deutsche Botschaft in Moskau wenden, die würden mir diese Anforderungen im Handumdrehen von der Nichte auf die Cousine umschreiben, die im Russischen auch „Schwester“ lautet. Ich wollte nichts unversucht lassen und schrieb an die deutsche Botschaft in Moskau. Ich bat, meine Anforderung zu korrigieren. Die Antwort war negativ. Man schrieb mir, dafür wäre allein das Innenministerium der UdSSR (Sowjetunion) zuständig und fügte noch eine ganze Seite Erklärungen hinzu. Kurz danach wurde ich zu unserem Dekan Vitali Michailowitsch Karpow gerufen. Er erklärte mir in aller Ruhe und ganz wohlwollend, wie mir schien, er wisse alles, er verstehe mich ganz gut, er könne mir aber nicht helfen. Er wolle mir aber einen guten Rat geben. Er erklärte mir, ich käme sowieso nicht an gegen die staatliche Obrigkeit. Deshalb solle ich doch seinem Rat folgen, mich ruhig verhalten und meinem Ansehen und meiner Arbeit nicht selber schaden. Anderenfalls müßten wir uns trennen (das heißt, er müßte mich entlassen, an Formulierungen fehlte es da nicht), und er möchte mich als gute Lehrkraft nicht verlieren. Ich kam mir vor wie ein kleiner Schuljunge, den man bei einem unschönen Vergehen erwischt hat. Ich sagte ihm, daß ich schon selbst alles eingesehen hätte und würde weder ihm noch mir weitere Schwierigkeiten bereiten. Ich muß rot gewesen sein im Gesicht wie ein gekochter Krebs, so brannte es mir, als ich das Kabinett des Dekans verließ.

Ich arbeitete noch einige Jahre weiter, immer mit der Angst, daß man mir mal mein „Vergehen“ unter die Nase reiben würde. Eines Tages wurden so ungefähr 50 Mann, Deutschlehrer aus der Universität und anderen Hochschulen, Personalleiter verschiedener Betriebe u.a. zur Bezirksparteisekretärin unseres Stadtbezirks eingeladen. Die Parteisekretärin machte eine "Lageerklärung", in der sie mitteilte, daß in den letzten zwei Jahren in der Republik sich eine Auswanderungswelle spürbar macht. Es wandern Juden aus, Armenier, aber das Schlimmste sei, daß immer mehr Deutsche in die Bundesrepublik ausreisen. Daß Juden und Armenier ausreisen wollten, das beunruhigte sie nicht so sehr. Aber die Ausreise der Deutschen wirke sich besonders negativ auf die Wirtschaft Kirgisiens aus. Es müsse was unternommen werden, um den Ausreisedrang der Deutschen entgegenzuwirken. Es wurden Dreiergruppen gebildet, die unter die Deutschen gehen sollten, in die Betriebe,

Kolchose, sogar in die Wohnungen der Leute, und sie dazu bewegen, ihre Auswanderungspläne aufzugeben. Und da hatte man es ausgerechnet auf mich abgesehen. Ich rätselte lange herum, ob das mit Absicht geschah oder Zufall war. Am Anfang der Rede der Parteichefin hatte ich Angst, daß sie jeden Augenblick auch meinen Namen nennen würde. Natürlich dachte ich nicht im Geringsten daran, solche Agitation unter meinen Landsleuten zu treiben. Aber ich hatte Angst, in die Universität zurückzukehren. Ich mußte doch jetzt Farbe bekennen. Am nächsten Tag traf ich unseren Universitätspartei sekretär und sagte ihm, was man mit mir vorhatte. Der fragte mich geradeheraus: „Und Sie lehnen das ab?“ Ich antwortete: „Ich kann Ihnen eine Vorlesung vorbereiten und halten zu einem gegebenen Thema. Aber ich bin kein Agitator.“ Er zuckte mit den Schultern und ließ mich stehen.

Ich unterhielt weiter Briefwechsel mit Kollegen und Verwandten aus der Bundesrepublik und versuchte jetzt, eine Urlaubsreise zu meinen Verwandten in der BRD zu erwirken. Im OWIR (Auslandspañsstelle) erklärte man mir, daß ich allein einen Antrag stellen dürfe, meine Frau könne ein anderes Mal, nach meiner Rückkehr, einen Antrag stellen. Das politische Klima hatte sich inzwischen etwas verbessert und ich erhielt im Jahre 1978 eine Einladung von der Tochter meiner Kusine Katja Hübert für eine Gastreise in die Bundesrepublik. Die Administration der Universität und der Partei sekretär der Fakultät setzten sich für mich ein, weil ich als Lehrer für Landeskunde eine solche Reise notwendig brauchte. Ich wurde in das Parteibüro der Universität eingeladen zu einem Gespräch, denn die mußten meine Charakteristik, die mir das Dekanat und die Parteiorganisation der Fakultät für Fremdsprachen ausgestellt hatten, bestätigen. Die Büromitglieder saßen am Tisch, an dessen Ende der mir bekannte Partei sekretär Dshussajew thronte, und ich stand wie ein Schüler an einer Wandtafel. Ich mußte verschiedene Fragen beantworten. Einer fragte z.B., ob ich auch wüßte, wie ich mich in einem kapitalistischen Ausland zu verhalten habe. Ich antwortete, daß ich schon 14 Jahre an der Universität tätig sei und wüßte, wie ich mich verhalten müsse. Der Mann spürte wahrscheinlich im Ton meiner Antwort etwas wie Unzufriedenheit und sagte: „Ich wollte sie nicht beleidigen, aber nicht alle, die dorthin geschickt werden, wissen es.“ Ich antwortete ihm noch einmal: „Sie können beruhigt sein, ich weiß es.“ Dann fragte jemand, wer mich dort hin schicke und zu welchem Zweck. Darauf antwortete, der Partei sekretär, daß ich auf Einladung von Verwandten eine Urlaubsreise in die BRD mache, daß mich keiner geschickt habe und fragte dann, wer dafür sei, daß das Parteibüro meine Charakteristik vom Dekanat bestätige. Alle saßen und schwiegen, da lächelte der Partei sekretär und hob als erster die Hand, darauf flogen alle Hände in die Höhe. Meine Charakteristik, die der Auslandspañsstelle (OWIR) vorgelegt werden mußte, war bestätigt. Jetzt mußte ich selbst im OWIR erscheinen, um meinen Reisepañ zu holen. Dort fragte man mich kurz, ob es stimme, daß ich 1975 einen Antrag gestellt hätte, um in die Bundesrepublik Deutschland zur ständigen Wohnsitznahme auszureisen. Ich bejahte es. Dann legte man mir ein Papier vor und sagte: „Lesen Sie das durch und unterschreiben Sie.“ In dem Papier stand, daß ich mich verpflichte, in Deutschland keinerlei Anträge zur Einreise zu stellen, an keinerlei Demonstrationen teilzunehmen und rechtzeitig in die Sowjetunion zurückzukehren. Ich unterschrieb und konnte gehen.

Von Frunse bis Moskau flog ich mit dem Flugzeug, das war schneller und günstiger als mit dem Zug. Auf Empfehlung von einem meiner Kollegen aus Frunse nahm mich in Moskau ein Verwandter dieses Kollegen für ein paar Tage bei sich in seiner Wohnung auf. Ich hatte ja noch kein Visum für Deutschland, das ich erst in der deutschen Botschaft besorgen mußte. Als das erledigt war, mußte ich erst eine

Fahrkarte von Moskau nach Deutschland lösen, was ja ohne Probleme machbar war, aber der Zug nach und durch Deutschland verkehrte nur zweimal in der Woche, so daß ich insgesamt 5 Tage bei den Leuten wohnen mußte.

Endlich war es soweit, ich stieg am Weißrussischen Bahnhof in Moskau in den Zug Moskau-Amsterdam (ich mußte nach Köln) in ein zweiplätziges Abteil. Meine Nachbarin war ein 16-jähriges Mädchen aus Moskau. Ich hatte sie schon in der deutschen Botschaft gesehen in Begleitung eines etwa 35-jährigen Mannes. Als wir uns jetzt bekannt machten, erfuhr ich, daß sie die Tochter eines Diplomaten war. Ihr Vater arbeitete in der russischen Botschaft in Paris und lebte dort schon mit seiner Frau und einer 11-jährigen Tochter. Diese ihre Tochter mußte erst in Moskau die Schule beenden und fuhr jetzt zu den Eltern. Der Mann, der sie heute auch zum Zug begleitete, war ein Mitarbeiter des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten und ein Freund der Familie und Kollege ihres Vaters. Das Mädchen wohnte auch bei den Leuten, seit ihre Familie nach Paris gezogen war. Sie war ein lebendiges, offenherziges und sehr erudiertes Ding und ich versprach mir schon eine interessante Reise in ihrer Gesellschaft. Doch kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, erschien der Schaffner, prüfte unsere Fahrkarten und sagte: „Was für ein Idiot von Kassierer hat euch denn solche Plätze verkauft? Über ein Abteil ist ein ähnlicher Fall, dort sitzen ein älterer Herr und eine ältere Dame, die sich in Gesellschaft des fremden Mannes gar nicht wohl fühlt. Wir machen es so: wir lassen die junge Dame hier und Sie gehen mit mir zu dem älteren Herrn, ich bringe die alte Frau hier her. Einverstanden?“ Ich verließ nur ungern die Gesellschaft des jungen Mädchens, sah aber die Zweckmäßigkeit eines solchen Tausches ein. Ich nahm meinen Koffer und ging dem Schaffner nach. Er erklärte in dem anderen Abteil den Sachverhalt, auch hier waren alle einverstanden. So kam ich jetzt in die Gesellschaft eines etwa 50-jährigen Herrn, dessen Gesellschaft sich als nicht weniger interessant erwies als die der jungen Dame. Der Mann war Diplomat und fuhr in die sowjetische Botschaft nach Luxemburg, dem kleinen Staat zwischen Deutschland, Frankreich und Belgien. Er war schon 22 Jahre im diplomatischen Dienst, davon lebte er insgesamt nur 4 Jahre in Moskau, alle andere Zeit im Ausland, und zwar in Afrika und in Frankreich, jetzt fuhr er nach Luxemburg. Er erzählte unterwegs viel von seinem Leben in der Halbwildnis Afrikas, von der Natur, den Menschen und den Abenteuern, die er dort erlebt hatte. Er benahm sich sehr selbständig und unabhängig, er war es gewöhnt, sich auf einer höheren Ebene zu bewegen als ich. Vor Brest, der Grenze zu Polen, meinte er: „Wollen wir nicht in den Speisewaggon gehen und etwas Gekochtes zu uns nehmen?“ Ich hatte, ehrlich gesagt, wenig Lust zu solch einem Unternehmen, erstens mußte ich mit meinem Geld sparsam umgehen, zweitens war ich es nicht gewöhnt, allerlei Restaurants zu besuchen, ich aß und trank lieber zu Hause in vertrauter Umgebung. Aber ich wollte dem Mann nicht vor den Kopf stoßen und wollte ihm Gesellschaft leisten, so ging ich eben mit. Wir aßen und tranken etwas, ich weiß nicht mehr, was es war, dann fragte mein Kumpan die Bedienung, ob der Speisewagen auch über die Grenze fährt. Die Frau erklärte, daß der Wagen in Brest abgehängt würde, sie würden dann wieder zurück nach Moskau fahren. „Und was sollen wir auf dem weiteren Weg essen?“, fragte er dann. Die Kellnerin antwortete, wir müßten uns bei ihnen mit Lebensmitteln versorgen. Was sie uns anzubieten hätten, fragte er sie. Sie zählte ihr Angebot auf, er fragte mich nur immer: „Nehmen wir das?“ Ich sagte: ja oder nein, je nach dem. Außer den Lebensmitteln hatten wir noch eine Flasche Sekt mitgenommen und gingen mit voll beladenen Armen in unser Abteil. Hier sagte er mir: „Bringe die Produkte zum Schaffner, er soll sie in den Kühlschrank verstauen.“ Ich erwiderte, daß ich das nicht könne, ich getraue mich einfach nicht, und der Schaffner wird sie nicht in seinen Kühlschrank nehmen. Er meinte: „Was seid ihr nur für bange Menschen! Der

Kühlschrank gehört uns, den Fahrgästen! Wir bezahlen den ganzen Zug mitsamt dem Schaffner. Wenn wir nicht wären, wäre der Kerl ohne Arbeit. Das haben wir gleich.“ Er nahm die Lebensmittel und brachte sie zu dem Schaffner, der stellte sie ohne Widerrede in den Kühlschrank. Als wir nach Brest kamen, war es schon spät abends, wir schliefen schon. Man weckte uns und verlangte unsere Pässe. Zuerst waren es die sowjetischen Grenzwächter, dann die Zollbeamten, dann die polnischen Grenzwächter und Zollbeamten. Das wurde meinem Gefährten zu toll. Er sagte: „Iwan Alexandrowitsch, nehmen Sie die Pässe, geben Sie sie dem Schaffner und sagen Sie ihm, der soll uns jetzt in Ruhe lassen, wir sind keine Verbrecher, davon haben sich schon alle überzeugt.“ Ich brachte die Pässe dem Schaffner und... es hat funktioniert, man hat uns bis in die Bundesrepublik, bis wir selbst aufwachten, nicht mehr geweckt. Als wir am Morgen gegen 8 Uhr erwachten, hielt der Zug in Hannover. Ich ging hinaus auf den Bahnsteig. Ein seltsames Gefühl übermannte mich, ich war in Deutschland, auf deutschem Boden! Ich lief schnell zu einer Telefonzelle und rief Katja, die Tochter meiner Kusine an, von der ich die Einladung erhalten hatte. Ich sagte ihr kurz, daß ich um die und die Zeit in Köln sein werde. Sie sagte mir, ich solle dort aussteigen und mich dann nicht vom Platz rühren, sie würden mich selbst finden. Mein Gefährte gab mir die Flasche Sekt und einige Süßigkeiten und meinte: „Nehmen Sie das für Ihre Verwandte, ich werde in Luxemburg empfangen und versorgt. Machen Sie sich um mich keine Sorgen.“ Er brachte mich und meine Sachen bis zu Bahnsteig, als ich meine Verwandten begrüßt hatte, gab er mir die Hand und sagte: „Jetzt bin ich beruhigt und weiß, daß Sie aufgehoben sind. Ich hatte immer noch Angst, man würde Sie vielleicht am Bahnhof nicht empfangen. Leben Sie wohl!“

Katja und ihr Sohn nahmen meine Sachen und wir gingen auf einen anderen Bahnsteig. Sie hatten ihr Auto an einem 12 km von ihrem Wohnort entfernten Bahnhof abgestellt und waren nach Köln mit dem Zug gekommen, um mich abzuholen. Unterwegs, im Waggon, bemühte ich mich Deutsch zu sprechen, damit uns die anderen nicht verstünden. Ich konnte mich nicht sofort daran gewöhnen, daß ich jetzt in Deutschland war und man ringsum Deutsch sprach und nicht Russisch. Wir stiegen nach einiger Zeit aus und fuhren mit dem Auto weiter. Zu Hause warteten schon ein ganzer Haufen Verwandte, um mich zu begrüßen. Es war ein Sonntag und die Leute waren bis zu 200 km gefahren, um den Gast aus dem fernen und so vertrauten Kirgisien zu sehen, mit ihm zu sprechen. Ein jeder hatte was zu fragen, was zu prahlen oder zu klagen. Es wurde gegessen, getrunken und gelärmt. Meine Kusine (die Tante Lyda) wohnte bei der ältesten Tochter Katja in dem Ort Reichshof. Spät am Abend nahm mich der Bruder von Katjas Mann hinaus auf den Hof. Es regnete, wir setzten uns in sein Auto, er fragte mich aus, wie es in Kirgisien gehe, dann sagte er: „Wir fahren jetzt in einen anderen Ort, dort zeige ich dir etwas.“ Wir fuhren so 10 Minuten durch einen Wald durch die regnerische Nacht. An einer Kneipe hielt er. Wir gingen hinein und er stellte mich der Kneipeninhaberin vor und prahlte, es sei seine Freundin, d.h. seine Geliebte. Dann gingen wir in den Hof und fischten aus einem Becken zwei große Forellen. Er bezahlte und sagte: „Jetzt fahren wir nach Hause, die Forellen sind unser Alibi.“ Die wurden dann am anderen Morgen gebraten. Ich verbrachte damals 42 Tage in Deutschland. Mein ständiger Wohnort war Reichshof, bei Katja Hübner. Von da machte ich Ausflüge zu anderen Verwandten und Bekannten, war bei Aussiedlern aus Kirgisien, sowie auch bei hiesigen bekannten Deutschen, die ich während meiner Arbeit als Dolmetscher kennengelernt hatte. Die Zeit verlief sehr schnell, und trotzdem wurde ich müde und sehnte mich schon nach meiner Familie und meinen Freunden in Kirgisien. Man hatte mich in Deutschland

überhäuft mit Geschenken, und auch viel Geld hatte man mir geschenkt, wofür ich kaufen konnte, was ich wollte.

Ich habe vergessen, zu erzählen, daß ich in Moskau, vor meiner Abreise nach Deutschland, mehrere Geschenke für meine Verwandten und Bekannten in Deutschland gekauft hatte. Darunter waren auch eine Dose Kaffeepulver, sowie auch ein halbes Kilo Kaffee in Bohnen. Als in Brest die Zollkontrolle in den Waggon kam, sagte man mir, den gemahlene Kaffee könne ich behalten als Verpflegung unterwegs, aber die Kaffeebohnen solle ich nach Hause zurückschicken, sonst müßten sie ihn beschlagnahmen, denn Kaffee ausführen sei verboten, was ich wirklich nicht wußte. Ich hätte niemals gewagt, etwas Verbotenes zu tun. Mir blieb nichts anderes übrig, ich lief schnell zur Post beim Bahnhof und schickte den Kaffee nach Minsk, zum Bruder meines Schwagers, zu dem ich beim Nachhausefahren einkehren wollte. Auch das russische Geld, das man bei sich hatte, mußte man in Brest am Bahnhof in der Sparkasse auf ein Sparbuch legen und bei der Rückkehr wieder nehmen. Unser Zug hielt in Brest 2 Stunden, weil hier die Fahrgestelle der Waggons gewechselt wurden, im Westen sind die Eisenbahngleise nämlich 15 cm schmaler als in Rußland. Man brauchte da nicht auszusteigen, das wurde alles gemacht, während die Passagiere in den Waggons waren oder draußen irgendwelche Abgelegenen erledigten. Alles verlief normal. Ich war infolge des Zwischenfalls mit dem Kaffee etwas aufgeregt, aber ich hatte es bald vergessen. Als ich nach 42 Tagen mit meinen Koffern, Taschen und Bündeln zur Rückreise nach Frunse bereit war, brachte mich mein Freund Johann Rempel mit seinem Auto von Reichshof nach Köln zum Bahnhof. Wir kreisten lange mit dem Auto um den Bahnhof herum und fanden keinen Parkplatz. Aber die Zeit der Ankunft meines Zuges rückte immer näher, so stellte Johann den Wagen im Parkverbot ab. Er sagte: „Lieber bekomme ich einen Strafzettel, als daß du den Zug versäumst.“ Wir nahmen zwei Gepäckwagen und brachten das Gepäck zum Waggon, dort warfen wir alles schnell, schnell in den Vorderraum des Waggons. Der Schaffner wollte protestieren, aber Rempel sagte ihm: „Mache keinen Krawall, da ist auch dein Anteil dabei!“ Der Schaffner hatte ihn richtig verstanden und half jetzt, das Gepäck schneller zur Seite zu räumen. Ich schleppte das Gepäck aus dem Vorraum den Korridor entlang in mein Abteil, das für zwei Personen bestimmt, aber schon voll mit Gepäck war. Draußen, auf dem Bahnsteig, vor dem Fenster, stand ein junger Mann und machte mir allerlei Zeichen mit den Händen, aber, ich konnte ihn nicht verstehen. Da kam er herein und sagte mir in gebrochenem Russisch, ich solle etwas warten und nichts im Abteil verstauen, der Schaffner würde mir ein anderes Abteil geben, er habe das mit ihm vereinbart, und ging zum Schaffner. Der Junge war ein Armenier aus Paris. Er fuhr jetzt nach Jerewan, um sich die Heimat seiner Vorfahren anzusehen. Sie waren während des Bürgerkrieges in Rußland nach Frankreich geflohen. Nach ein paar Minuten, als der Zug sich schon in Bewegung gesetzt hatte, kam der Schaffner und sagte mir, ich solle das Nachbarabteil einnehmen. Dort war ich jetzt auch allein. Der Waggon war fast leer. Als ich mein Gepäck verstaut hatte, rief ich den Schaffner (einen Russen, der ganze Zug war ja ein sowjetischer) zu mir und gab ihm zwei Fünfundzwanzigmarkscheine, die ich noch übrig hatte, und eine Flasche Bier. Ich war damals so dumm, ich wußte nicht, daß ich die Markscheine hätte mit nach Hause nehmen und sie in dem Intershop „Berjoska“ in Frunse ausgeben können. Der Schaffner sagte, das könne er nicht nehmen, das sei doch so viel Geld! Ich sagte ihm: „Nehmen Sie es nur, ich kann ja so wie so damit nichts anfangen, aber Sie können es doch in Moskau eher loswerden.“ Dem Mann ging ein Licht auf, er sagte: „Na ja, da haben Sie auch wieder recht.“ Er hatte jetzt verstanden, wie dumm ich war, und beließ es dabei. Ich bat ihn noch, ob er nicht einen von meinen Koffern zu sich nehmen könnte, ich hätte so viele. Er meinte, das gehe nicht, bei ihm würde

auch oft genug alles untersucht, und fragte, ob ich wohl was Verbotenes dabei hätte. Ich sagte „Nein.“ Aber, ich hätte hier ein Pornoheft und 35 Rubel russisches Geld. Er meinte, das Geld und das Pornoheft nehme er zu sich, bis wir über die Grenze wären, und um die Koffer brauche ich mir keine Sorgen zu machen. So machten wir es dann auch. Ich hatte in jedem Koffer und in jeder Tasche oben drauf eine Inhaltsliste, dachte, das könnte mir vielleicht helfen beim Zoll. Aber das war alles vergebens, meine Angst hatte sich für richtig erwiesen. Am Zoll mußte ich das ganze Gepäck auf einen großen Gepäckwagen stapeln und der Gepäckfahrer brachte es zum Zoll. Dort hat man mich fast bis zur Abfahrt des Zuges gehalten und untersucht. Ich mußte jeden Koffer und jede Tasche bis zum letzten Stück ausleeren. Es wurde alles auseinander genommen und durchsucht. Die Durchsuchung leitete eine Frau. Sie fanden noch eine Zeitschrift mit Nacktfotos und einige Fotos mit versteckten Bildern (die konnte man auf verschiedene Weise drehen, da kam immer etwas anderes zum Vorschein, meistens auch Nacktfotos). Das nahmen sie sofort zur Seite. Das Komische dabei war, daß ich von diesen Dingen selbst nichts wußte. Die hatte einer von den Jungen zur Überraschung hineingelegt, nun, diese Überraschung war ihnen gelungen! Die Dame sagte, ich hätte zu viele Stoffstücke, zwei davon nehme sie weg. Ich hatte auch wirklich zu viele, es waren alles in allem 4 Stücke für Frauenkostüme, 1 Stück für einen Herrenanzug, und noch etliche für Damenröcke und Blusen und dergleichen. Außerdem hatte ich 30 m Tüll für Fenstergardinen. Meine größte Angst hatte ich aber um eine Schreibmaschine, die mir damals meine ehemalige Lehrerin von der Universität geschenkt hatte. Mir war bekannt, daß alle Schreibmaschinen vom KGB registriert werden mußten. Zum Glück war diese Verordnung nicht mehr gültig, was ich aber nicht wußte. Man hatte mich mehrere Male gefragt, ob ich russisches Geld hätte, das hatte ich aber nicht. Ich war durch diese Schikane so fertig, wenn ich noch einmal in Deutschland gewesen wäre, hätte mich keiner mehr zurück gebracht. Als mir die Dame sagte, sie nehme diese Stoffstücke weg, antwortete ich ihr, sie könne meinerwegen alles nehmen, alles mitsamt den Koffern und Taschen, ich verlange aber eine genaue Liste jedes einzelnen beschlagnahmten Stückes, wenn ich nach Moskau käme, würde ich mich schon erkundigen, was ihnen gehöre und was mir. Ich sagte ihr noch, daß ich speziell in die sowjetische Botschaft gefahren war, um mich dort zu erkundigen, was und wieviel ich mitnehmen dürfe. Man hatte mir geantwortet – was ich wolle und soviel ich wolle, es dürfe nur nicht den Zwecken der Spekulation (Schieberei) dienen und den in der Deklaration angeführten Artikeln nicht widersprechen. Keiner hätte mir gesagt, daß ich nur so und so viel Stoff mitnehmen dürfe. Mir kam es aber nicht um die Stoffstücke an, ich hätte der Dame vom Anfang an, noch im Waggon ein Stück angeboten, aber ich hatte Angst. Ich mag in dem Moment im Gesicht schrecklich ausgesehen haben, die Dame sah mich an und warf mir ein Stück nach dem anderen, die sie weggelegt hatte, wieder zurück. Sie fragte noch, wenn ich kein sowjetisches Geld und nichts Verbotenes bei mir hätte, wovor ich solche Angst gehabt hätte? Ich sagte ihr: „Vor diesen Prozeduren, die hatten mir schon in den letzten drei Tagen die Ruhe und den Schlaf geraubt. Ich war schon im Gefängnis, aber sogar dort ist man mit mir nicht derartig umgesprungen!“ Sie meinte: „Was sind das schon für Prozeduren! Wenn wir Sie richtig untersuchen würden, kämen Sie heute mit Ihrem Zug gar nicht mehr fort.“ Ich verstaute alles wieder in einer Anzahl von Taschen, die ich vorsorglich mitgenommen hatte, denn es war unmöglich, alles wieder so einzupacken, wie es eingepackt war. Die Koffer standen bei meiner Nichte im Zimmer, gepreßt voll aufeinander. Nach ein paar Tagen öffneten ihr Mann sie und steckte immer noch dazu. Anfangs hatte ich 9 Gepäckstücke, jetzt waren es 14.

Als ich alles wieder eingepackt und auf den Gepäckwagen verladen hatte und schon draußen vor meinem Waggon stand, kam ein junger Milizionär angelaufen und rief mich noch einmal zurück, mich allein, ohne Gepäck. Der Wagen mußte vor dem Waggon halten. Der Milizionär führte mich in das Zollgebäude, dann in ein kleines Zimmer. Er hieß mich ausziehen, dann durchsuchte er meine Kleidung, ließ mich die Sporthose ausziehen und guckte auch dort hinein. Er meinte, ob ich wohl glaube, daß diese Prozedur ihm Spaß mache. Aber wegen solcher Kerle wie ich, müsse er in der Wäsche der Passagiere herumwühlen. Er fand natürlich nichts Verbotenes in meinen Taschen und in meiner Wäsche und sagte dann, ich könne mich anziehen und gehen. Ich wußte schon, sie suchten sowjetisches Geld. Ich ging wieder zu meinem Zug und schleppte das Gepäck in mein Abteil. Mein Geld konnte ich nicht mehr aus der Sparkasse holen, dazu war keine Zeit mehr. Zum Schlafen kam ich in dieser Nacht auch nicht mehr, ich mußte jetzt die Sachen umpacken, denn ich wollte ja in Minsk aussteigen und einige Tage beim Bruder meines Schwagers verweilen. Da wollte ich die meisten Sachen an der Gepäckaufnahme abgeben. Einiges, das nicht fest genug verpackt war, mußte ich mit zu meinem Freund nehmen. In Minsk kamen wir am frühen Morgen an. Ich stieg aus, der Schaffner half mir, das Gepäck aus dem Waggon zu tragen. Jetzt stand ich da allein (es wußte ja keiner, wann ich ankommen würde), und getraute mir nicht 10 Schritte von dem Gepäck wegzugehen, ich hatte eine nicht unberechtigte Angst, daß mir ein Stück hätte geklaut werden können. Endlich sah ich in der Nähe einen Eisenbahnarbeiter. Ich rief ihn heran und bat ihn, mir einen Gepäckträger zu schicken, was der Mann auch tat. Der Gepäckträger kam mit seinem Karren und wir fuhren mein Gepäck zur Gepäckaufbewahrung. Ich gab die größten und meisten Gepäckstücke auf und schleppte dann das übrige zum Taxistand, ich hatte ja noch das russische Geld, das mir der Schaffner aufbewahrt hatte. So fuhr ich zur Wohnung meines Bekannten. Er selbst war nicht zu Hause, er war auf seiner Arbeitsstelle im Stadtbezirkssowjet, wo er als stellvertretender Vorsitzender tätig war. Zu Hause war seine Frau Galja mit ihrem kleinen Sohn. Bei ihr war gerade noch eine Freundin zu Besuch da, wir frühstückten, obwohl es schon bald Zeit war, zu Mittag zu essen. Dann legte ich mich auf ein Sofa und schlief bis Wolodja von der Arbeit nach Hause kam. Es war schon 5 Uhr nachmittags, er weckte mich und sagte: „Kommen Sie zu Mittag essen!“ Beim Essen fragte mich der Hauswirt aus über das Leben in der Bundesrepublik. Seine erste Frage war: „Na, Iwan Alexandrowitsch, ist der Kapitalismus schon angefault?“ (Er deutete dabei auf die Worte Lenins: «загнивающий капитализм» hin).

Am nächsten Tag stellte ich bei der örtlichen Sparkasse einen Antrag zur Überführung meines Geldes aus Brest nach Minsk. Nach drei Tagen, als ich mein Geld hatte, brachte mich Wolodja zum Bahnhof und half mir, das Gepäck in den Waggon zu schaffen. Jetzt standen die Schaffnerinnen und lärmten, es sei doch unmöglich, mit einer Fahrkarte so viel Gepäck zu befördern. Da half wieder mein Begleiter, er sagte: „Helft lieber dem Mann, er wird Euch schon eine fette Strafe bezahlen!“ Als sich der Tumult gelegt hatte und der Zug schon fuhr, kamen die Schaffnerin und die Revisorin und sagten, ich müsse 10 Rubel Strafe zahlen für das Übergepäck. Ich erwiderte: „Warum denn so streng, gleich Strafe?! Kann man das nicht anders nennen?“ Die Revisorin meinte: „Wir haben doch auch einen Plan für Strafgeld, es geht nicht anders.“ Sie nahm 10 Rubel und gab mir eine Strafquittung für 3 Rubel.

Am anderen Morgen war ich in Moskau. Ich verfrachtete mein Gepäck in einem Taxi, um vom Weißrussischen Bahnhof zum Kasaner Bahnhof zu fahren, von wo mein Zug nach Frunse fuhr. Der Taxifahrer verlangte 5 Rubel für diese Fahrt. Als wir abfahren wollten, kam ein Typ mit einer roten Armbinde und rief mir zu, „Das Fahrgeld! Gib schnell das Fahrgeld her und halte das Taxi nicht auf!“ Der Fahrer hielt und wartete.



Ich war der Meinung, die Ordnung wäre hier so, daß das Fahrgeld von den Kontrolleuren kassiert wird, und gab dem Kerl 5 Rubel. Als wir etwas weggefahren waren, fragte der Taxifahrer, wer der Mann gewesen sei. Ich fragte meinerseits, ob das wohl nicht ihr Kassierer wäre. Er antwortete: „Ich kenne den Kerl gar nicht! Ich dachte, er sei ein Freund von Ihnen.“ Er hielt an und sagte: „Da müssen wir zurück fahren und den Kerl suchen! Sie müssen es der Miliz melden!“ In mir entstand sofort der Verdacht, daß dies eine Bande sei. Wenn wir jetzt zurückfahren und ich suche nach dem Gauner, verliere ich mein ganzes Gepäck. Ich brauche nur auszusteigen und schon wird der Taxifahrer mit meinem Gepäck über alle Berge sein. Es ist leichter eine Nadel in einem Strohhaufen zu finden als einen Mann in Moskau. Die Miliz hätte mich höchstens ausgelacht. Ich sagte dem Fahrer: „Fahren wir zum Kasaner Bahnhof, Sie kriegen Ihr Geld, und der kann ersticken an den ergaunerten 5 Rubeln. Die sind nicht umsonst verloren, damit habe ich mir eine gute Lehre gekauft für mein ganzes bevorstehende Leben.“ Auf dem Kasaner Bahnhof waren so viele Menschen, wie ich in meinem Leben noch nie gesehen hatte. Ich mußte mein ganzes Gepäck in der Gepäckaufbewahrung aufgeben, damit es mir nicht noch abhanden kam, ich war jetzt ein gebranntes Kind. Jetzt stand das Problem vor mir: wie eine Fahrkarte nach Frunse bekommen? Der Zug fuhr nach Frunse um 10 Uhr abends, aber es war nirgends eine Fahrkarte zu bekommen: alles ausverkauft. Schließlich faßte ich mir ein Herz, ging an einen Schalter, der nur für Militärs bestimmt war, und wo im Moment kein seliger Mensch stand. Ich erklärte der Kassiererin, daß ich aus Deutschland gekommen sei (als Bestätigung zeigte ich ihr meine Fahrkarte und meinen Reisepaß) und könne keine Fahrkarte bekommen, müßte aber in 3 Tagen schon auf meiner Arbeitsstelle sein, und ob sie mir nicht helfen könne. Und ich würde mich natürlich verbindlich zeigen. Die Dame fragte nur, ob ich eine Karte erster Klasse nehmen würde. Ich sagte: „Natürlich!“ Sie begann die Fahrkarte herauszuschreiben und ich nahm aus einer größeren Tasche einen kleinen Plastikbeutel mit einer Flasche Kognak und einer Schachtel Schokolade, den ich ihr überreichte. So erstand ich überglücklich eine Fahrkarte noch für denselben Abend. Da konnte ich wirklich von Glück sprechen nach so viel Pech, wie ich in den letzten Tagen gehabt hatte. Manche Leute mußten wochenlang am Bahnhof liegen, bis sie fort kamen.

Am Abend, als der Zug kam, nahm ich wieder einen Gepäckfahrer, der mir auch half, das Gepäck in den Waggon zu schaffen. Es waren aber in diesem Wagen erster Klasse nicht viele Passagiere, dafür hatte sich hier aber das ganze Zugkommando versammelt: viele Schaffner, Kontrolleure, Revisoren und sogar Miliz. Ich hatte seit Brest stets eine panische Angst, daß man mich nicht so ungeschoren nach Hause fahren lassen würde. Die verfolgte mich in Minsk, im Zug nach Moskau und auch jetzt im Zug nach Frunse. Als ich die Miliz in unserem Waggon sah, dachte ich: Nun, da haben wir den Salat! Die haben gewiß aus Brest schon angerufen und hier auf dem Zug, wo wir drei Tage bis Frunse fahren müssen, hat die Miliz die beste Möglichkeit, mich so richtig durchzufilzen. Aber meine Ängste waren umsonst, ich fuhr bis nach Frunse und es kümmerte sich keiner um mich. Dann dachte ich wieder: Vielleicht empfangen die mich in Frunse am Bahnhof und lassen mich das ganze Gepäck in das Zimmer der Bahnhofmiliz schleppen und untersuchen mich noch einmal dort. Aber auch dort standen auf dem Bahnhof nur mein Schwager August Sonntag und meine Frau Pauline. Sie waren mit dem Auto gekommen, um mich abzuholen. So kamen wir um 12 Uhr nachts mit meinem ganzen Gepäck heil zu Hause an. August fuhr sofort nach Hause und ließ uns allein. Als ich mich gewaschen hatte und etwas gegessen, begann für meine Frau der schönste Teil meiner Reise: das Auspacken der Koffer und Taschen, und ich kommentierte die Geschenke. Nur eins betrübte

mich noch an jenem Abend, ich hatte in der Hektik auf eine sehr schöne Sonnenbrille getreten, die auf den Fußboden gefallen war, und ein Glas ging entzwei.

Ich hatte natürlich für jeden meiner Verwandten und Freunde ein kleines Geschenk mitgebracht, wie auch für meine Kollegen an der deutschen Abteilung, wenn es auch nur ein kleines Souvenir war. Ich wurde noch wochenlang von den verschiedensten Leuten eingeladen oder besucht, die sich mit mir über meine Reise unterhalten wollten, denn der Informationshunger über Deutschland war sehr groß, und die Möglichkeiten, sich darüber zu informieren, sehr gering.

Ich hatte aus Deutschland eine Menge Materialien mitgebracht zu den verschiedensten Themen (hauptsächlich zu den Themen „Bildungswesen“, „Topographie“ und „Toponomastik“, sowie auch über verschiedene andere Aspekte von Deutschland), die ich in meiner Lehrarbeit benutzen konnte. Es wurde auch speziell eine Fakultätsversammlung anberaumt, wo ich über meine Reise und über das Leben in Deutschland berichten mußte. Ich hatte meinen Bericht so kurz wie möglich gestaltet (ca. 45 Minuten), denn ich wußte, daß es noch einen Haufen allgemeiner und persönlicher Fragen geben wird, und so war es auch. Ich mußte noch über zwei Stunden die verschiedensten Fragen beantworten, zu den verschiedensten Themen, vom Bildungswesen bis zur Ausreise zur ständigen Wohnsitznahme. Ich hatte für die nächsten 5 Jahre genügend Gesprächsstoff.

Ich habe schon erwähnt, daß ich in diesen Jahren eine beliebige Möglichkeit ausnutzte, um mich über Deutschland zu informieren. Ich traf mich mit Touristen und anderen Gästen aus Deutschland, lud einige Mal auch einzelne Personen heimlich zu mir nach Hause ein. So traf ich mich schon 1976 mit den Deutschländern Helmut Stamm aus Ilvesheim bei Mannheim und einem seiner Arbeitskollegen, die in jenem Jahr mit einer Gruppe anderer ausländischer Spezialisten in Frunse weilten und hier als Kältemontagearbeiter ein großes Geschäft für Fleisch- und Fischhandel einrichteten. Als ich dann 1978 meine erste Gastreise nach Deutschland unternommen hatte, besuchte ich auch die Familie Stamm. Ich war damals zwei Tage bei Herrn Dr. Eberhard Lindner in Bad Godesberg bei Bonn zu Besuch. Da unternahmen wir zusammen eine Schiffsreise den Rhein hinauf bis Rüdesheim. Das war damals für mich eine sehr interessante und lehrreiche Reise! Es ist unmöglich, das alles hier zu beschreiben. In Rüdesheim gingen wir mit Herrn Lindner an Land und wurden von Helmut Stamm mit dem Auto empfangen. Ich und Helmut verabschiedeten uns von Herrn Lindner, der jetzt zum Bahnhof ging und mit der Bahn zurück nach Bad Godesberg fuhr. Ich und Helmut fuhren nach Ilvesheim zu ihnen nach Hause. Bei denen verbrachte ich einige Tage und fuhr wieder mit dem Zug nach Reichshof zu Katja.

Als ich noch im Süden Deutschlands war, hatte ich in Augsburg unsere ehemalige Studentin Therese Boger und in Bodelshausen meine ehemalige Lehrerin Therese Franzen / Schilke besucht. Im Norden besuchte ich Familie Busch, mit der ich mich in Frunse während ihrer Touristenreise in Kirgisien bekannt gemacht hatte, und meine ehemalige Kollegin von der Universität Frau Hilde Krasson. Ich machte damals noch mehr Besuche bei Bekannten, von dessen Beschreibungen ich den Leser verschonen will. Die 6 Wochen meines Aufenthalts in Deutschland verliefen wie im Fluge.

Helmut Stamm äußerte den Wunsch, einmal mit seiner Frau Gerlinde nach Kirgisien zu kommen, er hatte ihr so viel über Kirgisien erzählt. Aber sie wollten nicht mit einer Touristengruppe fahren, sie wollten gern auf eine persönliche Einladung zu uns zu Besuch kommen, so wie ich bei ihnen war, d.h. hier in Deutschland. Sie wollten nicht

von einer Gruppe abhängig sein, und baten mich, solche Möglichkeiten auszukundschaften. Ich erfüllte ihren Wunsch, aber es kostete mich viel Nerven und ich mußte unheimlich viel Geduld aufbringen. Die Bearbeitung der Dokumente (sprich: die Prüfung der Personen) dauerte sehr lange. Ich war schon müde von dem ungewissen Warten, Helmut und Gerlinde nicht weniger, obwohl die hiesigen Deutschen im Allgemeinen geduldigere Menschen sind als wir Sowjetmenschen. Helmut schrieb mir in einem Brief, ob es nicht sinnvoller wäre, die ganze Sache aufzugeben, denn außer Unannehmlichkeiten für beide Familien käme doch nichts dabei heraus. Ich wollte aber nicht klein beigeben und überredete ihn, noch etwas Geduld aufzubringen. Ich wollte weder mich selbst, noch mein Land bloßstellen, wollte zeigen, daß es auch bei uns etwas Sehenswertes gäbe, nicht nur Schlechtes. Und wir hielten durch. Im August 1980 kamen unsere Gäste aus Deutschland mit einem Haufen Koffern und Taschen voller Geschenke. Aber ganz ohne Probleme ging es nicht. Zu dieser Zeit mangelte es gewöhnlich an Brennstoff, der mußte für die Ernteeinbringung aufgehoben werden. Deshalb gab es große Probleme mit dem städtischen Verkehr und wir kamen kaum vom Flughafen die 35 km nach Hause. Als wir endlich nach Hause kamen und mit den Gästen hinterm Tisch beim Essen saßen, flog plötzlich ein faustdicker Stein vom Hof durchs Fenster des zweiten Stocks, zerschmetterte die Fensterscheibe und sauste einen Zentimeter an Gerlindes (unseres Gastes) Kopf vorbei neben mir gegen die Wand. Wir saßen eine Zeitlang alle wie gelähmt, ich ging zum Fenster und sah noch, wie ein etwas 20-jähriger Kerl um die Ecke verschwand. Übers Dach kreiste ein Schwarm Tauben. Die kleinen Kinder, die vor dem Haus Ball spielten, sagten, daß der Kerl nach den Tauben geworfen hatte, mehrere Mal, bis ein Stein in unser Fenster flog. Ich glaubte, daß es so war, ich hatte auch früher schon gesehen, wie Kerle nach den Tauben warfen, aber meine Gäste waren schwer zu beruhigen. Ich konnte sie kaum überzeugen, daß der Stein nicht der Frau gegolten hatte.

Unsere Gäste waren 4 Wochen bei uns. Gerlinde litt an Gelenkerheuma, da war ihr das trockene, heiße Klima in Kirgisien sehr angenehm. Ihnen gefiel es so gut, daß sie nach einem Jahr wieder um eine Einladung baten. Ich lud sie 1982 wieder ein, aber diesmal fragte man mich im OWIR lang und breit aus, was diese Leute hier so anziehe. Ich mußte erklären, daß es mit der Krankheit der Frau zu tun hätte, was den Beamten auch einleuchtete. Natürlich erzählte ich meinen Gästen nicht, daß ich bei jeder Einladung ein winziges Papier unterschreiben mußte, worauf geschrieben stand, daß ich für alles, was meine ausländischen Gäste hier machten, sowie für alles, was mit ihnen hier geschehe, ich verantworten müsse. Sie durften nichts Anstößiges fotografieren, sie durften sich nur im Umkreis von 50 km um Frunse bewegen, sie durften nichts tun ohne mein Wissen. Als sie das zweite Mal hier waren, hatte man ihnen nach langem Bitten und Warten die Erlaubnis erteilt, nach Alma-Ata zu dem Hochgebirgsstadion „Medea“, nach Taschkent und nach Samarkand zu fahren. Ich mußte natürlich mitfahren, erstens hätte man sie ohne mich nicht fahren lassen, zweitens brauchten sie einen Reiseführer und Dolmetscher. Aber diese „Abstecher“ waren mit so vielen Schwierigkeiten und Strapazen verbunden, daß ich sie, wenn es mir nachgegangen wäre, nicht unternommen hätte. Andererseits wirkten die deutschen Pässe meiner Gäste geradezu magisch auf die Beamten, und wir kamen überall dort durch, wo sowjetische Staatsbürger nur mit Beziehungen und Bestechungen durchkamen, hauptsächlich, was die Flugtickets anbelangte. (Ich habe schon beschrieben, daß es jedes Jahr um diese Frühherbstzeit stets an Kraftstoff mangelte.)

Die Sowjetbürger durften nur alle 5 Jahre eine Auslandsreise unternehmen. Ich nutzte das aus und stellte nach 5 Jahren, im Jahre 1983, wieder einen Antrag zu einer

Gastreise nach Deutschland. Meine Frau durfte wieder nicht mitfahren. Mir half viel, daß ich diese Reisen als Studienreisen beantragen konnte, weil ich an der Universität Landeskunde Deutschlands unterrichtete und, wie mir schien, das volle Vertrauen meiner Obrigkeit genoß. Trotzdem rief mich 1983, vor meiner Abreise, unser damalige Dekan zu sich, druckste lange herum und sagte schließlich: „Iwan Alexandrowitsch, wir haben Ihnen eine sehr gute Charakteristik ausgestellt. Ich war selbst unlängst in den Vereinigten Staaten (er unterrichtete Englisch) und weiß, daß es im Ausland, besonders im kapitalistischen Ausland, sehr viele Versuchungen und Verführungen gibt. Wenn Ihnen dort in Deutschland plötzlich solch eine fixe Idee in den Kopf kommt und sie wollen dort bleiben, schreiben Sie mir bitte zuerst einen persönlichen Brief.“ Ich antwortete ihm: „Assan Karybajewitsch, Sie wollen doch ruhig schlafen?“ Er meinte schnell: „Ja, das will ich.“ Ich sagte: „Ich auch. Ich habe eine Familie und viele Verwandte hier in der Sowjetunion und will, daß auch die ruhig schlafen können. Wenn mich solch eine „fixe Idee“ heimsucht, dann komme ich erst nach Hause und leite die Sache gesetzmäßig ein, damit ich und auch Sie ruhig schlafen können.“

Diesmal hatte ich eine Einladung von Familie Stamm bekommen. Die Reise verlief ruhig. Nur *ein* Ereignis kam dazwischen, das damals die ganze Welt erschütterte. Am 1. September 1983 verletzte ein südkoreanisches Passagierflugzeug mit 269 Menschen an Bord, das von einer amerikanischen Aufklärungsmaschine begleitet wurde, den sowjetischen Luftraum und wurde überm Meer von einer sowjetischen Rakete abgeschossen. Alle Insassen mitsamt der Besatzung kamen um. Das war ein fürchterliches Ereignis. Monatelang waren alle Medien voll von Mitteilungen, Analysen, verschiedenen Spekulationen. Viele von meinen neuen Bekannten aus der Mitte der hiesigen Deutschen sprachen mich an, fragten, was ich darüber denke, ob so etwas menschlich sei. Manche schauten mich an, als ob ich das Flugzeug abgeschossen hätte. Ich konnte nur eine Antwort geben, das heißt, daß ich gar nichts dazu sagen konnte, denn ich war ja auch nur einseitig informiert. Natürlich war das unmenschlich, aber Schuld konnte ich den "Sowjets", wie es immer hieß, nicht geben: die internationale Lage war damals sehr gespannt, das Flugzeug reagierte nicht auf die Kommandos der sowjetischen Grenzwächter, und niemand wußte, was in dem Flugzeug war, und zu welchem Zweck es den Luftraum der Sowjetunion verletzt hatte. Drei Monate später erhielt ich einen Brief von Helmut Stamm und einige Blätter aus der Hamburger Zeitschrift „Stern“. Dort war ein großer Artikel von englischen Militärexperten, die schrieben, daß die „Jumbo“ (Benennung des Passagierflugzeugs) die Aufmerksamkeit der sowjetischen Grenzwächter von einem amerikanischen Aufklärer, der sie begleitete, ablenken sollte, der Angaben über sowjetische Militärstützpunkte auf der Halbinsel Kamtschatka aufnahm und an einen amerikanischen Sputnik weitergab. Helmut schrieb mir: „Hans, alle diejenigen, die Dich damals hier in Deutschland angebellt haben, müssen sich jetzt bei Dir entschuldigen.“ Auch bei der Zollkontrolle in Brest ging diesmal alles glatt. Ich hatte nur drei kleine Koffer und Taschen und nichts Anstößiges dabei. Sämtliche Drucksachen, die ich bei mir hatte, waren in drei Pakete verstaut: in einem war Literatur über die politischen Parteien in der BRD, in einem zweiten hatte ich Prospekte und Bücher über Städte und Sehenswürdigkeiten der Bundesrepublik, das dritte enthielt Materialien über das Bildungswesen in der BRD. Der Kontrolleur vom Zoll fragte mich, was ich meinen Koffern hätte. Ich zählte alles auf, dann ließ er mich einen Koffer öffnen, guckte hinein und fragte wieder, was ich noch bei mir hätte. Ich sagte ihm: „Ich habe alles aufgezählt, was ich in den Koffern und Taschen habe. Vielleicht interessieren Sie die Drucksachen, hier, auf dem Tisch?“ Er schnellte empor: „Was für Drucksachen?“ Ich zeigte auf die Pakete, die auf dem Tisch lagen und zählte auf, in welcher Tasche zu welchen Themen sich Literatur befand und sagte dabei: „Wenn Sie die konfiszieren wollen, dann müssen sie die Pakete selbst an

die Universität Frunse schicken, das sind nämlich Lehrmittel.“ Er fragte: „Wo arbeiten Sie denn?“ Ich sagte es, da meinte er: „Ach, dann fahren Sie nur weiter, schließen Sie die Koffer.“ So glimpflich kam ich diesmal durch den Zoll.

1984 erhielt Pauline eine Einladung nach Deutschland von der Familie Stamm. Als ich die Dokumente für ihre Reise vorbereitete, stand ich vor einem Problem. Eine von Paulines Schwestern befand sich gerade zu jener Zeit in einer Strafvollzugsanstalt. Ich wußte nicht, was ich tun sollte, sollte ich die Wahrheit schreiben oder sollte ich diese Tatsache einfach übergehen? Ich wandte mich an einen meiner ehemaligen Studenten, der jetzt im Ministerium des Innern tätig war, um Rat. Er sagte mir: „Wenn Sie die Wahrheit in den Fragebogen schreiben, dann bekommt Pauline Iwanowna hundertprozentig eine Absage. Verschweigen Sie aber diese Tatsache, dann kann es sein, daß sie durchkommt.“ Ich sagte darauf: „Das kann man doch im OWIR leicht herausfinden, dann stehe ich als Lügner da, und sie bekommt bestimmt eine Absage.“ Er meinte dann: „Die Beamten sind ja nicht überall und alle so gewissenhaft wie Sie.“ Und ich ging das Risiko ein, was mir gar nicht leicht fiel, verschwieg, daß eine Schwester meiner Frau sich in einer Strafvollzugsanstalt befindet, und es funktionierte, Pauline fuhr im Dezember 1984 nach Deutschland. Von dieser Reise brachte mir meine Frau eine ganz neue kleine Reiseschreibmaschine mit. Ich ließ die alte umbauen, mit russischen Typen versehen, und hatte jetzt eine deutsche und eine russische Schreibmaschine, womit zu jener Zeit nur selten ein Lehrer in Frunse prahlen konnte.

Als Pauline mitteilte, wann sie nach Moskau komme, besorgte ich drei Fahrkarten, eine für mich nach Moskau und zwei von Moskau zurück nach Frunse für mich und meine Frau. Über einen Bekannten hatte ich in Moskau bei einer alten Dame für drei Tage ein Zimmer gemietet. Pauline kam am 30. Dezember mit dem Zug nach Moskau und wir wollten Silvester und Neujahr in Moskau verbringen, ich wollte ihr mal die Stadt zeigen und wir wollten einmal gemütlich in der Hauptstadt das neue Jahr 1985 empfangen. Aber das Wetter war miserabel, Pauline war müde und, zu allem Unglück gab es in der Wohnung bei der alten Dame ganze Schwärme von Küchenschaben. Pauline wollte nichts hören von einem längeren Verbleiben in Moskau und wir fuhren mit einem Taxi vom Weißrussischen Bahnhof direkt zum Kasaner Bahnhof. Dort blieb Pauline bei dem Gepäck und ich fuhr zu meinem Quartier, nahm meine Aktentasche, verrechnete mich mit der Hauswirtin und fuhr sofort wieder zurück zum Bahnhof. Jetzt blieb ich bei den Sachen und Pauline ging fort, um die Fahrkarten umzutauschen, was ihr auch mit Hilfe eines kleinen Geschenks gelang. Wir bestiegen am selben Abend noch mit unserem Gepäck den Zug Moskau-Frunse. Wir hatten ein Abteil für zwei Personen, wo wir auch zu zweit das neue Jahr empfingen.

Nach Gorbatschows Machtantritt wurden die Ausreisemöglichkeiten besser. Im Sommer 1989 zog Valja Fuchs, die Schwester meiner Frau, aus Luxemburg (Kant) mit ihrer Familie und ihrer Schwiegermutter nach Deutschland. Ich hatte unsere Papiere noch einmal vorbereitet und schickte sie mit. Damals bestanden die Anträge für eine Einreise in Deutschland aus nur 6 Seiten. Die Wartezeit betrug von 2 bis 4 Monaten. Wir bereiteten uns jetzt intensiv auf die Ausreise vor und warteten mit Ungeduld auf eine Ausreisegenehmigung. Am 3. September 1989 fuhr Lili Propst (Paulines zweite Schwester) mit ihrem Mann nach Deutschland. Sie hatten eine Einladung von Propsts Tochter erhalten. Sie mußten ihr Haus in Woronzowka an einen Mitarbeiter der Auslandspaßstelle für einen Spottpreis verkaufen, damit sie schneller loskamen. Da wurde auch herausgehandelt, daß ich und Pauline schneller wegkämen. Es hing nur an die Einladung aus Deutschland. Mir dämmerte plötzlich etwas. Ich erinnerte mich an unsere Einreisegenehmigung von 1975. Unsere Papiere mußten doch in

Deutschland irgendwo aufbewahrt sein. Ich telefonierte diese Hoffnung nach Deutschland. Und es klappte wunderbar. Valja Fuchs erhielt unsere Aufnahmegenehmigung vom Roten Kreuz und brauchte keinen Antrag mehr zu stellen. Sie schickte uns sofort eine Einladung, die am 25. Oktober 1989 bei uns ankam. Wir standen jetzt wie gelähmt und wußten nicht, was wir zuerst tun sollten. Doch dieser Schock dauerte nur ein paar Stunden. Dann fingen wir an, zu handeln. Nach 5 Tagen hatten wir die notwendigen Unterlagen im OVIR abgegeben. Nach weiteren 25 Tagen hatten wir unsere Reisepässe. Ich habe oben schon erwähnt, daß ich Angst hatte vor der Reaktion meiner Studenten und Kollegen, wenn ich ausreisen würde. Aber wider Erwarten beglückwünschten uns alle, als sie von unseren Ausreiseplänen erfuhren (einer meiner ehemaligen Studenten arbeitete damals im OVIR, und so erfuhren es auch schnell viele andere). Sie freuten sich mit uns. Das Telefon läutete sich heiß.

Am 4. Dezember 1989 flog ich nach Moskau mit den Pässen und begab mich in die deutsche Botschaft wegen der Visa. Das war ein Abenteuer! Ich hatte mich noch im Flughafen in Frunse mit einem älteren deutschen Mann aus Kara-Balta bekanntgemacht, der mit demselben Ziel nach Moskau flog. Er hingte sich an mich und bat mich, ihn nicht im Stich zu lassen. Er flog zum ersten Mal nach Moskau. Aber er wurde dort vom Flughafen von seiner Nichte und ihrem Mann abgeholt und nahm mich mit zu ihnen ins Quartier. In Moskau war ein schrecklicher Wind und Schneesturm. Die Leute wollten den Alten mit ihrem Auto abholen, aber wegen des Wetters kamen sie mit dem Bus zum Flughafen. Als sie uns empfangen hatten, übernahm ich das Kommando. Wir mußten vor allen Dingen erst in die Botschaft fahren, um uns dort in die Listen der Wartenden einzutragen. Ich war im Sommer schon einmal da gewesen mit meinem Schwager Probst und kannte mich schon ein wenig aus. Wir fuhren alle zusammen mit dem Bus bis zur U-Bahn-Station, dann mit der U-Bahn einige Stationen, dann ging es in diesem Hundewetter noch so 1,5 km zu Fuß bis zur Botschaft. Es war schon 12 Uhr nachts, als wir dort ankamen. Vor der Botschaft war kein einziger Mensch. Wir standen einige Minuten unschlüssig da, dann ging ich zur Wachstube und klopfte an die Tür. Der wachhabende Milizionär sagte uns, wir sollen an den Bäumen vor der Botschaft suchen, es müsse da irgendwo ein Plastikbeutel mit den Wartelisten hängen. Wir fanden auch die Listen bald und schrieben unsere Namen hinein. Jetzt mußten wir am nächsten Morgen um 8 Uhr da sein und uns abmerken lassen. Diese Prozedur wurde jeden Morgen unternommen, das wußte ich schon. Wir gingen wieder zurück zur U-Bahn-Station und fuhren zum Rigaer Bahnhof. Es stellte sich heraus, daß unsere Gastgeber gar nicht in Moskau wohnten, sondern an einer Eisenbahnstation 60 km von Moskau entfernt. Von ihrem Bahnhof mußten wir nochmals ungefähr 1 km durch den Schnee waten, bis wir um 2 Uhr nachts bei ihnen zu Hause ankamen. Nach dem „Abendessen“ und ein paar Stunden Schlaf mußten wir aus den Betten und uns wieder auf den Weg zur Botschaft machen. Im Vorortzug war es gedrängt voll und schrecklich kalt, denn die Waggons wurden ja nicht geheizt. Der Zug fuhr um 6 Uhr von unserem Bahnhof ab, und 5 Minuten vor 8 waren wir an der Botschaft. Der Platz vor der Botschaft war schon voller Menschen. Es gab Gruppen, die nach einem Urlaubsvisum standen, und solche wie wir, die für ständig ausreisen wollten. Wir fanden bald die Gruppe, bei der wir uns angeschrieben hatten. Es fanden sich Initiatoren, die die Namen und Nummern in den Listen aufriefen und die Anwesenden notierten, die Abwesenden wurden schonungslos gestrichen. Es gab für jedes Datum eine besondere Liste. Nach 20 Minuten erschien ein Mitarbeiter aus der Botschaft und sammelte die Listen ein. Er las die Eingetragenen wiederum nach den Daten ab, man zeigte ihm die Reisepässe und erhielt von ihm eine Karte mit einer Nummer und dem Datum, wann man

schätzungsweise an der Reihe wäre, um in die Botschaft wegen der Visen eingelassen zu werden. Diese Karten waren extra von der Botschaft angefertigt worden und nicht so leicht nachzumachen. Es war der 5. Dezember, ich erhielt eine Nummer für den 14. Dezember. Als auf diese Art und Weise die Leute alle mit Nummern versehen waren, vermeldete der Mitarbeiter, die Leute sollten jetzt auseinandergelassen werden in ihre Quartiere und nicht unnötig hier frieren. Man solle für alle Fälle höchstens einen Tag vor dem entsprechenden Datum erscheinen und sich erkundigen. Die Leute gingen aber nur zögernd auseinander. Es kamen noch immer neue dazu. Ich und mein Kumpan fuhren jetzt erst mal zum Flugkartenvorverkauf und bestellten Karten nach Frunse. Dann erst suchten wir unser Quartier auf. Flugkarten nach Deutschland hatte ich für uns schon im Sommer, als wir die Visen für meinen Schwager holten, für den 15. Januar 1990 bei der „Lufthansa“ vorbestellt. Die mußte man dann zu bestimmter Zeit, drei Tage vor dem Abflug, im Hotel „Olympia-Reisen“ abholen. Dieses Hotel war extra von der deutschen Botschaft für die deutschen Aussiedler gemietet worden. Aber leider blieb dort das sowjetische Personal und somit auch die sowjetische Ordnung erhalten. Wir hatten also über eine Woche Zeit, bis wir in der Botschaft an die Reihe kamen. Aber wir hatten keine Ruhe. Jeden Tag fuhren wir um dieselbe Zeit von unserem Quartier ab und verbrachten den ganzen Tag vor der Botschaft, bis 5 Uhr abends. Man konnte ja nicht wissen, vielleicht gab es doch Änderungen, und die wollten wir nicht versäumen. Es war eisig kalt. Meistens Schneesturm, und ich war in einem dünnen Herbstmantel gekleidet und froh unbarmherzig. An den Füßen hatte ich akkurate, hübsche Gummistiefeletten; ich stand in ihnen wie auf Eis. Zum Glück fand ich in einem Geschäft in der Nähe der Botschaft, warme Filzschuhe, die unter den Leuten „Ade, Jugend“ genannt wurden. Doch man hatte darin warme Füße, und sie retteten mich damals geradezu vor dem Erfrieren. Jedoch mein Rücken hatte bei dem tagelangen Stehen in diesem Frost unter dem dünnen Mantel was abbekommen. Als ich am 14. Dezember nach Hause kam, wurde ich krank und mußte das Bett hüten. Ich hatte mir eine starke Nervenwurzelentzündung zugezogen. Zwei Wochen lang kam eine Masseuse ins Haus und bearbeitete mich, bis ich wieder einigermaßen gehen konnte...

Am 13. Dezember war es soweit. Es wurden noch einige Personen eingelassen, die noch Karten für den 12. und 13. Dezember hatten, dann kamen wir, vom 14. Dezember, an die Reihe. Der Vertreter der Botschaft forderte die Leute auf, einer nach dem anderen zur Hofpforte der Botschaft zu kommen, den Nummern nach, um einzeln eingelassen zu werden. Aber an eine solche Ordnung waren unsere Leute nicht gewöhnt. Sie stürmten alle, so 80 bis 100 Mann, auf die Tür zu. Der Mann ließ sie alle zurückgehen und von neuem antreten. Aber das Resultat war dasselbe. So mußten wir 3 mal zurück und wieder zur Tür kommen. Immer drängten sich die hintersten vor, und die Kolonne geriet durcheinander. Ich schlenderte mutlos und skeptisch jedesmal hinten nach. Der wachhabende Milizionär sah diesem Chaos zu, schüttelte den Kopf und rief: „Leute, was macht ihr denn? Ihr seid ja schlimmer als das Vieh! Und ihr wollt nach Deutschland ziehen! Ja, dort wird man euch auf einer Dielenbohle gehen lehren!“ Der Aufruf des Milizionärs hallte mir den ganzen Tag im Kopf. Einerseits mußte ich dem Mann Recht geben, und ich schämte mich wegen der Unerzogenheit meiner Landsleute. Andererseits konnte ich sie gut verstehen. Wenn man ein Leben lang nur immer nach dem Motto lebt: "Die Letzten beißen die Hunde!" und sich niemals auf Vorschriften verlassen kann, weil sie niemals eingehalten werden, da ist es auch kein Wunder, wenn es heute hier so zugeht. Die Sowjetmenschen hatten sich ja meist alle die Theorie Darwins gut angeeignet: die natürliche Auswahl. Anders gesagt: der Stärkere überlebt.

Während der langen Wartezeit auf das Visum kamen kuriose und auch traurige

Sachen vor. Manche Leute hatten bis 3-4 Nummern und verkauften sie dann für 80-100 Rubel an weiter hinten Stehende. Eine Frau hatte solch eine Nummer gekauft für 130 Rubel, die sich in der Botschaft als gefälscht entpuppte. Die Frau wurde aus der Botschaft hinausgeworfen und man sagte ihr, sie solle nach Hause fahren, sie hätte in Deutschland nichts zu suchen. Sie lief unter den Leuten herum, suchte nach dem Übeltäter und weinte herzerreißend. Was aus ihr noch geworden ist, weiß ich nicht.

Wie dem nicht sei, wir kamen durch den Hof der Botschaft in ein Gebäude, wo wir noch zwei Stunden warten mußten, bis die Reihe an uns war und wir unsere Visa hatten. Ein Vertreter der Botschaft trat vor uns, erklärte die Ordnung und sagte, wir seien jetzt erst mal in einem warmen Raum, und das wäre die Hauptsache.

Bis alles erledigt war, dunkelte es auch schon. Ich fuhr noch am selben Tag zum Hotel „Olympia – Reisen“ und wollte versuchen, die bei der Lufthansa bestellten Flugkarten zu bekommen. Aber dort herrschte solch ein Chaos, und ich fühlte mich so krank, daß ich die Sache aufgab und in mein Quartier fuhr. Am anderen Tag flog ich nach Frunse. Ich war so krank, und mir war so elend zumute, daß ich gar nichts mehr wollte und konnte. Jetzt mußte Pauline alle Wege erledigen. Wir lieferten am 21. Dezember, genau an Paulines Geburtstag, unsere zwei Container mit unseren Habseligkeiten in Alma-Ata ab. In beiden Containern (zu 1,50 x 1,20 x 1,20 m) waren 1300 kg Gepäck. Wir hatten aber schon zuvor mit Paulines Schwester und unserem Bekannten Valeri Wolf so 250 kg verschiedenes Gepäck abgeschickt. In unseren Containern hatte wir auch über 100 kg fremdes Gepäck. Das war damals so üblich. Alle hatten Angst, daß die Gepäckaushfuhr jederzeit von den örtlichen Behörden verboten werden könnte. Da wollten die Leute, die schon ihre Ausreisepapiere hatten, wenigstens das Notwendigste über die Grenze schaffen. In unserem Gepäck hatten wir über 600 kg Bücher. Bis 1989 durften fast überhaupt keine Bücher ausgeführt werden. Wenn – dann nur mit der Erlaubnis des Kulturministeriums und sehr teuer. Für manche Bücher, die als Raritäten angesehen wurden, mußte bis zum 4-fachen und auch 5-fachen Preis Zoll bezahlt werden. Da hatte ich zuerst begonnen, die Bücher zu verkaufen. So gingen die besten Bücher zu dem Preis weg, für den ich sie vor Jahren gekauft hatte, obwohl sie jetzt auch im Inland schon das Doppelte kosteten. Ich mußte sie doch schneller loswerden. Dann kam die Erlaubnis, daß man fast alle Bücher ohne Zoll mitnehmen durfte. So kam es, daß ich von meiner Bibliothek, die über 3000 Titel enthielt, 1/3 verkauft hatte, 1/3 mitnahm und 1/3 einfach in der Wohnung stehenließ.

Als wir die Container abgegeben hatten und die Dokumente alle fertig waren, mußten wir uns um die Flugkarten kümmern. Vor allem rief ich in Moskau bei der Lufthansa an und bat, unsere Flugkarten nicht weiterzuverkaufen, denn es war hier sehr schwierig, Flugkarten nach Moskau zu bekommen und unser Erscheinen nach den Flugkarten nach Deutschland konnte einen oder zwei Tage später werden. Man versprach mir, unsere Flugkarten bis zum 13. Januar abends zu reservieren. In Frunse mußten wir die Flugkarten nach Moskau umbuchen, vom 13. Januar auf den 12. Januar. Dabei mußten wir den doppelten Preis bezahlen, sonst hätten wir rechtzeitig keine Karten bekommen. Das neue Jahr 1990 begrüßten wir bei meiner Schwester Lili. Dann begannen die Abschiedsfeiern. Wir mußten insgesamt 6 mal Gäste empfangen. Erstens waren es zu viele, sie wären gar nicht alle in unserer Wohnung untergekommen. Zweitens mußten die Gäste ja auch zusammenpassen. In unserem Treppenhaus z.B. waren wir zwar mit allen Nachbarn befreundet, die Nachbarn aber nicht alle untereinander. Genauso war es auch mit den Arbeitskollegen.

In den letzten Tagen wurde die Wohnung in Ordnung gebracht. Die Möbel kaufte unser Sohn, der mit seiner Familie in der Wohnung blieb. Da gab es auch viel böses Blut, denn wir verstanden uns nicht gut miteinander. Am Vorabend unseres Abfluges



kamen nochmals die nächsten Verwandten und Bekannten alle bei uns zusammen. Der Sohn und die Schwiegertochter mußten mit dem Kind bei uns übernachten, damit am anderen Tag die Leute sofort sahen, daß die Wohnung bewohnt ist. Sonst hätte Gefahr bestanden, daß sich jemand eigenmächtig eingemietet hätte. Die Schwiegertochter und das Enkelkind hatten wir erst vor kurzem in der Wohnung angemeldet. Früh morgens fuhren mein Schwager August Sonntag und unser Bekannter Valeri Wolf mit ihren Autos vor. Wir waren schon bereit, verstaute die Koffer in den Autos und fuhren los: ich, Pauline, unser Sohn, August, Lili, Valeri mit seiner Frau und Andreas Frank, mein Schwager (Anjas Mann), der begleitete uns nach Moskau. Ella und Verotschka schauten zum Küchenfenster heraus.

Auf dem Flughafen gab es einen peinlichen Abschied, weil wir uns am Vorabend noch mit Tolja (unserem Sohn) gezankt hatten.

Wir kamen in Moskau im Flughafen „Domodjedowo“ an. Bis Pauline und Andreas das Gepäck erhalten hatten, hatte ich schon ausgekundschaftet, daß man mit dem Vorortzug bis zum Pawelezker Bahnhof in Moskau fahren kann und hatte auch schon Fahrkarten am Automaten gelöst. Wir wollten so unauffällig wie möglich nach Moskau zum Hotel „Olympia-Reisen“ gelangen, denn wir hatten Angst vor der Mafia, die gewöhnlich die Deutschen am Flughafen oder am Moskauer Zug empfing, um sie für den zehnfachen Preis weiterzubefördern. Da kam es manchmal zu blutigen Tragödien. Im Bahnhof in Moskau angelangt, wollten wir zuerst das Gepäck in der Gepäckaufbewahrung aufgeben und schnell zum Hotel „Olympia-Reisen“ fahren. Aber es war gerade Schichtwechsel und die Gepäckaufbewahrung geschlossen. Da kam Andreas angerannt und sagte, daß er ein Taxi ergattert hat, und zwar ganz offiziell, demnach auch für den offiziellen Preis. Wir schleppten die Koffer schnell zum Taxistand zu dem uns angewiesenen Taxi. Taxis gab es Hunderte, aber alle Taxifahrer feilschten und wollten nicht für den normalen Preis fahren. Aber diesmal waren da zwei Ordnungshüter mit sichtbaren Ausweisen und roten Armbinden, denen die Taxifahrer ohne weiteres gehorchten. Unser Taxifahrer machte ein saures Gesicht, als er unser Gepäck sah. Er meinte, er könne das gar nicht alles verstaue. Ich sagte ihm, er solle erst mal aussteigen und den Kofferraum öffnen. Wir brachten alles unter: die zwei Koffer und mehrere Taschen. Außerdem hatten wir noch unseren „Marsik“, einen Zwergpinscher, für den die ganze Reise ungewohnt und nicht leicht war.

Ich gab dem Fahrer eine Orientierungsadresse an, und wir fuhren los. Er murkte den ganzen Weg, daß die Banditen von Schwarzfahrern die vorteilhaftesten Fahrgäste wegschnappen, und er und seinesgleichen müßten für einen Spottpreis arbeiten. Ich nahm 10 Rubel aus der Tasche und sagte ihm, ein ehrlicher Taxifahrer solle nicht weniger verdienen als ein Bandit und gab ihm das Geld (mehr als den dreifachen Preis). Der Mann veränderte sich im Nu, er war wie ausgewechselt. Er wurde gesprächig und fragte, ob wir zum Hotel „Olympia-Reisen“ wollten. Ich bejahte es. Er sagte: „Na, was verdrehen Sie denn mir dann den Kopf und sagen es nicht gleich. Ich habe es mir auch so gleich gedacht, wo Sie hinwollen.“ Ich antwortete, daß wir nicht jedem auf die Nase hängen wollten, wohin wir fahren. Er bestätigte, daß die Fahrten auch mit einem echten Taxi nicht immer ungefährlich wären. Am Hotel sprang er aus dem Wagen und half uns das Gepäck zur Vorhalle zu tragen. Immerhin hatte er mehr als den dreifachen Preis verdient.

Im Hotel war die Hölle los. Wir stellten das Gepäck in einer Ecke ab, und Pauline lief sofort, um Übernachtungsplätze zu ergattern. Sie kam auch bald mit Formularen zurück, die wir ausfüllen mußten, dann schleppten wir unsere Sachen in die zweite Etage in das vorgeschriebene Zimmer. Für Andreas erhielten wir keine Übernachtungserlaubnis, weil er ja nicht ausreiste. Wir sagten, er hilft uns nur das

Gepäck hinauftragen. Oben, auf der Etage, machte Pauline erst mal mit der Etagenfrau ab, daß er in unserem Zimmer bleiben könne. Wir müßten aber eine Nacht zu dritt auf zwei Betten schlafen, sagte die Frau. Das war schon gut. Am nächsten Morgen wurden Plätze frei und wir bekamen auch ein drittes Bett. Am anderen Tag kümmerte sich Pauline um die Flugkarten bei der Vertretung der Lufthansa. Bis Mittag hatte sie sie erhalten. Jetzt nahmen wir von ihr die Reisepässe und fuhren mit einem Schwarzfahrer schnell zur Botschaft. Wir mußten dort noch einen Haufen Dokumente abgeben, damit sie mit der diplomatischen Post nach Deutschland befördert wurden, denn am Zoll wollte man keine Originale von Urkunden und anderen Dokumenten durchlassen. Die Botschaft kam da den deutschen Aussiedlern entgegen, denn sie wußten ja, daß das nicht gesetzlich war, was die Zollbeamten mit den Deutschen anstellten. Die wollten doch nur Schmiergelder herauspressen. In zwei Stunden war auch das erledigt. Jetzt mußten wir nur noch auf den Tag unseres Abfluges warten. Am nächsten Tag, einem Samstag, fuhren Andreas und Pauline noch mit dem Hund zum Flughafen „Scheremetjewo“, um die Papiere für ihn in Ordnung zu bringen. Es war ein sehr kalter Morgen, als sie wegfuhr. Ich nutzte die Gelegenheit und besuchte den nicht weit vom Hotel gelegenen „Deutschen Friedhof“, wo viele prominente Persönlichkeiten aus dem 18. und 19. Jahrhundert beerdigt waren, unter ihnen auch viele Deutsche. Als die beiden am Mittag mit dem Hund zurückkehrten, erzählten sie mir, wie alles abgelaufen war. Zuerst sagten die Veterinäre, daß in der Bescheinigung, die meine Frau aus Frunse für den Hund mitgebracht hatte, das Vakzin, das dem Hund eingepflicht worden waren, nicht angegeben sei. Als Pauline ihnen eine Schachtel Schokolade zuschob, sagten sie: „Na ja, da wollen wir mal sehen, was in solchen Fällen zu machen ist.“ Als dann noch eine Flasche kirgisischen Kognaks hinzukam, da war das ein „solches süßes Hündchen“, und die Sache war in 5 Minuten erledigt.

Am nächsten Morgen gab es einen Kampf um den Bus, der uns vom Hotel zum Flughafen bringen mußte. Er hielt hinter einer Häusercke, und die Leute wurden immer unruhiger. Das wurde absichtlich gemacht, damit die Aussiedler mit den Schwarzfahrertaxis fahren sollten, die ihnen den 10-fachen Preis abpreßten. Erst als sich die Leute an einen Milizionär wandten und ein schreckliches Geschrei veranstalteten, holte der Milizionär den Bus herbei und wir stiegen ein. So kamen wir auch glücklich über diese Hürde hinweg. Im Flughafen lief Andreas sofort und brachte einen Kofferverein. Da konnten wir alles aufladen und leichter hin- und her transportieren. Wir mußten ja auf unser Flugzeug bis 7 Uhr abends warten.

Ich saß den ganzen Tag beim Gepäck und hatte den Hund auf dem Schoß. Pauline und Andreas waren noch einmal in die Stadt gefahren und wollten noch irgendwas kaufen. Am Abend begann die Registrierung der Flugdokumente, die Zollabfertigung usw. Alles ging gut, bis der Hund an die Reihe kam. Seine Dokumente waren zwar in Ordnung, aber er mußte gewogen werden (er wog 1,8 kg), und wir mußten für ihn 12 Rubel zuzahlen. Aber wir hatten ja keine Rubel mehr. Es war gut, daß Andreas nicht weggegangen war, er sah alles und reichte Pauline 12 Rubel durch das Gitter. Bis wir gezahlt hatten, war unsere Gruppe schon weg, und wir wußten nicht, wohin es jetzt ging. Wir waren ja zum ersten Mal in Scheremetjewo. Wir fragten einen Milizionär, der uns ziemlich unzufrieden und grob den Weg zum Warteraum zeigte. Wir fanden ihn auch, aber jetzt gab es noch ein Problem. Man hatte uns befohlen, wir sollten den Hund in eine Plastiktasche stecken, denn die deutsche Flugzeugbesatzung würde keine nackten Hunde im Flugzeug dulden. Wo sollten wir denn jetzt einen Plastikbeutel hernehmen? Eine Frau machte eine kleine Plastiktasche leer und gab sie uns. Aber der Hund paßte da nicht hinein, obwohl er selbst ganz klein war. Ich schickte meine Frau zu einem Intershops-Geschäft, das ich unterwegs in der Halle

gesehen hatte. Sie kam auch bald mit einer Plastiktasche zurück. Man hatte sie ihr dort sogar geschenkt. Jetzt hatten wir eine passende Hülle für unseren Hund.

Ich hatte einen warmen Wintermantel mit Pelzkragen an. Auch darunter noch Anzug, Jacke, Hemden und mehrere Hosen, auf dem Kopf eine warme Mütze aus Sumpfbiberfell. Einerseits war es an jenem Tag in Moskau sehr kalt, andererseits zog ich, soviel ich konnte, auf den Leib, damit weniger zu tragen war. Jetzt war ich durch und durch verschwitzt. Und wir mußten in der Wartehalle so sehr lange warten. Endlich wurden wir zum Flugzeug geführt, das glücklicherweise direkt vor der Halle stand. Erst als ich da hineinkam und Mantel und Mütze abgelegt hatte, fühlte ich mich beruhigt und frei. Jetzt war ich sicher, daß wir nach Deutschland fliegen. Zuvor hatte ich immer noch Angst, es könnte noch was dazwischenkommen.

Gewöhnlich tritt nach dem Streß, dem die Aussiedler in den letzten Monaten in der alten Heimat ausgesetzt sind, schon im Zug oder im Flugzeug, hauptsächlich, wenn das eine Maschine der Lufthansa ist, eine Erleichterung ein. Das Flugzeug ist sehr geräumig, das Dienstpersonal sehr höflich und entgegenkommend. Es gibt hier nicht die stimmungsverderbenden Verbote: man darf kein Gepäck auf die Gepäckträger über den Sitzen legen, man darf nicht im Gang stehen, man darf nicht ein übriges Mal was fragen – all das, woran wir uns dort schon gewöhnt hatten, das gibt es hier nicht. Man darf alles, was nicht ausdrücklich verboten ist. Das gilt im Allgemeinen in Deutschland überhaupt. Ich hatte das Gefühl, als säße ich in einem Kinosaal. Als erstes wandte ich mich an die Bedienung und bat um etwas Wasser für den Hund. Der fühlte sich schlecht und war sehr beunruhigt. Er kletterte von meinem Schoß zu Pauline und wieder zurück. Er lenkte eine wohlwollende Aufmerksamkeit der Passagiere und des Personals auf sich. Wir brauchten ihn natürlich nicht in die Plastiktasche zu stecken. Dann bekamen wir Getränke und auch reichlich zu essen.

## Endlich in Deutschland

Der Flug verlief gut, und wir landeten am 15. Januar 1990 um 21 Uhr örtlicher Zeit in Frankfurt am Main. Dank der sehr milden Winter der letzten Jahre in Deutschland empfangen einen die deutschen Flughäfen auch im Winter gewöhnlich mit üppigem Grün und Blumen. Ich konnte es gar nicht fassen, daß ich nach 30-gradigem Frost in Moskau auf einem Flughafen mit blühenden Magnolien landete, und daß das Frankfurt sein sollte und nicht irgendwo im Süden war. Dort wurden wir von einem Vertreter des Roten Kreuzes empfangen und in einen ziemlich großen Raum geführt. Da warteten noch andere Aussiedler, die vor einer halben Stunde mit einer sowjetischen Maschine von Moskau hier angekommen waren. Wir waren jetzt insgesamt 150 Personen. Unser Begleiter, der eher einem Hippie ähnelte, erklärte uns etwas, ohne seinen Kaugummi aus dem Mund zu nehmen, dann führte er uns zur Grenzkontrolle, zum Zoll und dann zur Gepäckausgabe. Dort herrschte ein ziemliches Chaos. Mir gelang es, einen Gepäckkarren zu ergattern, so daß wir das Gepäck nicht zu schleppen brauchten. Es ging aus dem Flughafengebäude hinaus zu den Bussen. Es waren zwei Doppeldeckbusse und ein gewöhnlicher. Als wir die Koffer verstaut hatten, stiegen wir in den kleineren Bus und setzten uns ganz vorn beim Fahrer hin. Es war ein junger Bursche, er sprach sehr gut Deutsch, aber irgendetwas stimmte nicht ganz. Ich fragte ihn, wo er geboren wäre. Er lachte und sagte: „In Karaganda.“ Als Sprachlehrer merkt man so etwas sofort.

Wir fuhren fast die ganze Nacht in Richtung Hamburg. Als ich erfuhr, daß man uns nach Lüneburg bringt, und auch noch in Kasernen, da war ich ziemlich enttäuscht, zum Glück zu Unrecht. Ich unterhielt unterwegs unseren Fahrer mit Gesprächen, damit er nicht einschlief. Er hatte in seinem Vorratsraum so 100 Dosen Fanta und Koka-Cola, die uns nach dem üppigen Abendessen im Flugzeug sehr zugute kamen.

Am 16. Januar 1990 um 5 Uhr morgens kamen wir in der Theodor-Körner-Kaserne hinter Lüneburg an. Man brachte uns direkt zur Kantine. Hier wurden wir von einigen Soldaten und Offizieren empfangen. Man lud uns ein, erst mal zu frühstücken. Nach dem Frühstück wandte sich ein Oberstleutnant an die Versammelten mit einer Begrüßungsrede, die aus deutsch-polnisch-russischem Wortschatz bestand mit der entsprechenden Grammatik. Ich fragte ihn, in welcher Sprache er gesprochen habe, ob in polnischer. Er sagte lachend: „Ich weiß es nicht, vielleicht.“

Nach dem Frühstück wurden die 150 Ankömmlinge in zwei Kasernen untergebracht. Das Essen für die Leute wurde aus der Soldatenküche direkt in unsere Kasernen gebracht und da ausgeteilt. Tag und Nacht standen Speisen auf dem Tisch im Korridor, jeder konnte frei hingehen und nehmen und essen, wann er wollte. Wir sollten uns hier einen Monat lang erholen, so lange in den Lagern kein Platz war. Ich war täglich sehr beansprucht, denn ich arbeitete als Dolmetscher. Nach 1 Woche mußten die Leute ins Lager gebracht werden. Die guten Vorsätze der Offiziere scheiterten an der medizinischen Betreuung. Wir wurden ja von den Militärärzten betreut, aber unter denen gab es keine Spezialisten für Frauen- und Kinderkrankheiten. Die meisten Kranken waren aber unter diesen Gruppen. So mußten die Aussiedler schon nach einer Woche ins Lager gebracht werden. Es blieben nur 3 Familien zurück, in denen Schwerkranke waren. Und da man ohne Dolmetscher nicht auskommen konnte, und ich und Pauline uns erkältet hatten und stark an Husten litten, schrieb man uns kurzerhand auch krank und behielt uns noch eine Woche da, bis die Kranken transportfähig waren. Am 1. Februar 1990 brachte man uns in das Lager von Bramsche. Die zwei Wochen in der Kaserne waren meine besten Tage in Deutschland – ich fühlte, daß ich noch gebraucht wurde und war glücklich.

Im Grenzdurchgangslager Bramsche (20 km von Osnabrück am nördlichen Ende des Teutoburger Waldes) waren wir nur 1 Woche. Aber diese sieben Tage haben auf mich keinen guten Eindruck gemacht, zumal das Lager erst im Aufbau war. Früher war das eine belgische Kaserne. Dazu kam, daß das Lager gepfropft voll war. Ungefähr 20% der Aussiedler waren aus der Sowjetunion, die übrigen aus Polen, Rumänien und der DDR. Unsere Leute fühlten sich da besonders niedergedrückt, denn wir waren nicht so an die Freiheit gewöhnt wie die übrigen Aussiedler, die aus westlicheren Gebieten kamen und mit der hiesigen Ordnung vertraut waren. Die ältere Generation der Rußlanddeutschen wird doch wohl eine gewisse Scheu nicht mehr los. Der Stempel des Krieges, der Trudarmee und der Kommandantur läßt sich so leicht nicht abwaschen.

Am 8. Februar 1990 waren wir mit der Registrierung in Bramsche fertig, und man brachte uns weiter. Vor der Abfahrt trafen wir noch zufällig Jura Beiz, Zacharias' Neffen. Er übergab mir meinen Führerschein, den ich in Frunse in der Eile nicht mehr erhalten konnte. Von hier hätten wir eigentlich nach Unna-Massen gebracht werden müssen, aber da dieses Lager schon überfüllt war, kamen wir in ein Nebenlager – nach Geseke. Hier sollten wir jetzt bleiben, bis wir vollständig registriert wären, und bis wir zum Ort unseres ständigen Wohnsitzes fahren konnten. Hier hatte man uns (jedenfalls für die erste Nacht) in ein Zimmer mit 10 Betten eingewiesen. Wir sollten die obersten Plätze der letzten zwei zweistöckigen Betten belegen. In dem Zimmer wohnten 8 erwachsene polnische Aussiedler mit einem kleinen Brustkind. Das Kind schrie dauernd, denn es bekam in dem verrauchten Zimmer keine Luft, alle 8 Erwachsenen rauchten ununterbrochen (auch die Frauen, die Mutter des Kindes nicht ausgenommen). Ich konnte es in diesem Rauch und Gestank nicht aushalten und wollte ein Fenster öffnen. Aber da schrie die Großmutter des Kindes, daß sich das Baby erkältet. Ich antwortete ihr, daß es eher erstickt.

Nach Bramsche hatte ich vom Lagerleben die Nase voll. Zu allem Unglück hatte ich dort auch noch mein Notizbuch mit allen Telefonnummern und Adressen in Deutschland in einer Telefonzelle liegenlassen und nicht mehr bekommen. Es war ein Glück, daß ich Lilis Telefon auf einem Zettelchen in der Tasche hatte. Ich kam mir vor wie Robinson Crusoe auf der unbewohnten Insel. Ich wollte weder nach Unna-Massen, noch in ein anderes Lager. Ich hatte meinen Entschluß schon gefaßt: wir wollten heute noch fort von hier, zur Schwägerin. Ich ging ans Telefon und rief Lili und Zacharias, ihren Mann, an, und bat sie, uns von hier abzuholen. Sie kamen auch gegen Abend, als sie von den Sprachkursen nach Hause kamen. Spät Abends kamen wir an unserem neuen Wohnort an. Wir wurden mit einem schmackhaften Abendessen empfangen, an dem auch die Hauswirte, Frau und Herr Christmann, teilnahmen. Herr Christmann hatte sogar als Begrüßungstrunk, wie er sagte, eine Flasche Wein spendiert.

Ich bestand darauf, daß man uns zu meiner Schwägerin entließ. Die hatten schon bei Herrn Christmann eine Privatwohnung gemietet und für uns ein kleines Zimmerchen für die erste Zeit reserviert. Das war in Leopoldstal (ein Ortsteil von Horn-Bad Meinberg, der Stadt, wo wir auch heute noch leben – 15 km von Detmold, unserer Kreisstadt entfernt), am südöstlichen Ende des Teutoburger Waldes (einem bewaldeten Gebirgszug). Eine wunderschöne Gegend mit vielen Kurorten, der Winter sehr mild und schneearm, der Sommer kühl und regnerisch. Zweimal fuhr ich noch nach Geseke, um die wichtigsten Angelegenheiten zu erledigen und eine Einweisung in unsere Stadt Horn-Bad Meinberg zu bekommen.

## In der neuen Heimat

Wir lebten bei der Schwägerin vom 8. Februar 1990 bis den 1. Juli in Leopoldstal, 3 km von Horn, dem Verwaltungszentrum der Stadt. Wir hatten aber schon eine Wohnung bei der Wohnungsbaugesellschaft in Horn beantragt. Es war damals sehr schwierig mit Wohnungen. Aber durch Zufall bot man uns zum 1. Juli eine Dachwohnung mit zwei ganz kleinen Zimmerchen und noch kleinerer Küche, sowie auch Badezimmer an. Mir gefiel das nicht (es war alles zu klein, wir konnten unser Gepäck, das inzwischen angekommen war, nicht mal richtig unterbringen), aber wir hatten keine andere Auswahl. Bis zur Zeit unseres Umzugs hatte ich auch den Papierkram erledigt. Dazu mußte ich fast jeden Tag von Leopoldstal nach Horn laufen oder zur Kreisstadt Detmold fahren. Wir hatten mit unserer übereilten Absage vom Lager Unna-Massen einen großen Fehler gemacht. Wir hatten ja den Staat durch diese Absage von einer organisierten Unterbringung unserer Familie befreit und alle Strapazen auf uns genommen. So kam es, daß das, was man im Lager in zwei Wochen erledigen konnte, jetzt Monate, ja Jahre lang dauerte. Wir hatten auch noch kein Auto und waren bei den vielen Laufwegen immer auf fremde Leute angewiesen. Mein Schwager hatte ja ein Auto, aber die fuhren jeden Tag nach Detmold zum Sprachkurs. Ich hätte ja auch schon so ein altes Auto kaufen können, aber ich hatte einfach Angst vor dem Fahren. Ich hatte zwar in den letzten Monaten in Frunse eine Fahrschule absolviert und einen Führerschein erhalten, aber richtig fahren mußte ich erst noch lernen, zumal hier, in einem fremden Land, wo aber auch alles ringsum fremd und anders war als in der Sowjetunion. Es war sehr schwer, sich hier in dem Straßennetz zurechtzufinden, obwohl ich lesen konnte und die Sprache verstand. Ein Auto kaufte ich erst ganz am Ende von 1990, da ich endlich verstand, daß ich ohne eigenes Auto nie fahren lernen würde. Aber das Jahr ohne Auto war doch nicht ganz verloren. Ich saß immer neben meinem Schwager als „Steuermann“. Wir hatten uns die Rollen geteilt – er hatte die Verantwortung für das Auto, ich für die Straße und die Verkehrsregeln. So daß ich mich nach einem Jahr darin besser zurecht fand als der Schwager. Aber ich hätte kein Auto lenken können, das habe ich erst gelernt, als ich mein eigenes hatte. Die Autos sind ja hier auch ganz anders als die, womit ich in Kirgisien gelernt hatte.

Ich hatte vom Anfang an alle Hände voll zu tun: Wir mußten uns überall anmelden, wir bekamen jeden Tag Briefe vom Arbeitsamt, vom Sozialamt, es mußte ein Haufen Formulare ausgefüllt und Dutzende Anträge gestellt werden, es gab sehr viel zu laufen. Es war gut, daß unsere Verwandten und Bekannten in der Nähe wohnten und uns aushalfen, wo sie nur konnten.

Auch materiell wurden wir sehr unterstützt. Ich hatte hier in Deutschland viele hiesige Bekannte, mit denen ich schon seit Frunse Briefwechsel unterhielt. Ein bekannter Apotheker aus Hannover brachte uns schon in den ersten Tagen 200 DM ins Lager, sowie auch einen halben Kofferraum Lebensmittel, an denen es uns auch so nicht mangelte. Dr. Lindner aus Bad Godesberg schickte uns in einem Umschlag 300 DM. Das Professorenehepaar Dörr aus Gronau-Oberstenfeld überführte auf unser Konto ein ganzes Jahr lang monatlich 200 DM. Meine ehemalige Lehrerin und Kollegin Frau Theresa Schilke besuchte uns und übergab uns 200 DM und einen ganzen Sack Kleidung und Bettwäsche. Sehr viel Unterstützung bekamen wir von unseren Freunden Gerlinde und Helmut Stamm aus Ilvesheim bei Mannheim. Auch von der Bevölkerung aus dem Ort erhielten wir sehr viele noch gute Sachen. Damals waren die hiesigen Deutschen der Aussiedler noch nicht so überdrüssig wie heute, und das Leben war auch überhaupt noch leichter. Wir sind all den oben genannten Leuten und

auch den vielen anderen, die uns in der ersten schweren Zeit mithalfen, sehr, sehr dankbar.

Das erste Jahr erhielten wir vom Arbeitsamt zu zweit 1920 DM monatlich Eingliederungsgeld; dann ein halbes Jahr 1600 DM Arbeitslosenhilfe. Seit ich vom 1. Juli 1991 meine Rente bekam (1800 DM), erhielt Pauline weiter keine Unterstützung mehr. Uns reichte meine Rente vollauf. Während all der Jahre, die wir in Deutschland sind, halfen und helfen wir unseren Verwandten in Kirgisien und Rußland mit Paketen und auch mit Geld.

Natürlich ging nicht alles glatt bei uns mit dem Leben in Deutschland. Es gab auch sehr viel Ärger und Kummer, zum Teil durch unsere Unwissenheit, zum Teil aber auch ohne unsere Schuld. Es gab Probleme mit der Verkehrspolizei, mit Rechtsanwälten, wir wurden auch von Gaunern übers Ohr gehauen und müssen auch jetzt noch oft hören, daß wir den hiesigen Steuerzahlern auf der Tasche liegen, den hiesigen Arbeitern die Arbeitsplätze wegnehmen, schuld sind an den leeren Rentenkassen. Aber das alles wäre schon ein Thema für sich.

Wie paradox das sich auch anhört, aber ich hatte in den ersten Monaten große Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache. Erstens höre ich schwer, zweitens fiel es mir schwer, mich an die hiesige unartikulierte Aussprache zu gewöhnen. Ich hatte im Herbst 1990 in „Volk auf dem Weg“ einen Artikel geschrieben über die nachlässige Handhabung der deutschen Sprache von Seiten der hiesigen Beamten, Politiker und Journalisten, sowie auch Schauspieler und mancher Moderatoren – von all denjenigen, die berufen sind, die deutsche Sprache zu pflegen und ein gepflegtes Deutsch in die Massen zu bringen. Das brachte mir nur noch mehr Ärger und einen Haufen Feinde, obwohl einzelne Personen auch mit mir einverstanden waren.

Sprachkurse hatte man uns nicht zugestanden, als wir nach Deutschland kamen – wir wären im Rentenalter und benötigten diese Kurse nicht. Ich persönlich hätte dort wirklich nichts lernen können hinsichtlich der Sprache. Aber ich hätte mehr Kontakte gehabt zu den Menschen, und das hätte mir auch nicht geschadet, auch meine Frau hätte sie ganz gut gebrauchen können. Na ja, ich kann aber auch die Behörden verstehen.

Ich hatte mir schon im März 1990 eine inoffizielle Beschäftigung gesucht. Ich half bei einer Übersetzerin mit, denn ich beherrschte ja die beiden Sprachen Deutsch und Russisch. Da in jenen Jahren sehr viele Aussiedler aus der Sowjetunion kamen, gab es auch viel Arbeit. Ich lernte bei dieser Beschäftigung viel und verdiente auch noch etwas Geld, so daß wir mit unserem Eingliederungsgeld vom Arbeitsamt und dem bißchen, was ich noch hinzuverdiente, gut auskamen. Außerdem arbeitete meine Frau noch 3 Stunden in der Woche als Putzfrau und bekam auch jedesmal 30 DM. Wir hatten schon im ersten Jahr einige kleine Pakete an unsere Kinder in Frunse geschickt, wo es damals sehr ärmlich zuging, auch Geld schafften wir manchmal hin.

Nachdem ich mich hier umgesehen hatte, schrieb ich unserem Sohn, er solle, wenn sie auch nach Deutschland ziehen wollten, mir die notwendigen Unterlagen zuschicken. Aber durch ihre Uneinigkeit im Familienleben zogen sie die Sache sehr lange hin. Und auch in Deutschland zog sich die Bearbeitung der Dokumente immer länger hinaus. Dann kam auch noch das Gesetz hinzu, daß nur rund 200 000 Aussiedler jährlich aufgenommen werden sollten. (Deutschland war zu jener Zeit schon so ziemlich voll, und die Staatskassen leer.) So kamen der Sohn und seine Familie mit großen Schwierigkeiten erst im September 1993 hier an. Meine Schwester Lili und Schwager August hatten ihre Dokumente uns schon mitgegeben, sowie auch Paulines jüngste Schwester Anja mit ihrer Familie. Beide Familien trafen im Sommer 1991 hier ein. Später kamen auch mein Bruder Sascha mit seiner jüngsten Tochter, auch die Schwester Lea mit ihrer Tochter und deren Familie.

Paulines Verwandte übersiedelten auch alle Anfang der 90er Jahre nach Deutschland. Von mir ist nur noch der Bruder Richard im Fernen Osten, im Primorski Krai, sowie die Kinder von Sascha und Lea leben noch im Gebiet Saratow und in der Altai-Region. Wir leben jetzt schon fast 8 Jahre in Deutschland. Da gab es auch schon erwähnenswerte Ereignisse. Über einige von ihnen möchte ich hier noch berichten. Im ersten Jahr arbeitete ich viel an Übersetzungen, und hatte eine umfangreiche Korrespondenz. Ich veröffentlichte auch einige Artikel in Zeitungen und notierte einzelne Episoden aus meinen Lebenserinnerungen. Die schickte ich nach Frunse, wo sie in der „Zeitung der Deutschen Kirgisstans“ veröffentlicht wurden. Das sind: „Wie das geschah“, „Wie es war“, „Aus der Sicht von innen“). Ich fuhr ungefähr 8mal nach Bochum, wo ich mit verschiedenen Vorlesungen vor der dortigen Ortsgruppe der Landsmannschaft der Deutschen aus Rußland auftrat. Mehrere Male war ich als Vertreter der Landsmannschaft auf verschiedenen Konferenzen des „Bundes der Vertriebenen“, aber die Einstellung der dortigen Redner gefiel mir nicht: sie hatten eine meiner Meinung nach zu nationalistische Färbung, und ich blieb weiterhin fern. Einmal hatte ich eine dreistündige Unterhaltung mit Aussiedlerbetreuern. Zweimal trat ich in Kirchen mit Berichten über das Leben und die Geschichte der Rußlanddeutschen auf.

Das erste Mal machte ich hier in Deutschland den Versuch, eine Familienforschung zu beginnen, schon im Jahre 1990. Aus Telefonbüchern erfuhr ich, daß es in Deutschland viele Familien mit dem Namen Herber gibt. Auf meine Anfrage bei einem Bekannten in München hatte ich von ihm 2 Anschriften von Herbern bekommen, die sich bereit erklärt hatten, mit mir über Familienforschung zu korrespondieren. Ich schrieb an die beiden Adressen, erhielt aber keine Antwort. Die Leute dachten doch gewiß, ich wollte was von ihnen. Diese Reaktionen auf meine Briefe hatten mir für längere Zeit den Mut genommen, mich noch einmal an jemanden mit einer derartigen Bitte zu wenden.

Im Herbst 1994 war ich in dem Städtchen Reiskirchen bei Gießen bei meinen ehemaligen Studenten Waldemar und Nelly Haun zu Besuch. Dort lernte ich Kurt und Petra Herber kennen, ein sehr nettes und menschenfreundliches Ehepaar mit einem sehr großen Interessenbereich. Er ist Ingenieur von Beruf, ehrenamtlicher Vorsitzender des örtlichen Heimatkundlichen Vereins und beschäftigt sich viel mit der Geschichte seines Heimatortes. Das Ehepaar zieht vier adoptierte Kinder groß. Sie sind die ersten von den hiesigen Herbern, die mir und meinem Bestreben Verständnis entgegen gebracht haben. Sie haben mir sehr viel geholfen mit Rat und Tat. Dank der Initiative von Kurt habe ich zweimal vor den Mitgliedern ihres Vereins Vorträge über die Geschichte der Rußlanddeutschen, über Kirgisien und über meine Reise an die Wolga 1996 gehalten. Außerdem haben sie in einem Heft ihrer Schriftenreihe meine „Erinnerungen“ und meine „Beiträge zur Geschichte der Rußlanddeutschen“ veröffentlicht.

Mit dieser Familie unterhalte ich auch jetzt noch freundschaftliche Kontakte und bin ihr für die Unterstützung sehr, sehr dankbar.

Das Jahr 1994 war für uns überhaupt ein ereignisvolles Jahr. Leider waren es nicht nur freudige Ereignisse, es gab auch traurige und sogar tragische. Im Frühjahr 1994 kam mein Bruder Sascha mit seiner Familie nach Deutschland. Man wollte sie anfänglich in eins der neuen Bundesländer schicken, doch dann schickte man sie auf ihre Bitte hin nach Bayern, ganz an die österreichische Grenze. Am 7. Mai wollten ich und Pauline sie dort besuchen. Wir fuhren mit meinem neuen Auto. Wir waren schon hinter Würzburg auf der Autobahn, als ich einen LKW überholen wollte. Plötzlich tauchte vor meiner Motorhaube ein roter PKW auf, der mich von rechts überholt hatte. Ich erschrak, riß das Lenkrad nach links und bremste, aber das Auto kam ins



Schleudern, rammte einige Leitplanken, machte eine Wendung von 180° und blieb endlich stehen. Wir erlitten beide einen schrecklichen Schock, waren mit Dosen, Flaschen und Gepäckstücken überhäuft. Aber, Gott sei Dank, wir blieben heil und gesund. Der eigentliche Urheber war über alle Berge. Keiner hatte richtig gesehen, was für ein Auto das war. Wir waren wieder die Letzten, die, wie bekannt, von den „Hunden gebissen“ werden. Wir zahlten der Polizei 75 DM für ihren Einsatz, hatten ein total zerschlagenes, fast noch neues Auto, das erst 21 000 km auf dem Tachometer hatte, und wurden die 450 km nach Hause geschleppt. Sämtlichen Schaden, den ich mit dem Auto angerichtet hatte, zahlte die Versicherung, nur meinen nicht – das Auto war nicht versichert. Wir wurden lange Zeit den Schock nicht los. Aber ohne Auto ist es in Deutschland kein Leben. Ich verkaufte das Wrack für 6000 DM, nahm unsere Beerdigungsgelder aus der Sparkasse und kaufte ein neues Auto. Am 1. November 1994 zogen wir um in unsere neue, aber teure Privatwohnung.

Schon im Frühjahr 1993 hatten ich und Pauline eine Gastreise nach Frunse unternommen. Von dieser Reise blieb mir auch keine gute Erinnerung. Außer den zerstörten und schmutzigen Straßen, den demolierten Telefonzellen, den überfüllten alten Bussen und Trolleybussen und der allgemeinen Armut unter den Leuten, hauptsächlich den Rentnern, was alles ein sehr bedrückendes Gefühl hervorrief, kam auch noch die Angst vor der Kriminalität hinzu. Die seitenlangen Mitteilungen der Miliz darüber in den Zeitungen steigerten die Angst noch mehr. (Es war vielleicht doch gar nicht so verkehrt, wenn früher, zu den Sowjetzeiten, das alles geheimgehalten wurde?) Als wir wieder in Deutschland waren und im Zug „Berlin-Bielefeld“ saßen, waren wir wirklich sehr glücklich.

Pauline flog 1994 noch einmal nach Frunse: sie wollte mit aller Gewalt unseren kleinen Urenkel sehen. Ich war seitdem noch nicht wieder in Kirgisien.

Außer den vielen Reisen durch Deutschland, die ich alle zum Zweck der Familienforschung unternahm, reiste ich schon dreimal an die Wolga, in das Gebiet Saratow. Das erste Mal – im Herbst 1996. Im Folgenden wird diese Reise kurz beschrieben.

## **Eine Reise an die Wolga**

(Herbst 1996)

Die Forschungen nach meinen Ahnen führten mich im Herbst 1996 aus Deutschland nach Rußland, an die Wolga, in die Ortschaften, wo ich meine Kindheit und meine Jugend bis zum September 1941, bis zur Vertreibung der Wolgadeutschen nach Sibirien und Kasachstan, verbrachte. Das Ziel meiner Reise war das Gebiet Saratow, genauer die Archive in Saratow und Engels, und die Ortschaften Borodajewka (vor dem Krieg Boaro), wo meine Eltern und Großeltern geboren wurden, und das Rayonzentrum Marx (früher Marxstadt), wo unsere Familie direkt vor dem Krieg lebte, und von wo wir ausgesiedelt wurden. Es war also nicht nur die Ahnenforschung, die mich dorthin trieb, sondern es war auch der sehnlichste Wunsch, meinen Geburtsort und den Ort meiner Kindheit vor meinem Ende noch einmal zu sehen. Die allgemeinen Lebensverhältnisse, die ich dort antraf, und meine persönlichen Eindrücke, die diese Reise in mir hinterlassen hat, das alles zusammen, glaube ich, ist es wert, auf Papier festgehalten zu werden, zumal es heute immer weniger Menschen gibt, die aus eigenen Erlebnissen darüber berichten können, da die älteren schon zum Teil weggestorben sind, und die jüngeren zu wenig darüber wissen. Es sind ja nur Bruchstücke, aber aus solchen Bruchstücken besteht eben unsere Geschichte – die Geschichte der Deutschen aus Rußland und der ehemaligen Sowjetunion.

Nachdem ich mich vorher unter großen Schwierigkeiten mit der Leitung des Archivs in Engels in Verbindung gesetzt und die Zusage erhalten hatte, die Archivakten persönlich einsehen zu dürfen, faßte ich den festen Entschluß, zu fahren. Jetzt entstand die Frage: wie fahren? D.h. mit welchen Transportmitteln, wie ein Visum bekommen, wie eine Einladung bekommen, ohne die man von der Russischen Botschaft kein Visum erhält? Da ich alle diese Probleme allein nicht bewältigt hätte, wandte ich mich an das mir am nächsten gelegene Reisebüro. Da hatte man mir eine so rosige und problemlose Reise ausgemalt, daß ich das Angebot sofort annahm: Mit dem Flugzeug aus Hannover über Wolgograd nach Saratow und ein Visum für das gesamte Saratower Gebiet. Die Termine wurden zu beiderseitiger Zufriedenheit festgesetzt, und ich zahlte auch sogleich die verlangte Summe für den Hin- und Rückflug ein. Nach sechswöchigem Warten, 10 Tage vor dem Abflug, brachte man mir meine Reisepapiere direkt ins Haus. Nach deren eingehendem Studium mußte ich leider feststellen, daß mein Visum nur für die Stadt Saratow ausgestellt war, (ich mußte aber auch die Städte Engels und Marx besuchen); die Flugkarte war überhaupt nur bis Wolgograd gültig. Nach längerem erfolglosem Verhandeln gelang es mir endlich, nicht ohne Nervenstrapazierung, die Papiere zurückzugeben und mein Geld zurückzubekommen. Meine Zeit und unsere Urlaubspläne für den Sommer 1996 waren dahin. Ich schrieb sofort an die Russische Botschaft, um zu erfahren, ob ich nicht direkt von dort ein Visum für die von mir vorgemerkten Städte bekommen könnte. Aus der Antwort verstand ich, daß ein einfacher deutscher Staatsbürger, zumal ein Aussiedler aus der ehemaligen Sowjetunion, so einfach um diese aufgebauten Riffe

nicht herkommt, denn an dem potentiellen Reisenden wollen ja möglichst viele Firmen verdienen: das örtliche Reisebüro, mit dem der Kunde unmittelbar in Verbindung steht; die Firma, die die Gasteinladung besorgt; die Botschaft; die entsprechende Fluggesellschaft. Es wäre ja auch gut so, das entspricht auch der deutschen Dienstleistungsnorm, würde nur nicht alles nach russischem (sowjetischem) Schlendrian verlaufen!

Ich hatte meinen Reiseplan für 1996 schon fast aufgegeben, da fand sich plötzlich eine scheinbar ganz einfache Lösung: Mein Neffe bereitete sich zu einer Fahrt mit dem Auto nach Marx, besser gesagt, nach dem Dorf Pawlowka, vor, wo er seine Hausangelegenheiten erledigen wollte. Er willigte gerne ein, mich mitzunehmen. Und so bestellte ich dann bei einer anderen Reisefirma ein dreimonatiges Visum für die Städte Engels, Marx und Omsk, (wohin ich eventuell auch fliegen wollte), machte mein Reisegepäck zurecht und wartete, teils mit Freude, teils mit Bangen auf die bevorstehende Autoreise (in meiner ausgestellten Gasteinladung stand auch wörtlich: Autotourist). Ich hatte zuvor jegliche Autoreisen nach Rußland abgelehnt: ich hatte ja genug gehört und gelesen über die Schwierigkeiten an den Grenzübergängen und über die Raubüberfälle unterwegs und auf den Parkplätzen. Aber diesmal wagte ich es: mein Fahrer war mit dem Auto schon mehrere Male an die Wolga gefahren und hatte gewisse Erfahrung. Außerdem war mein Wunsch, mich einmal vor Ort über alles zu informieren und meinen Geburtsort nochmals zu sehen, außerordentlich groß. Leider änderte sich kurz vor der Abfahrt unser Reiseplan noch einmal: statt zu zweit, fuhren wir zu dritt, entsprechend mehrte sich auch das Gepäck, so daß an ein Schläfchen während der Fahrt nicht mehr zu denken war. Der Tag der Abfahrt kam heran.

Am 16. September 1996 fuhren wir um 17 Uhr nachmittags aus Horn ab. Geplant war, früh morgens am nächsten Tag die deutsch-polnische Grenze hinter Frankfurt/Oder zu passieren. Polen wollten wir tagsüber durchqueren, denn da sollte es angeblich mit den Raubüberfällen am schlimmsten sein. Aber wir erreichten diese Grenze schon spät abends am ersten Tag, und da die Grenzabfertigung wider Erwarten schnell und reibungslos verlief, mußten wir die halbe Nacht durch polnisches Territorium fahren. Aber alles ging gut. Gegen Morgen machten wir auf einem mit Fahrzeugen vollgepfropften Parkplatz für zwei Stunden halt, damit sich unser Fahrer etwas erholen konnte. Da wir ihm zu diesem Zweck eine Autohälfte einräumten, die andere von seiner Schwiegermutter und mit Gepäck gefüllt war, lief ich diese Zeit auf dem Parkplatz umher. Eine Übernachtung in einem Motel, mit einem angeblich bewachten Parkplatz, lehnten meine Reisegefährten entschieden ab: die Schwägerin doch wohl wegen der Unkosten, und der Fahrer meinte, dort würden wir bestimmt beraubt, und beschützen würde uns so wie so keiner. Als wir schon bei Tageslicht einen kleinen Ort passiert hatten, wurden wir dahinter von einer polnischen Verkehrsstreife angehalten. Nach einer routinemäßigen Kontrolle der Papiere konnten wir weiterfahren. Aber nach kaum 100 Metern wollte unser Fahrer einen LKW überholen, der mit ca. 30 Stundenkilometern dahinfuhr. Wir gerieten aber sofort auf einen ununterbrochenen Mittelstreifen. Da war die Polizei auch schon bei uns. Das Ganze machte den Eindruck, daß dieser LKW speziell dazu diente, fremde Fahrzeuge in eine solche Falle zu locken. Die Polizei nahm unseren Fahrer trotz aller Erklärungen mit zu ihrem Fahrzeug mit dem Hinweis, Fahrpapiere und Geld mitzunehmen. Einer von den Polizisten verlangte 50 DM Strafgeld. Doch ein zweiter fiel ihm sofort ins Wort, er sei heute der Kassierer, und es koste 60 DM, denn sie seien ja zu dritt, also für jeden 20 DM. (Die 50 DM waren ja auch schwieriger durch 3 zu teilen.) Unser Fahrer wußte schon, daß in solchen Fällen ein Reisender völlig der Willkür der Polizei ausgeliefert ist, und zahlte. Natürlich wurde ihm keine Quittung ausgestellt. Die wissen ganz

genau, daß ein Durchreisender in diesen Fällen immer in Zeitnot ist und sich auch keinen Anwalt leisten kann, was auch wenig helfen würde. Wir waren froh, daß wir ohne weitere Gewalt durchkamen.

Am Nachmittag des zweiten Tages waren wir an der polnisch-weißrussischen Grenze angelangt. Hier begann erst die richtige Hölle einer solchen Reise.

In der Reihe, wo die PKW abgefertigt wurden, standen schon ca. 200 Wagen. Unser Fahrer sagte, das seien nicht viel, wovon ich mich bald selbst überzeugen konnte. Aber da die Zollbeamten sowie die Grenzwachter gerade Kaffeepause hatten, rückte die Wagenschlange überhaupt nicht vom Platz. Dafür wurde sie aber hinten merklich länger. Es verging eine Stunde, die zweite – wir rührten uns nicht vom Platz. Dabei mußte man sehr aufpassen, daß sich kein Wagen vor uns hereinschob. Der Abstand zwischen den Wagen durfte nicht mehr als einen halben Meter betragen, sonst hätte sich jemand quer hineingezwängt. Hier gab es weder Ordnung noch Rücksichtnahme. Die Wagen waren meistens aus Polen, Weißrußland und Rußland, alle beladen wie Packesel mit den verschiedensten Kisten und Bündeln, Baumaterialien und Autoersatzteilen in großen Mengen, also fast alles Handelsware. Die Fahrer fühlten sich hier zu Hause und waren frech wie die Ratten. Ich ging die Autoschlange entlang und zählte schon über 800 Wagen, als endlich Bewegung in die Wartenden kam. Ganz vorn begann die Zollabfertigung. Die Leute wurden nervöser. Jetzt trat die polnische Polizei in Aktion. Zwei Beamte fuhren im Polizeiwagen die Autoschlange entlang, hin und zurück. Hier und da blieben sie stehen und unterhielten sich mit den Fahrern. Bald hier, bald da schob sich ein Wagen aus der Schlange heraus und folgte dem Polizeiwagen nach vorn. Ich drängte auf unseren Fahrer, er solle auch etwas unternehmen. War er doch vor der Reise ganz zuversichtlich, er werde keine 10 Stunden an der Grenze warten. Da müsse man handeln und nicht kleinlich sein. Aber jetzt wollte er nichts unternehmen. Er meinte, die Polizisten verlangten bis über 100 DM, um einen Wagen nach vorn, außer der Reihe durchzulotsen. Die Schwägerin wollte auch nicht blechen. Wir hielten jetzt hier schon über 4 Stunden und hätten gewiß noch bis zum Morgen warten müssen. Endlich hatte sich unser Fahrer ein Herz gefaßt und auch mit den Polizisten verhandelt. Für 50 DM ließen sie unseren Wagen ganz nach vorn bis zum Zoll durchfahren. Jetzt mußte alles sehr schnell gehen. Die Zoll- und Grenzbeamten hatten es hier sehr eilig. Aber trotzdem wurde alles sehr eingehend geprüft und kontrolliert. Hauptsächlich die Wagenpapiere. An der weißrussischen Sperre mußten wir Deklarationen ausfüllen über Wertsachen und Geld, das wir bei uns hatten. Als wir mit dem Auto schon auf der weißrussischen Seite standen, mußte unser Fahrer noch 30 DM Straßengebühr zahlen. Jetzt kamen wir in die Hände der weißrussischen Mafia oder Schutzgelderpresser. Junge Leute, sehr akkurat gekleidet, mit einer Plakette auf dem Mantelumschlag, begrüßten uns sehr höflich, erkundigten sich nach dem Leben in Deutschland, (daß wir aus Deutschland kamen, das sahen sie ja an unseren Wagennummernschildern) und wohin wir fuhren. Dann ließen sie die Katze aus dem Sack: sie stellten sich vor, sie seien von der Staatssicherheit und wären für unsere Sicherheit auf dem Territorium von Weißrußland verantwortlich und müßten uns begleiten, nicht umsonst, versteht sich, dann würden wir auf der ganzen Strecke von niemandem mehr angehalten. Meine Schwägerin antwortete, daß wir die Grenze nicht zum ersten Mal passieren würden, den Weg und die Verhältnisse gut kennen und keinen Begleiter brauchen. Unser Fahrer erklärte auch ganz ruhig, wir seien schon an Ort und Stelle angekommen, d.h., wir würden eine Woche lang hier in Brest bei Freunden bleiben. Die „Sicherheitsbeamten“ machten noch einige drohende Bemerkungen und gingen weg. Inzwischen hatte sich ein Mercedes hinter unseren kleinen Ford geschoben und uns die Ausfahrt versperrt. Da war uns nicht ganz gut zumute. Wir waren der

Meinung, daß das eine Finte der „Staatssicherheit“ wäre, um uns nachgiebiger zu machen. Ich hatte schon ganz unauffällig mein Geld und die Deklaration im Wagen versteckt. Glücklicherweise waren unsere Ängste umsonst. Der Mercedes gehörte einem Durchreisenden, der ihn nur hinter unserem Auto abgestellt hatte, weil er auch erst die Straßengebühr bezahlen mußte. Er hatte keinen anderen Parkplatz gefunden, aber gesehen, daß unser Fahrer auch weggegangen war, und hatte das ausgenutzt. Als unser Fahrer zurückkam, erzählte er, daß der Polizist ihm die 30 DM Straßengebühr mit aller Gewalt ohne Quittung abluchsen wollte. Er meinte, es gebe so wie so keine weiteren Kontrollen mehr. Unser Fahrer wußte das aber besser und ließ sich nicht darauf ein. Und er hatte recht, wir wurden unterwegs noch öfter geprüft und nach der Quittung gefragt. Endlich kam der Mercedes-Fahrer und wir konnten weiterfahren. Ich hatte immer noch Angst, von der Mafia angehalten zu werden und schlug unserem Fahrer vor, einen anderen Weg zu fahren. Doch er meinte, unterwegs werde ihn so leicht keiner in der Nacht anhalten, es sei denn, man versperre ihm den Weg mit einem gefälltten Baum, oder man würde ihm das Auto zerschießen. Wir fuhren die geplante Richtung weiter.

In Polen waren die Straßen noch einigermaßen befahrbar, aber natürlich mit den deutschen Autobahnen nicht vergleichbar. Schlimm ist, daß man auch größere Städte nicht umfahren kann, und sich da durchzusuchen, ist gar nicht so einfach. Wir mußten ziemlich schwitzen, bis wir durch Warschau und Posen waren.

Als wir jetzt nach Weißrußland und Rußland kamen, wurden die Straßen sofort schlechter: Schlaglöcher, keine Randbefestigungen, keine Markierungen. Nebenstreifen kennen diese Straßen überhaupt nicht, und meist sind sie einspurig, nur selten zweispurig. Auch hier führten die sogenannten Autobahnen direkt durch die Städte. Die Beschilderung ist sehr spärlich und auf grünem Hintergrund schwer lesbar. Besonders schwierig war es nachts zu fahren: die Straßen waren ja fast leer, aber man wurde von den entgegenkommenden Fahrzeugen geblendet. Leitplanken gibt es kaum. Da die Straßenränder mit Glas, Nägeln und allerlei anderem Schutt gespickt sind, sind die Fahrer bemüht, die Straßenmitte zu befahren, auch noch meist mit Scheinwerfern. Da gilt es, die stärkeren Nerven zu haben und selbst den Entgegenkommenden auf den Straßenrand zu drängen. Das sind aber alles Kleinigkeiten gegen die durch und durch von Schlaglöchern zerfetzten Straßen der russischen Städte.

Mit Brennstoff gab es keine Probleme: für DM konnte man überall tanken, wenn es auch für örtliche Währung kein Benzin gab. Natürlich mußte für diesen Gefallen noch extra bezahlt werden.

Die Grenze zwischen Weißrußland und Rußland ist ziemlich locker, und das Passieren dieser Grenze verlief ohne Schwierigkeiten. Als wir schon auf russischem Territorium waren, fühlten wir uns erleichtert, da wir jetzt wenigstens mit der Sprache keine Schwierigkeiten mehr hatten, im Gegensatz zu Weißrußland und Polen. In Weißrußland gab es ja mit der mündlichen Sprache keine Probleme, aber das Schriftliche ist jetzt auch alles in weißrussischer Sprache geschrieben. Das Tanken machte auch hier keine Schwierigkeiten, und das Benzin kostete hier nur 50 Pfennig pro Liter. Aber so viele Verkehrskontrollen wie in Rußland und in Weißrußland habe ich in meinem Leben noch nie getroffen. Vor und hinter jeder Ortschaft ist ein Verkehrspolizeistützpunkt eingerichtet. Von 22 Uhr abends bis 6 Uhr morgens wird hier jedes Fahrzeug angehalten und wird registriert. Oft sind auch Radaranlagen versteckt. An einem solchen Stützpunkt wurde unserem Fahrer durch ein Radargerät, das kurz davor irgendwo installiert war, eine Geschwindigkeitsüberschreitung von 10 Kilometern nachgewiesen. Als Strafe mußte er für jeden überschrittenen Kilometer eine Dose Bier „spendieren“, also – 10 Dosen. In den Ortschaften ist eine

Geschwindigkeit von nur 40 Stundenkilometer erlaubt. Die Verkehrspolizisten gehen meist grob und sogar brutal mit ihren Klienten um. Und trotzdem hält sich dort fast keiner an die Verkehrsregeln. Ich konnte erfahren, daß auf Straßen, wo 50 Stundenkilometer angesagt waren, bis 130 gefahren wurde. Am gefährlichsten sind aber, sowohl für die Fahrer als auch für die Polizei, die Straßenbanditen. Vor der Einfahrt nach Marx, meiner Heimatstadt, ist die Verkehrspolizei mit einem Panzer ausgerüstet. Ich glaubte anfänglich, es sei noch ein Denkmal oder so etwas Ähnliches aus dem 2. Weltkrieg. Aber man belehrte mich anders: wie soll denn die Polizei mit den Banditen fertig werden, wenn die mit Kalaschnikows und Granatwerfern ausgerüstet sind? Auf der Straße von Marx nach Engels sah ich Schilder, die die Kraftfahrer aufforderten, unterwegs nicht anzuhalten, damit sie nicht ausgeraubt oder gar umgebracht würden.

Am frühen Morgen des 19. September 1996 kamen wir endlich nach Saratow, der Hauptstadt des gleichnamigen Gebiets. Es wurde schon hell, und man konnte gut die alten Gebäude erkennen. Wir fuhren durch eine der Hauptstraßen, die früher die „Deutsche Straße“ hieß. Sie wurde von deutschen Siedlern erbaut und führt den Hang hinunter bis zur Wolga. Wir fuhren über die Wolgabrücke und waren in Engels, der Hauptstadt der ehemaligen Autonomen Republik der Wolgadeutschen. Hier konnte man noch überall die einstmals schmucken deutschen Holzhäuser sehen. Da erging es mir fast wie Heinrich Heine, als er 1843 noch einmal aus Paris nach 13jähriger Emigration nach Deutschland zurückkehrte (bei mir waren es jedenfalls 55 Jahre): „...Da fühlt ich ein stärkeres Klopfen in meiner Brust, ich glaube sogar, die Augen begannen zu tropfen...“.

Als wir aus Engels draußen waren, fuhren wir in freudig aufgeregter Stimmung mit ziemlich schnellem Tempo die 45 km bis zu unserem Bestimmungsort, dem Dorf Pawlowka (früher: Paulskoje). Um 8 Uhr morgens örtlicher Zeit, genau nach 60 Stunden fast ununterbrochener Fahrt, waren wir endlich am Ziel. Wir stiegen aus dem Wagen ganz benommen wie betrunken und wollten weiter nichts als umfallen und etwas schlafen, was wir auch taten.

Aber schlafen konnte ich nicht lange, ich mußte an die frische Luft, um den „Rausch“ loszuwerden. So machte ich einen Spaziergang aus Pawlowka Richtung Marx. Unterwegs standen und saßen überall am Straßenrand zweifelhafte Gestalten, die Fische, gekochte Krebse und noch zweifelhaftere Getränke feilboten. Als ich vor Marx den Verkehrspolizeistützpunkt mit dem Panzer passiert hatte, mußte ich einen großangelegten Verkehrsring bestaunen. Ich stand da eine Weile und sah dem Verkehr zu. Mir fiel auf, daß hier etwas andere Verkehrsregeln herrschten als in Deutschland: hier herrscht auf dem Ring rechts vor links. Da der Ring sehr groß ist, müssen manchmal 2-3 Autos auf dem Ring warten und die von rechts einmündenden Fahrzeuge vorbei lassen.

Dann schlenderte ich durch die Straßen von Marx. Die meisten Straßennamen sind immer noch die alten, die auch zu unserer Zeit vor dem Krieg waren, nur ins Russische übersetzt. Die meisten Straßen waren einmal asphaltiert, sind aber lange nicht renoviert worden und jetzt voller Schlaglöcher. Bürgersteige gibt es so gut wie keine, oder sie sind in einem so jämmerlichen Zustand, daß sie nicht begehbar sind, deshalb benutzen die meisten Passanten den Fahrdamm. Aber da müssen sie selbst auf ihre Sicherheit achten. Die Autofahrer rasen auch über die Kreuzungen, ohne auf die Fußgänger zu achten. Hauptsächlich diejenigen fühlen sich als Herren der Straße, die eine ausländische Automarke fahren (sie müssen doch zeigen, was sie haben!). Ich sah mir die Häuser genau an: es gibt noch sehr viele Vorkriegshäuser aus Ziegeln, die aber meist etwas verkümmert aussehen. So manche Häuser habe ich wieder erkannt (Schulen, das alte Gebäude des ehemaligen Stadtrates, die ehemalige

Augenklinik, die Buchhandlung). Unter allen diesen Gebäuden ragt im Stadtzentrum der Rumpf der ehemaligen evangelischen Kirche heraus. Die Kirche hatte früher zwei Türme. Der kleinere war noch vor dem Krieg ausgebrannt und wurde dann abgerissen. Der große Turm mit dem Glockenstuhl und dem Uhrwerk wurde 1956 abgerissen. Man brauchte einfach Ziegel zum Errichten anderer Bauten. Die russische Kirche war schon Anfang der 30er Jahre unseres Jahrhunderts völlig abgerissen worden. Von der katholischen stand vor dem Krieg noch der Rumpf ohne Türme. Bis 1941 war in dieser Kirche das Lichtspielhaus, in der evangelischen (lutherischen, wie wir sie nannten) war bis zu unserer Aussiedlung der Kulturpalast der Stadt. Hier war ein deutsches Theater, hier wurde getanzt, hier gab es mehrere Sportsäle. Heute macht das Gebäude einen bedauernswerten Eindruck. Schon seit anderthalb Jahren ist das Gebäude der evangelischen Gemeinde der Stadt übergeben. Aber weder die Stadtverwaltung, noch die evangelische Gemeinde sind imstande, die Kirche zu renovieren und wiederherzustellen. In einem kleinen Nebenraum versammeln sich sonntags bis zu 20 ältere Menschen zu ihrer Gebetsstunde. Als Pastor diente die Vorsitzende des Zentrums der deutschen Kultur Frau Eleonore Herdt. Deutsche Kulturzentren gibt es in Rußland fast in allen Ortschaften, wo es noch einige Dutzend Deutsche gibt. Diese Kulturzentren werden von den Vereinen der Deutschen im Ausland unterstützt. Ich habe an einem Sonntag den Gottesdienst in der evangelischen Kirche besucht: er machte einen sehr traurigen Eindruck. Aber die Leute sehnen sich nach Gemeinsamkeit und dem Wort Gottes. Da auch die älteren Leute die deutsche Sprache schon schlecht beherrschen, verlas die Predigerin ihre Predigt zuerst in deutscher, dann in russischer Sprache.

Heute gibt es in Marx schon eine neu gebaute katholische Kirche aus roten Ziegeln in modernem Stil. Sie steht aber nicht im Stadtzentrum wie die frühere, sondern fast ganz am Stadtrand, doch wohl dort, wo es einen freien Bauplatz gab. Das Innere anzusehen, hatte ich keine Gelegenheit. Den Russen dient als Kirche die ehemalige Soldatenkaserne, wo in meiner Zeit eine Schule untergebracht war.

Ich besuchte auch meine Schule, wo ich vor dem Krieg 6 Jahre die Schulbank gedrückt hatte. Heute ist dort eine Musikschule. Ich unterhielt mich mit dem Hausmeister, aber er war selbst ein Zugereister und konnte mir fast nichts über die Schule berichten.

Ich ging durch viele Straßen, sah noch viele alte Vorkriegshäuser aus Holz. Das waren alles einmal schmucke Häuschen. Manche sind heute mit Ziegeln ummauert, manche sind dem Zusammenbruch nahe, manche sehen aber auch jetzt noch hübsch aus. Ich sprach mit vielen Leuten, älteren und jüngeren – immer hörte ich dieselben Klagen: viele sind arbeitslos, diejenigen, die Arbeit haben, verdienen sehr wenig (im Durchschnitt 250 – 300. 000 Rubel im Monat – 70 bis 90 DM), aber auch diesen Lohn zahlt man den Leuten bis 5-6 Monate lang nicht aus. Die Rentner bekommen 200 – 300. 000 Rubel, aber auch diese Summe wird nicht pünktlich ausgezahlt. Sehr traurig steht es mit der Versorgung der Bevölkerung mit Strom, Gas und Wasser. Die Leute raffen ihre letzten Rubel zusammen und zahlen für diese Dienstleistungen der Stadtverwaltung oder der Verwaltung des Sowchos (im Dorf), aber die rechnen nicht rechtzeitig mit den Firmen ab, die diese Dienstleistungen liefern, und letztere schalten dann schonungslos ganze Dörfer und Städte ab. Dann sitzen die Leute stundenlang, manchmal auch tagelang ohne Strom, Gas oder Wasser. In den Dörfern finden die Leute manchmal einen Ausweg, indem sie einen alten Petroleumkocher an den Tag fördern oder ein Holzfeuer machen, damit sie ihr Essen kochen können. Aber in den Städten sitzen die Leute in solchen Fällen kalt, dunkel und ohne Essen. Noch ein kleines Beispiel aus dieser "Serie". Ich war in Engels, der ehemaligen Hauptstadt der Republik der Wolgadeutschen. Dort arbeitete ich einige Tage im Archiv und suchte

nach meinen Vorfahren. Am Freitag sollte ich um 17 Uhr von meinem Neffen abgeholt werden, nach seinem Wohnort, dem Dorf Pawlowka, 45 km von Engels. Als er nicht rechtzeitig da war, wurde ich unruhig und fragte die Archivdirektorin, ob sie nicht mal in Pawlowka anrufen könnte, um nachzusehen, ob man mich abholen würde. Sie versuchte es, aber es gab keine Direktverbindung, und sie mußte die Telefonvermittlungsstelle einschalten. Von dort fragte man vor allem nach der Kontonummer des Archivs. Die Dame vom Telefonamt sagte dann, die Kontonummer sei gesperrt, da es kein Geld darauf gebe. Sie legte ohne weitere Erklärung den Hörer auf, und das Telefon der Direktorin war jetzt auch gesperrt. „Na ja“, sagte sie, „jetzt kann ich sogar nicht mehr innerhalb der Stadt telefonieren.“ Und ich fühlte mich schuld an diesem Mißgeschick. Sie schickte mich über einen großen Platz hinweg zu einem Telefonamt, ich sollte es mal dort versuchen, das Dorf anzurufen. Ich zahlte dort am Schalter über 5000 Rubel für ein 3-minütiges Gespräch und gab der Dame auf einem Zettel die Nummer des Telefons in Pawlowka. Nach ein paar Minuten meldete die Dame vom Kommutator per Lautsprecher, mit Pawlowka gebe es keine Verbindung. Ich war der Verzweiflung nahe, aber zum Glück kam mir mein Fahrer schon entgegen. Er mußte unterwegs für die Scheibenwischer Wasser nachfüllen, das er glücklicherweise in einer Flasche im Auto mit sich führte. Das Wasser in den Behältern war aufgebraucht, aber bei dem Regen und Matsch konnte er ohne Scheibenwischer nicht weiterfahren, deshalb die Verspätung. Es war schon dunkel, aber die meisten Fahrzeuge fuhren ohne Licht (entweder hatten sie keine Glühlampen in den Scheinwerfern, oder man sparte Brennstoff). Und die Straßen voller Schlaglöcher und Matsch.

Wenn ich durch eine Stadt ging, mußte ich stets die großangelegten neuen Straßen, Prospekte und Plätze bewundern, groß und sehr vernachlässigt und... schmutzig. Die Querstraßen in Marx, hier Linien genannt, sind besonders unansehnlich: schmutzig, voller Unkraut, mit sehr tiefen Spurrinnen (diese Linien sind meistens nicht asphaltiert), die von den Anwohnern mit Schutt und Kehricht ausgefüllt sind. Es ist kaum zu glauben - in diesen Gassen konnte man auch tote Hunde und Katzen sehen. Überhaupt – Schmutz, Fliegen und Küchenschaben sind in den Häusern, Höfen und Straßen nichts Außergewöhnliches. Die Leute scheinen sich schon daran gewöhnt zu haben. Und bei den allgemeinen Mißständen ist es auch außerordentlich schwer, gegen diese Unannehmlichkeiten zu kämpfen.

Ich habe des öfteren die hiesigen Basare (Märkte) besucht. Ich mußte über das sehr große Angebot von Waren und Lebensmitteln staunen. Aber die meisten Waren sind Importwaren aus aller Herren Länder: aus China und der Türkei, aus Amerika und Deutschland, aus den Emiraten und den ehemaligen Sowjetrepubliken. Russische Erzeugnisse gibt es verhältnismäßig wenige. Die Preise sind an unseren Preisen und unserer Deutschmark gemessen relativ niedrig. Doch für die Bevölkerung sind auch diese Preise zu hoch, da die Leute zu wenig Einkommen haben. Ein Rentner erzählte mir, er bekäme eine sehr gute Rente – 370.000 Rubel monatlich, mehr bekämen nur ehemalige Offiziere und noch einige Kategorien von Rentnern. Aber nach der alten Vorinflationszeit wären das nur 37 Rubel, während er damals 130 Rubel bekam.

Es gibt heute auch noch viele staatliche Geschäfte, aber hier ist das Warenangebot sehr spärlich und die Waren teurer als auf dem Markt. Die Läden selbst sind ungemütlich, die Verkäuferinnen noch ungemütlicher. (Natürlich sieht es in den Supermärkten der Großstädte anders aus. Aber die Leute kommen ja dort nicht hin und haben auch kein Geld dazu.) Nur die „neuen Russen“, d.h. die neuen Kapitalisten haben es jetzt herrlich. Die haben sich während der „Privatisierung“ auf unverschämte Weise einen ungeheuren Reichtum angeeignet und können sich jetzt alles leisten. Mit einem Wort – das Leben in Rußland, die Ordnung und die ganzen Verhältnisse sind



heute viel schlechter als in den schweren Kriegs- und Nachkriegsjahren. Damals litten fast alle gleich, es gab noch keine neuen Russen, keine Mafia, keine Schutzgelderpresser.

Ich besuchte mehrere Male das hiesige Heimatmuseum. Es wurde vor 5 Jahren in dem Gebäude des alten Vorkriegsmuseums eröffnet. Der Direktor, ein ehemaliger Marineoffizier, und seine 6 Mitarbeiterinnen haben sehr viele und interessante Exponate zusammengetragen. Alles wurde von den Alteingesessenen gespendet. Die Expositionen sind liebevoll und mit Geschmack aufgebaut. Der Direktor, der auch gleichzeitig wissenschaftlicher Leiter ist, ist ein sehr belesener Mann, der für die Besucher oft selbst ausgezeichnete Führungen macht. So konnte ich einer Führung beiwohnen, die er für eine Gruppe älterer deutscher Menschen machte, die von einem 40 km entfernten Dorf gekommen waren, um sich die Geschichte der Deutschen an der Wolga anzuhören. Sie besichtigten mit Interesse die Exponate, die für sie wehmütige Erinnerungen wachriefen. Das Dorf, woher diese Leute kamen, heißt „Stjepnoje“ (Steppendorf). Hier wurden von der deutschen Regierung 90 neue Einfamilienhäuser für Deutsche gebaut, die aus den Randgebieten der Ex-Sowjetunion, aus Kasachstan und Mittelasien wegen der moslemischen extremistischen Ausschreitungen gegen jegliche Europäer flüchten mußten. Das Dorf wurde an der Stelle eines deutschen Vorkriegsdorfes angelegt. Es sind schöne Häuser, die da von deutschen Architekten entworfen und für deutsches Geld gebaut wurden, aber leider mit typisch sowjetischem Schlendrian. Die Einwohner erzählten, daß schon das Geld für die Bauten zum Teil verschleppt wurde, und die Anwesen jetzt ohne Nebengebäude und ohne Stallungen geblieben sind. Die Leute (alle Arbeiter der hiesigen Sowchose) waren gezwungen, aus altem Blech, aus Rasenstücken und allerlei altem Plunder Unterkünfte für ihr Vieh zu bauen, damit es im Winter nicht unter freiem Himmel stehen mußte. Aber damit nicht genug – die Bauarbeiter selbst verschleppten das, was sie selber vor ein paar Tagen installiert hatten (Badewannen, Rohrleitungen, Toiletteneinrichtungen und dergleichen) und verkauften es. Die meisten Deutschen dieses Dorfes sind der Meinung, daß sich der deutsche Staat umsonst solche Auslagen macht. Viele von diesen deutschen Neuwirten schauen sowieso nach Deutschland, hauptsächlich diejenigen, die schon Verwandte in Deutschland haben, obwohl für die Leute wirklich viel von dem deutschen Staat getan wird. Der VDA (Verein für das Deutschtum im Ausland) hat den Leuten in Stjepnoje einen Bus gekauft, damit die Kinder in die 7 km entfernte Schule gebracht werden können. (Es gibt im Dorf weder Busverbindung noch Telefon.) Es werden für die Deutschen Sprachkursen organisiert, wo sie unentgeltlich die deutsche Sprache erlernen können. Die Lehrer werden von dem VDA bezahlt. Es gibt einen deutschen Klub. In meiner Gegenwart kamen Vertreter des VDA aus Saratow, um mit den Einwohnern über den Bau eines Kindergartens zu beraten. Solche neue Dörfer, wo die Deutschen kompakt leben sollen, gibt es im Gebiet Saratow schon fünf.

Ich habe mit meiner Wolgareise mein Ziel zum Teil erreicht, d.h. ich habe in den Archiven etwas über meine Vorfahren gefunden. Aber ich konnte mich auch davon überzeugen, wie verlottert die Archive sind. Das Archiv in Engels z.B., wo die meisten Archivakten über die Wolgadeutschen und deren Geschichte gelagert sind, hat sehr viele Bestände, die sich aber wegen Geldmangels in einem erbärmlichen Zustand befinden und nicht bearbeitet werden. Es gibt da wirklich viele Aktenbündel, deren Inhalt die Mitarbeiter des Archivs noch gar nicht kennen. Ich konnte mich auch davon überzeugen, daß ein gewöhnlicher Sterblicher, zumal ein Ausländer, nur mit großen Schwierigkeiten an die Archivbestände herankommt. Leichter haben es die einheimischen Gelehrten, die heute die Geschichte der Wolgadeutschen studieren (was jetzt sehr in Mode gekommen ist). Sie haben meist freien Zugang zu den

Archiven und nutzen diese Möglichkeit zu kommerziellen Zwecken aus.

Nach langem Suchen und Herumfragen konnte ich den Ort, wo vor dem Krieg mein Geburtsdorf war, ausfindig machen. Mit großer Mühe fand ich im Dorf Kirowskoje (vor dem Krieg war das das Dorf Kelke) ein Kasachenehepaar, das 1929 hier geboren war und bis heute hier lebt. Den Namen unseres Dorfes kannten sie nicht, aber, als ich ihnen den Namen des Kolchos „Thälmann“ nannte, wußten sie sofort, worum es ging. Der Kolchos befand sich ungefähr 7 km von ihrem jetzigen Dorf. Sie erzählten viel, was mit unserem Dorf damals geschah (sowie auch mit allen anderen deutschen Dörfern): alles, was noch irgendwie brauchbar war, wurde verschleppt. Die Frau begleitete mich zu meinem ehemaligen Dorf. Mit einem sonderbaren Gefühl lief ich zwischen den Erdhügeln und kleinen Löchern herum, die von den ehemaligen Häusern geblieben waren. Und erst als ich zum Dorfteich kam (der auch heute noch mit seinem Damm existiert, weil hier Fischer ihr Gewerbe betreiben), erkannte ich das Dorf wieder. In diesem Teich haben wir Kinder damals, vor ca. 60 Jahren, zur Sommerzeit tagelang gebadet. Auch die Dorfherde hatte hier ihren Mittagsstand und ihre Tränke. Hinter dem Damm fand ich noch zwei große Weidenbüsche anstelle der zwei alten, großen Weidenbäume, die damals hier standen. An einem Ende des Dorfplatzes ist eine kleine Schaffarm, wo eine junge Kasachenfamilie haust. Aber die Farm gehört dem hiesigen Sowchos (heute heißt das „Landwirtschaftliche Aktiengesellschaft“). Die Kasachin führte mich zu dem alten Friedhof, wo man aber nur noch schwer einen Friedhof erkennen kann, außer zwei aus Eisen geschmiedeten Russenkreuzen aus der Nachkriegszeit. Ungefähr 500 m weiter sah man einen ziemlich großen, umzäunten und gut gepflegten moslemischen Friedhof. Das Gebiet Saratow grenzt ja an Kasachstan, und heute leben hier besonders viele Kasachen. Und die bringen ihre Toten von manchmal 100 km weit hierher zur Beerdigung. Der Kontrast zwischen diesen zwei Friedhöfen stimmte mich besonders traurig. Aber ich war dem alten Kasachenehepaar sehr, sehr dankbar, daß sie mich hierher gebracht hatten. Als Dank machte ich von ihnen ein Foto, das ich ihnen dann aus Deutschland zusandte. Es hatte in jenen Tagen viel geregnet, die Straßen waren sehr aufgeweicht, und wir kamen mit unserem Ford kaum durch den Matsch. Am nächsten Tag, als das Wetter etwas besser und die Straßen trockener waren, besuchte ich den Dorfplatz noch einmal, machte einige Fotos, unterhielt mich mit den jungen Kasachen, die mir aber natürlich nichts Näheres über das Dorf erzählen konnten, und verließ traurigen Herzens meinen Geburtsort. Es ist heute sehr schwer, den genauen Ort meines Dorfes auf der Karte ausfindig zu machen: erstens sind die Straßen von Ort zu Ort heute ganz anders verlegt. Zweitens gibt es sehr viele Dörfer jetzt überhaupt nicht mehr. Drittens waren nach unserer Aussiedlung alle Dörfer umbenannt worden. So daß nicht nur mein Dorf heute nicht mehr auffindbar ist. Aus der Geschichte der Wolgadeutschen wissen wir, daß im 18. Und 19. Jahrhundert, während der Überfälle der nomadisierenden halbwilden Kirgisen, einige deutsche Dörfer völlig zerstört und vernichtet wurden, daß Hunderte Deutschen dabei ermordet oder verschleppt wurden. Aber was war das gegen die Verschleppung und Vernichtung Hunderttausender Deutscher von den zivilisierten Machthabern mit Stalin an der Spitze während des 2. Weltkrieges, dessen Folgen auch heute noch spürbar sind! Damals blieben wenigstens die Namen der vernichteten Dörfer für die Geschichte erhalten, nach den „Überfällen“ in den 40er Jahren sind auch die Namen nicht mehr übriggeblieben. Zum Schluß möchte ich unterstreichen, daß die Leute alle, sowohl die Deutschen als auch die Russen, mit denen ich in Berührung kam, sehr nett zu mir waren. Manchmal war mir ihre Zuvorkommenheit und Hilfsbereitschaft geradezu peinlich, und ich vermutete sogar, daß sie mich für eine ganz andere Person hielten. Alle klagten, und viele trauerten den „alten, guten Zeiten“ unter den Sowjets nach. Natürlich war es

damals nicht so gut, wie es jetzt schlecht ist. Da drängen sich unvermeidlich die Worte des russischen Dichters Nekrassow auf:

Du bist ohnmächtig  
Und mächtig zugleich,  
du bist arm, und du bist reich,  
Mütterchen Rußland...

Diese Worte, vor gut 150 Jahren geschrieben, gelten auch heute noch, oder, heute erst recht.

Am meisten Ärger hatte ich während meines Aufenthaltes in meiner Heimatstadt mit der Miliz, besser gesagt, mit den Mitarbeitern der dortigen Paßabteilung. Die Vorschrift verlangt, daß ein jeglicher Fremder im Verlaufe von drei Tagen nach der Ankunft sein Visum bei der örtlichen Milizabteilung abmerken lassen muß. Mir gelang das erst am elften Tag meines Aufenthalts. 9mal musste ich laufen: 2 mal zum Dorfsowjet, 1 mal zur Bank und 6 mal zur Miliz, bis ich endlich den nötigen Vermerk in meinem Visum hatte. Die Paßbearbeiterin, eine robuste Dame in Leutnantsuniform, suchte mit allen Mitteln, mich und meinen Hauswirt, bei dem ich wohnte, zu erniedrigen, zu zeigen, wer hier der Herr im Haus ist. Und am Ende spielte sie noch den gnädigen Beamten, der uns unbestraft laufen läßt, obwohl ich den Vermerk so spät eingeholt hätte. Ich war, ob solcher Unverschämtheit bereit, eine Klage beim Gebietsgouverneur von Saratow einzureichen, aber mein Neffe bat mich, das nicht zu tun, denn ich fahre ja weg, aber er müsse hier bleiben, und diese Person könnte ihren Ärger an ihm auslassen. Und meine Klage hätte sowieso keine positiven Folgen. Die Niederträchtigkeit der Beamtin erklärte er damit, daß sie von mir eine Bestechung erwartet hätte, was hier auf Schritt und Tritt üblich sei. Ich mußte ihm in jeder Hinsicht recht geben.

Endlich kam der Tag der Abreise. Am 9. Oktober 1996, um 5 Uhr morgens verließen mein Fahrer und ich mein Fahrer zu zweit mit dem Ford das Dorf Pawlowka. Die Schwägerin hatte noch zu tun. Sie mußte die Papiere ihrer Mutter fertigmachen, damit die 90jährige Frau mit der Tochter nach Deutschland fahren konnte. Als wir schon diesseits der Wolga waren und auch Saratow schon hinter uns hatten, mußte ich unwillkürlich an die Worte des russischen Dichters Michail Lermontow denken, die er niederschrieb, als er 1837 nach dem Kaukasus verschickt wurde:

Leb' wohl, du ungewaschenes Rußland,  
du Land der Sklaven und der Herrn,  
leb' wohl denn, Bückling, Kniefall, Kußhand,  
Dreimaster, Uniform und Stern.

Nach 62 Stunden Fahrt, mit ganz kurzen Unterbrechungen, wenn mein Fahrer nicht mehr konnte, kamen wir am 11. Oktober 1996 um 5 Uhr nachmittags heil und gesund und fast ungeschoren zu Hause in Horn an. Als wir die polnisch-deutsche Grenze glücklich passiert hatten, und die deutschen Grenzposten, die unsere deutschen Pässe hinter der Windschutzscheibe und das deutsche Nummernschild an unserem alten Ford sahen, uns wohlwollend (so schien es uns jedenfalls) mit der Hand winkten: Weiterfahren!, da waren wir geradezu stolz, fühlten uns als waschechte Deutsche und sehr glücklich.

## Wolgareise 1997

Die zweite Reise an die Wolga machte ich zusammen mit meiner Frau im Mai 1997. Diesmal fuhren wir zu dritt: mein Bruder fuhr noch mit. Er hat dort an der Wolga noch 3 Söhne und 1 Tochter. Wir hatten hier untereinander und auch mit denen dort abgemacht, daß Pauline und ich bei dem jüngsten Sohn wohnen würden. (Voriges Jahr kam es mir so vor, als ob es bei denen weniger Küchenschaben gebe und etwas sauberer wäre; auch die Hausfrau kam mir aufgeschlossener und gastfreundlicher vor.) Mein Bruder wollte bei der Tochter und seinem Schwiegersohn wohnen. Der Schwiegersohn war als Taxifahrer tätig und sollte mich umherkutschieren, gegen Bezahlung natürlich.

Wie auch im vorigen Jahr gab es bei dem Reisebüro mit der Anfertigung der notwendigen Dokumente verschiedene Scherereien: zuerst meldete man mir nach zwei Wochen, daß der Direktflug nach Saratow gestrichen sei, aber wir könnten über Sankt Petersburg fliegen und dort umsteigen. Als ich mich nach einer weiteren Woche erkundigte, hieß es, daß die Flüge nach Saratow überhaupt für Mai alle gestrichen seien, weil es zu wenig Fluggäste gebe. Ich besann mich kurz und buchte eine Reise per Zug: von Horn-Bad Meinberg bis Saratow 400 DM pro Person. Der Zug fuhr von Berlin / Lichtenberg direkt nach Saratow. Meine beiden Reisegefährten waren über solch einen Wandel der Dinge sehr erfreut: Pauline weil sie Angst hatte, mit dem Flugzeug zu fliegen, mein Bruder weil es so billiger kam.

Bis Berlin ging auch alles gut, abgesehen davon, daß ich auf Pauline gehört habe, und wir schon an unserem Bahnhof mit dem Haufen Gepäck in einen falschen Zug gestiegen waren, der nach Osnabrück fuhr, während wir nach Bielefeld mußten. Es blieb uns nichts anderes übrig, als in Detmold mit dem ganzen Kram umzusteigen, was mir die Stimmung für den ganzen Tag verdorben hatte, denn wir hatten mindestens 100 kg Gepäck zu dritt.

In Berlin Bhf. Zoo wurden wir von einer Verwandten meines Bruders empfangen. Sie hatte schon einen Kofferkuli und half uns, das Gepäck zum Bahnsteig nach Lichtenberg zu bringen. Sie half uns auch beim Einsteigen in den Zug nach Saratow. Ich weiß nicht, wie wir ohne diese robuste und gewandte Frau fertig geworden wären. Im Waggon kamen wir in ein Abteil für 4 Personen, der vierte war ein junger Mann, der mit uns bis nach Engels fuhr.

Es war angenehm, im Zug zu fahren. Die Schaffner waren zuvorkommend und hilfsbereit. Sie hatten uns sogar jedem zwei Matratzen und zwei Kissen zur Verfügung gestellt (einige Abteile waren mit irgendwelchen Sportgeräten vollgepfropft). Aber in Polen kamen in den Zug zwei angebliche polnische Eisenbahnbeamte und prüften die Gepäckmenge der Passagiere. Wir hatten kein Übergepäck und konnten diese Kontrolleure überzeugen, daß wir nichts über die Norm hatten. Aber ein älteres Ehepaar im Nachbarabteil mußte 25 DM zuzahlen wegen angeblichen Übergewichts des Gepäcks. Ich weiß nicht, wie das die Beamten nach Augenmaß so genau feststellen konnten, so wie ich auch nicht verstehe, was polnische Beamte in einem russischen Zug mit deutschen Passagieren zu suchen haben. Ansonsten verlief die ganze Fahrt reibungslos und es war bequem und nicht so anstrengend wie im Auto. Man hatte Bewegungsfreiheit und konnte auch schlafen nach Herzenslust. Es war interessant, die Gegend, wo wir durchfuhren, zu beobachten. Wir bewunderten die akkuraten Felder in Polen, aber die vernachlässigten Felder und Ortschaften in Weißrußland und in Rußland waren bedauernswert, so wie auch die Menschen, die man sah.

Am 19. Mai kamen wir um 7 Uhr abends in Saratow an – eine halbe Stunde früher als planmäßig. Wir wurden dort von zwei Autos erwartet. Aber sie standen ziemlich weit

vom Bahnsteig entfernt. Doch das kümmerte uns jetzt wenig – es waren ja genug Helfer da. Nach der ersten Begrüßung, und nachdem alles in den Autos verstaubt war, ging es los, die 70 km nach dem Dorf Pawlowka, wo unsere Verwandten wohnten und wir untergebracht werden sollten. Es war ziemlich weit durch die Stadt zu fahren. Saratow ist eine ziemlich große Stadt mit über 1 Million Einwohnern. Die Straßen sind voller Autos (meistens ausländische Marken), die mit einem Tempo von 60-70 km dahinrasen, ohne irgendwelche Verkehrsregeln zu beachten, obwohl in russischen Städten eine Geschwindigkeit von 40 Stundenkilometern Vorschrift ist. Am schlimmsten sind diese sogenannten „neuen Russen“, die sich mit ihren Mercedes, BMW, Volvo und noch verschiedenen amerikanischen Marken als die Herren der Straßen fühlen. Die Straßen selbst sind schmutzig, voller Schlaglöcher und fast gänzlich ohne Markierung. Solch eine Fahrt ist nicht ungefährlich und alles andere als bequem. Es war ja interessant, durch die Stadt zu fahren, aber wir waren froh, als wir sie hinter uns hatten.

Als wir in Pawlowka ankamen, dunkelte es schon. Die ganze Verwandtschaft versammelte sich dort, wo wir waren. Es wurde Abendbrot gegessen und auch etwas getrunken, wider Erwarten nicht viel. Als die „Gäste“ fort waren, wurde unter der Akkordeonbegleitung der Hausfrau, einer Russin, gesungen. Die elfjährige Tochter unserer Gastgeber nimmt privat Ballettunterricht, und jetzt tanzte sie uns etwas vor. Als alle schlafen gegangen waren, saßen ich und mein Neffe noch lange und unterhielten uns über das Leben in Rußland und in Deutschland.

Geld tauschten wir bei unserer Hausfrau nach dem damals gängigen Kurs: für 100 DM 330.000 Rubel. Unsere Hauswirte sparten für ein Auto zusammen, und die Leute dort kaufen sofort für ihre Ersparnisse Dollar oder DM, da sie ihren Rubeln nicht trauen.

Diese Familie kann es sich leisten, etwas Geld zusammenzusparen, denn mein Neffe ist fest angestellt bei der städtischen Feuerwehr und verdient bis 700-800.000 Rubel im Monat, aber leider bekommt er wie auch so viele andere Arbeiter seinen Lohn nicht regelmäßig ausgezahlt. Sie halten Vieh und ernten Gemüse von ihrem eigenen Hausgarten. Aber das Haupteinkommen haben sie durch den Verkauf von selbstgebranntem Hausschnaps. Er wird aus purem Zucker hergestellt, den sie auf dem Markt für 140.000 Rubel pro Zentner kaufen. Den Schnaps holen die Nachbarn und andere Bekannte für 10.000 Rubel pro Halbeliterflasche. Das ist ein gutes Geschäft. Der Alkoholverkauf wurde zwar per Erlaß des Präsidenten Jelzin wieder Monopol des Staates, aber die russischen Gesetzsuppen werden eben nicht so heiß gegessen, wie sie gekocht werden. Ein jeder sieht dort, wie er durchkommt. Wer gar keine Nebeneinkünfte hat, dem geht es ganz traurig.

Pauline hatte vom ersten Tage an zusammen mit der Hauswirtin in der Wirtschaft zu tun: auf dem Markt Nahrungsmittel einkaufen, kochen, aufräumen, im Garten helfen. Die Abende verliefen mit Besuchen bei den Verwandten. Außerdem nutzte sie die Zeit dort aus, um sich ein neues Gebiß beim Zahntechniker zu machen. Das war sehr günstig: für 100 DM machte man ihr ein Gebiß und auch noch eine Frisur. Weiter hatte sie auch nichts von ihrer Wolgareise. Sie hatte nicht mal Zeit, ihren Geburtsort zu besuchen, oder mal eine Schifffahrt auf der Wolga zu unternehmen.

Ich selbst besuchte einige Male meinen ehemaligen Geburtsort, machte dort Fotoaufnahmen und versuchte, die Lage des Dorfes zu rekonstruieren, was mir aber nicht gelang, denn ich hatte keinen sicheren Ausgangspunkt. Ich machte mehrere Aufnahmen von alten Häusern in dem Geburtsdorf meiner Eltern. Ich durchstöberte kreuz und quer unser ehemaliges Kantonzentrum, von wo man uns im September 1941 nach Sibirien deportiert hatte, besuchte deutsche Familien. Doch die meiste Zeit verbrachte ich im Archiv von Engels - unserer ehemaligen Hauptstadt der Deutschen

Wolgarepublik, war in den Archiven von Marx und Saratow. Im Saratower Archiv fand ich in alten Volkszählungslisten einige Familien Herber, von denen eine zu meinen Vorfahren gehören müßte. Auch aus Engels habe ich noch Kopien von aufgefundenen Listen mitgebracht. Ich habe das alles hier bearbeitet und analysiert, kann aber bis jetzt die Enden noch nicht alle zusammenbringen. Ich habe entdeckt, daß ich lange Zeit eine falsche Spur verfolgt hatte. Mein Vater hatte sich in seinen Erzählungen über unsere Herkunft geirrt, oder ich hatte ihn seinerzeit nicht richtig verstanden. Jetzt habe ich im Engelser Archiv die lang gesuchte Familie entdeckt, von der ich, wenn auch nur ganz spärlich, mehr oder weniger sicher meine Abstammung dokumentarisch nachweisen kann. Aber das ist in Boaro, wo meine nächsten Vorfahren geboren wurden und lebten. Meine Herberfamilie aus Deutschland lebte aber anfänglich in einem ganz anderen Dorf im Rayon Kamyschin, auf der Bergseite der Wolga südlich von Saratow. Dort lebten aber in der zweiten Hälfte des 18. Jh. drei Familien Herber. Jetzt muß ich herausfinden, welche von ihnen die meine ist, und von welchem der 6 Söhne aus diesen Familien wir abstammen. Da muß ich im Saratower Archiv noch nach anderen Volkszählungslisten suchen, denn die Kirchenbücher sind ja meistens während der „antireligiösen Arbeit“ während der Sowjetzeit verlorengegangen. Wie dem auch sei, ich muß noch einmal, ein drittes Mal, nach Saratow fahren. Aber zuerst plane ich, nach Petersburg zu fahren, um dort in den Archiven zu suchen. So viel über meine Familienforschung.

Sehr schwierig war es während unseres Aufenthalts an der Wolga mit den Verkehrsmitteln. Wir wohnten ja 60 km von Engels, von Saratow waren es 70 km. Ich mußte ja auch viel in den Dörfern herumfahren. Die Busse verkehren dort aber sehr spärlich oder mancherorts gar nicht. Dann kennt man sich auch in den Verbindungen sehr schlecht aus. Es gibt meistens keine Verkehrspläne. Offizielle Taxis gibt es sehr wenig, und sie sind auch sehr teuer. Den Verkehr beherrschen die „Schwarzen Taxis“. Das heißt, ein jeder, der ein taugliches Auto hat, macht Taxifahrten. Manche haben dazu eine halboffizielle Erlaubnis und zahlen an irgendeinen Mafiaboss Steuern. Und die beschützen diese Taxifahrer dann vor den Eingriffen der Polizei oder des Finanzamts. Aber diese Fahrer sind die reinen Raubritter. Die nehmen solche Fahrpreise, wie sie sie aus den Passagieren nur herauspressen können. Ich wollte einmal vom Bahnhof Saratow nach Engels zum Archiv fahren, das sind ca. 10 km. Da hat man mir 100 000 Rubel abverlangt. Natürlich habe ich da nicht eingewilligt. Ich habe mich dann zur Bushaltestelle durchgefragt und gelangte für 2 000 Rubel an Ort und Stelle. Außerdem ist man niemals sicher, ob man mit solch einem „Taxifahrer“ überhaupt lebendig zum Ziel gelangt. Ich hatte ja meinen oben genannten Verwandten engagiert. Aber der fuhr nur ungern mit mir und nahm mir dann noch höhere Preise ab als von fremden Passagieren. Als ich 150 DM mit ihm verfahren hatte, sagte ich mich von seinen Diensten ab. Das waren ja nach unserem Geld keine allzu hohen Fahrpreise, aber er war mir doch zu frech. Ich fuhr dann entweder mit dem Bus, dort, wo es ging, oder hielt einfach einen Gelegenheitsfahrer an, oft sogar einen LKW-Fahrer. Das war sicherer und billiger. Man bekommt mit der Zeit einen Riecher für solche Sachen, um keinem Raubritter in die Hände zu fallen. Dorthin müßte man mit seinem eigenen Auto fahren, aber da käme man bestimmt mit Schrott zurück, wenn man überhaupt am Leben bliebe.

Die Zeit verging sehr schnell, trotz Ärger und Unannehmlichkeiten. Wir hatten auch viel zu wenig Zeit, um meine Arbeit im Saratower Archiv erfolgreich weiterführen zu können. Wir hatten Visen nur für einen Monat und wollten auch nicht mit dem letzten Zug nach Hause fahren. Außerdem hatte Pauline die Nase voll von solch einer

„Erholung“. Wir haben eben im Laufe der Zeit unsere eigenen Lebensansichten entwickelt, da wird jegliche Abweichung von dem gewohnten Lebensstil zur Qual.

## **Besuch von unserem Urenkel Maxim**

Als wir nach Hause kamen und unsere Ausgaben geprüft hatten, kamen wir mit meiner Frau überein, daß wir doch noch in diesem Jahr unsere Enkelin mit ihrem dreijährigen Sohn aus Frunse zu einem Besuch einladen können. Jetzt begannen aber richtige Höllenkreise. Früher war das ganz einfach: ich verpflichtete mich in der Einladung, daß ich alle mit dieser Einladung verbundenen Auslagen auf mich nehmen würde, und damit hatte es sich. Jetzt mußten wir im Kreishaus bei der Ausländerbehörde erst mal einen Termin mit dem zuständigen Beamten vereinbaren. Der zählte uns dann auf, was wir alles besorgen und mitbringen sollten zum nächsten Termin: Angaben über unsere beiden Einkünfte (Renten), unseren Mietvertrag (ob wir auch Platz für einen Gast hätten und wie hoch die Miete sei), den letzten Kontoauszug, ein Versicherungsvertrag für die kommenden Gäste, die Reisepassnummer unserer Enkelin, 10 DM Gebühr, wir mußten beide selbst kommen und unsere Personalausweise mitbringen. Als das alles erledigt war, buchten wir bei einer Reisegesellschaft die Flugkarten für die beiden von Bischkek nach Hannover und zurück nach Bischkek. Wir hatten den Aufenthalt der Kinder vom 1. bis zum 31. August geplant, so wollten wir auch die Flugkarten buchen. Doch es stellte sich heraus, daß der allernächste Flug von Bischkek erst am 8. August möglich war. So buchten wir nun am 8. August her und am 27. August zurück. Doch auch diesen Plan hatten wir ohne die Auslandspañstelle in Kirgisien gemacht. Die zogen die Ausstellung des Ausreisevisums so lange hin, bis der Abflugtermin am 8. August verstrichen war. Der Grund ist, daß dort sämtliche Reiseangelegenheiten jetzt in den Händen verschiedener Reisefirmen liegen, von denen die Paßbehörden natürlich ihren Anteil bekommen. Mit einem Wort – die Enkelin mußte ihren Abflug umbuchen auf den 20. August und 56 Dollar zuzahlen. Dann stellte es sich heraus, daß für dieses Datum nur ein Platz im Flugzeug frei war, so daß sie für den Kleinen bis zum letzten Tag keine Flugkarte hatte. Vor dem Abflug schaffte es die Mutter unserer Enkelin, für das Kind eine Flugkarte zu ergattern (für 20 DM Schmiergeld), mit der Bedingung, daß das Kind bei der Mutter auf dem Schoß sitzen wird. Aber als sie dann eingestiegen waren, stellte es sich heraus, daß allein in ihrem Salon noch 4 freie Plätze waren. Am Abend des 20. August empfingen wir sie in Hannover auf dem Flughafen. Am nächsten Tag fuhr ich zu der Reisefirma und buchte für 75 DM den Heimflug auf den 17. September um. Noch früher hatte ich bei der Ausländerbehörde das deutsche Visum umbuchen lassen. Auch eine neue Versicherung mußte ich für 80 DM erstehen. Es war ja schön, die Kinder bei uns zu empfangen und mit ihnen die Zeit zu verbringen. Aber es gab auch hier noch Ärger genug, zumal der Urenkel richtig verwöhnt und verzogen war, so dass ich am Ende nur noch mit Zufriedenheit Wilhelm Busch zitieren konnte:

Es ist halt schön, wenn wir Gäste kommen sehen.

Es ist auch schön, wenn sie bleiben und sich mit uns die Zeit vertreiben.

Wenn sie aber wieder geh'n, dann ist es auch recht schön.

(Vorläufig beendet, Horn-Bad Meinberg, am 13.10.1997)

(Letzte Bearbeitung – am 03.01.1998)

(Neue Bearbeitung – am 07.03.1999)



## Nachwort

Seit der Beendigung der „Biographie“ sind schon wieder anderthalb Jahre vergangen. In dieser Zeitspanne hat sich in meinem Leben so manches abgespielt, das ich hier erwähnen möchte.

Im September/Oktober 1998 war ich zum zweiten Mal in Sankt Petersburg und arbeitete dort drei Wochen im Russischen Staatlichen Historischen Archiv (das erste Mal war ich dort eine Woche im April 1998). Ich überprüfte all die Akten, die ich früher schon eingesehen hatte, fand auch sehr viele neue, die mein Interesse erweckten. Aber da die Kartei so unakkurat und unverständlich ausgefüllt war, konnte ich nicht immer sofort feststellen, daß in der gegebenen Akte gar keine Angaben zu meinem Thema enthalten sind, und ich mußte sie mir bringen lassen und durchsehen. Ich habe in dreiwöchiger Arbeit fast nichts Wesentliches für meine Familienforschung herausgefunden, außer, daß meine Vorfahren zur Zeit der Revision von 1798 noch nicht in der Kolonie Boaro lebten. In den Listen der Dorfbewohner gab es damals noch keine Herber. Demnach muß nach den Listen von 1798 in Bujdakow Bujerak gesucht werden. Ich konnte auch die Listen des Titularrats Johann Kuhlberg nicht finden. Als ich im Mai/Juni desselben Jahres in Saratow und Engels vier Wochen in den Archiven verbrachte, fand ich Listen von Kuhlberg für das Jahr 1766, in denen zwei Familien Herber vermerkt waren. Aber die Angaben sind da so spärlich, daß ich bis jetzt noch nicht herausfinden konnte, um welche Herbers es da geht. Jedenfalls sind es nicht die zwei Ehepaare, die ich in Deutschland in den Kirchenbüchern gefunden habe. In Saratow konnte ich auch im Archiv des Gebietsstandesamtes eine Bescheinigung über die Eheschließung meiner Eltern Alexander Herber und Rosalie Goldmann bekommen.

Über die Auswanderung meiner Großeltern aus Boaro nach Omsk im Jahre 1907 konnte ich weder in Saratow noch in Petersburg irgendwelche Angaben ausfindig machen, obwohl ich im Petersburger Archiv eine ganze Woche dieser Suchaktion widmete und mindestens ein paar Zentner Akten durchstöbert habe.

Aus Petersburg kehrte ich das letzte Mal am 12. Oktober 1998 zurück. Ich hatte dort schon einige Herzanfälle, kam aber noch glücklich nach Hause. Am 16. Oktober kam ich dann endgültig mit einem akuten Herzinfarkt ins Krankenhaus, wo ich 10 Tage verbringen mußte. Von einer Operation hatte ich mich abgesagt (die Risiken bei einem Alter von 71 Jahren waren mir zu groß). Mit Hilfe von Arzneien und strengem Regime lebe ich vorläufig noch ein bißchen. Ich unternehme auch noch kürzere Reisen, jedenfalls nur mit dem Zug.

Im Dezember 1998 traf unsere ganze Familie ein zweiter, weit aus größerer Schlag: am 2. Dezember starb unsere jüngste Schwester Lili an Krebs. Sie litt schon seit 1996 an den Folgen einer Brustkrebsoperation. Die Beerdigung fand am 4. Dezember 1998 auf dem Friedhof von Horn-Bad Meinberg statt. Es waren ca. 100 Freunde und Verwandte anwesend. Ich will von einer genaueren Beschreibung der Beerdigung absehen, die habe ich ausführlicher in Lilis „Kurzem Lebenslauf“ beschrieben, den ich für die Enkel meiner Schwester angefertigt habe, damit sie ihre Oma nicht in ein paar Jahren völlig vergessen.

Nach dem Tod meiner Schwester geht es bei mir und auch bei meiner Frau sehr stark bergab. Pauline leidet auch all die Monate an rasendem Herzklopfen. Die Krankheit ist bei uns Thema Nr. 1 geworden, obwohl ich mich mit aller Kraft dagegen sträube.

Alles Positive, Gute, was mir im Leben widerfahren ist und wovon ich in der obigen Biographie geschrieben habe, habe ich zum großen Teil meinen zahlreichen Freunden, die mich stets im Leben begleiteten und umgaben, zu verdanken. Ich hatte noch vor dem Krieg, als ich in Marxstadt die Schule besuchte, immer viele gute Freunde neben mir, und wir halfen stets einander, so viel wir konnten. Manche sind in Vergessenheit geraten, von manchen habe ich die Namen vergessen, aber an einige kann ich mich noch gut erinnern, das sind solche wie *Sascha Ubert*, *Kostja Weiß*, *Herbert Schmidt*. Im Krieg, nach unserer Aussiedlung, schon im Kolchos im Altai, hatte ich einen sehr guten Freund, einen Russenjungen, den *Fedja Saizew*, von dem oben schon die Rede war. Sein Vater war im Krieg gefallen. Wir hatten uns schon in den paar Schulmonaten im Winter 1942 bekannt gemacht, dann arbeiteten wir zusammen im Kolchos. Wir spürten gar nicht, daß er ein Russe war und ich ein Deutscher. Unsere Freundschaft blieb auch bestehen, als er nach dem Krieg in der Stadt Rubzowka lebte und arbeitete und ich wieder im Kolchos. Der Mann wurde später von dem Vater seines Schwiegersohnes erstochen. Von meinen Freunden in der Trudarmee habe ich schon im entsprechenden Kapitel berichtet. Von den Freunden nach der Trudarmee möchte ich meinen Schwager *Reimund Leikam* erwähnen, mit dem ich in den schweren Nachkriegsjahren zusammen arbeitete. Eine lange und feste Freundschaft verband mich während der Jahre meiner Arbeit an der Universität in Frunse mit meinem Kollegen *Jakob Friesen*. Das war sozusagen eine *Familienfreundschaft*. Unsere Familien unterhalten auch heute noch Kontakte und wir treffen uns von Zeit zu Zeit hier in Deutschland, er lebt mit seiner Familie und seiner Verwandtschaft in Wuppertal. Die Freundschaft mit zwei anderen Kollegen aus Frunse (*Johann Nickel* und *Viktor Felde*) ging nach vielen Jahren aus verschiedenen Gründen in die Brüche. Alle die Jahre, die ich an der Kirgisischen Staatlichen Universität tätig war, verband uns eine feste Freundschaft mit den Eheleuten *Helmut* und *Hilde Schurr*, die heute auch in Deutschland leben und mit denen noch immer freundschaftliche Beziehungen bestehen. Enge freundschaftliche Verbindungen bestehen mit meinen Schwagern *Andreas Frank* und *Zacharias Propst*. Hier in Deutschland entwickelte sich eine innige Freundschaft mit der Familie *Alexander* und *Katharina Muth*, mit denen mich die gemeinsamen Interessen zur Familienforschung verbinden. Ich unterhalte freundschaftliche Beziehungen mit *vielen meinen ehemaligen Studenten und Studentinnen*, die jetzt hier in Deutschland leben. An alle diese Leute kann ich mich in kritischen Situationen wenden und erhalte von ihnen nach Kräften Hilfe und Unterstützung, und dafür bin ich ihnen dankbar.

Horn-Bad Meinberg, den 12. März 1999

## Quellenverzeichnis

1. Государственный архив Саратовской области (Gosudarstvennyj archiv Saratovskoj oblasti).
2. Российский Государственный Исторический архив (Rossijskij Gosudarstvennyj Istoritscheskij archiv).
3. Энгельский филиал Государственного архива Саратовской области (Engelskij filial Gosudarstvennogo archiva Saratovskoj oblasti).
4. Архив ЗАГСа Саратовской области (Archiv SAGSa Saratovskoj oblasti).
5. Архив ЗАГСа Марковского района Саратовской области (Archiv SAGSa Marksovskogo rayona Saratovskoj oblasti).
6. Kirchenbücher der ev. Kirche von Büdingen.
7. Erzählungen meiner Eltern und anderer Verwandten.
8. Eigene Erinnerungen.